Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius
Generalsekretär der Gesellschaft
Hamburg

XLVI. Jahrgang 1915



Braunschweig
Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn
1915



Inhalt des XLVI. Jahrganges 1915.

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVI. Jahrg. Nr. 1/4. **Jährlich 12 Nummern.** Jan./April 1915.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Mitteilung des Vorstandes

Infolge des Krieges, der viele Mitglieder unserer Gesellschaft zu den Fahnen rief, fiel die allgemeine Versammlung im Jahre 1914 aus, gelegentlich der die Wahl eines zweiten stellvertretenden Vorsitzenden, des Generalsekretärs und des Kassenführers stattzufinden hatte. Der Vorstand hat beschlossen, in seiner bisherigen Zusammensetzung die Geschäfte bis zur nächsten allgemeinen Versammlung weiterzuführen.

Der Generalsekretär

Thilenius

Persönliche und unpersönliche Kunst.

Von Karl v. Spiess, Wien.

(Mit 36 Abbildungen im Text.)

Vor einigen Jahren haben die kgl. preußischen Kunstsammlungen zu Berlin[1]) eine Zierplatte aus Bronze (Fig. I) erworben, die dem skythisch-sibirischen Kunstkreise zugewiesen wird und eine menschliche Gestalt zwischen zwei Tieren zeigt. Die Leiber dieser Tiere sind lang, schmal, in der Mitte eingeknickt und enden unten in Köpfe mit aufgesperrten Rachen, in denen sich die Füße der Figur befinden. Bei der oberen Endigung der Tierleiber ist es nicht deutlich, ob es sich bloß um den geringelten Schwanz oder um Vogelköpfe handelt, die nach dem Kopfe der Figur picken. Das letztere scheint mir wahrscheinlicher zu sein. Demnach würde es sich beiderseits um ein Tier mit zwei Köpfen handeln.

Fig. 1.



Fig. 2.

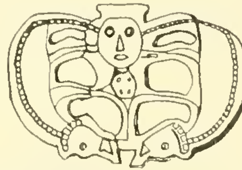


Fig. 3.



Abgesehen von der Seltsamkeit der Tiergestalten und der steifen symmetrischen Haltung der Glieder der menschlichen Figur ist es ohne weiteres ersichtlich, daß es sich hier nicht um die Darstellung eines in der Natur beobachteten Vorganges handelt.

Diese Zierplatte steht mit ihrem Vorwurfe in diesem Kunstkreise nicht vereinzelt da. Aspelin bildet unter den mordwinischen Altsachen[2]) eine Bronzeplatte (Fig. 2) ab, die gleichfalls eine menschliche Gestalt, von zwei Tieren umringt, wiedergibt. Die Tiere besitzen hier nur unterseits Köpfe, ihre Leiber sind mondsichelförmig gekrümmt. Von dem menschlichen Wesen in der Mitte ist nur der Kopf und ein Teil des Leibes deutlich zu erkennen, während alles andere durch Stilisierung in Linien aufgelöst ist.

[1]) Amtl. Ber. d. kgl. preuß. Kunstsammlg. 1907, S. 57 ff., Fig. 49.
[2]) Aspelin, L'âge du Bronce, S. 192, Fig. 901.

Aus Neu-Guinea[1]) ist seit kurzem ein Schnitzwerk (Fig. 3) bekannt, das seinem Aufbaue nach mit der zuerst erwähnten Zierplatte große Übereinstimmung zeigt. Auch hier ist ein menschliches Wesen beiderseits von Tieren umgeben. Die menschliche Figur ist durch Stilisierung ungemein rückgebildet. Der Körper, der keine Gliedmaßen hat, ist säulenförmig gestaltet und geht an beiden Enden in einen Kopf aus, von denen der obere kreisrund ist. Zu beiden Seiten pickt oben und unten ein Vogel an dem Körper dieses seltsamen Wesens. Die Körper der Vögel einer Seite bilden eine Einheit, so daß sich dadurch Übereinstimmung mit der Anordnung der Tiere in Fig. I ergibt.

Sicherlich ist dieses Schnitzwerk aus Neu-Guinea nicht als das Erzeugnis einer seltsamen Laune aufzufassen, da schon nach dem bis jetzt bekannten Material Darstellungen vom selben Aufbau daselbst ungemein verbreitet sein müssen. Schlaginhaufen[2]) bildet ein beschnitztes Brett aus Sigrin ab, das in allen Stücken mit Fig. 3 übereinstimmt. Wir finden zu beiden Seiten zweier in gegensätzlicher Stellung übereinander befindlicher menschlicher Gesichter je einen Nashornvogel, wozu nur zu bemerken ist, daß die obere Partie deutlicher als die untere herausgearbeitet ist, die, obschon noch erkennbar, doch stark verwischt ist.

Diese Bildwerke aus fernem Osten und Westen stehen nicht vereinzelt da. Auf dem ganzen

[1]) v. Luschan, F., Zur Ethnographie d. Kaiserin-Augustaflusses, Baessler Arch. I, 2.
[2]) Schlaginhaufen, Ethnogr. Sammlg. vom Kaiserin-Augustafluß. Publikat. d. ethnogr. Abt. d. Dresdener Museums, XIII, 2; S. 21.

Wege finden wir ähnliche Darstellungen. Sie können nicht zufällig entstanden sein.

Hierher gehört die Darstellung der sumerischen Unterweltsgöttin Ereškigal (babylonisch Allatu) auf einem assyrischen Bronzerelief [1]) (Fig. 4). Die Komposition zeigt mit Fig. 3 auffallende Übereinstimmung. Die Gruppe befindet sich in einem Halbmonde (Nachen), der an den Enden Schwanz und Kopf eines Vogels hat. Mit den Händen wehrt die Göttin zwei Schlangen ab, ihre Brüste werden von zwei Löwen bedroht.

Aus Ägypten kennen wir eine Darstellung der Göttin Buto [2]), nach deren Brüsten zwei Krokodile schnappen (Fig. 5). Die ganz unmögliche Stellung der Tiere zeigt, daß es sich hier nicht um die Wiedergabe eines tatsächlichen Geschehens, sondern um eine Darstellung mit untergelegter Bedeutung handelt.

Von Vorderasien gelangten derartige Darstellungen nach Griechenland und Italien, wie

mit den Händen nieder, indes zwei andere ihre Schnäbel nach ihrem Kopfe richten [1]) (Fig. 7). Das Bild erinnert seiner Gestaltung nach an jene Formen, wo die mittlere Figur von zwei Tierpaaren oder zwei Doppeltieren flankiert wird, zugleich aber macht es den Eindruck, als wäre sich der Verfertiger über die richtige Anordnung nicht mehr recht im klaren gewesen.

Unmittelbar damit verwandt ist die Darstellung auf einer Bronzeplatte aus Perm [2]) (Fig. 8). Hier sind es wieder zwei Vögel, die sich jederseits an den Kopf der Figur anlehnen. Die ganze Art der Darstellung läßt vermuten, daß sich auf ähnlichen Platten Gegenstücke zu den Vögeln am Kopfe an den Fußenden befunden haben.

Auf einer korinthischen, in Italien gefundenen Vase [3]) sehen wir in konventioneller Stellung eine herausgeputzte Frauengestalt mit

Fig. 4.

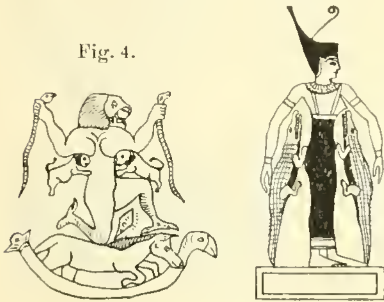


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.

sie in der Frühzeit hellenistischer und etruskischer Kultur auftreten.

Radet hat in seinem Aufsatze Cybébé [3]), anläßlich eines in Sardes gefundenen gebrannten Tonstückes mit der Darstellung der *πότνια θηρῶν*, 47 ähnliche Formen gräko-italischer Herkunft beschrieben und abgebildet.

Zu den ältesten auf griechischem Boden gefundenen Formen ist die Göttin mit Sichelflügeln [4]) eines Elfenbeinreliefs aus der untersten Schichte unter dem Orthiaheiligtume in Sparta (Fig. 6) zu rechnen, die zwei Vögel an den Hälsen hält (8. Jahrh.). Auffallend sind die vorn an der Brust angesetzten Flügel von ausgesprochener Halbmondform.

Auf einer weiteren Elfenbeinplatte aus Sparta (Ende des 7. Jahrh.) hält eine Frauengestalt mit heraushängender Zunge (Gorgo?) zwei Vögel

[1]) Revue archéologique. N. S., vol. 38.
[2]) Champollion, Panthéon égyptien.
[3]) Bibliothèque des universités du midi XIII.
[4]) Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst, S. 113, Fig. 119.

hittitischer Kopfbedeckung zwei Gänse an den Hälsen packen (7. bis 6. Jahrh.). Seltsam berühren die auf den Rücken aufgeklebten, sichelförmigen Flügel. Die Darstellung läßt deutlich erkennen, daß der Künstler zwischen realistischer und durch die Tradition festgelegter Manier schwankte.

Im Vergleiche zu diesen Gestalten ist die Göttin auf der François-Vase (Fig. 9) zu Chiusi [4]) (6. Jahrh.?) eine raffinierte Modedame.

In Indien sehen wir die in griechischer Frühkunst als *πότνια θηρῶν* bezeichnete Gestalt zwischen zwei Elefanten [5]).

Bezeichnend ist, daß die genannte Gruppe — wir können sie als die Gruppe zu Dreien be-

[1]) Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst, Fig. 121.
[2]) Aspelin, Antiquités du Nord finno-ougrien, Fig. 536.
[3]) Radet, Cybébé, S. 24, Fig. 33.
[4]) Radet, Cybébé, Fig. 43 u. 44.
[5]) Maindron, L'årt Indien, S. 185, Fig. 79. Elfenbeinkamm, der als Gegenstand eines konservativen Kunstgewerbes alte Formen erhalten zeigt.

zeichnen — in der Kunst Vorderasiens nicht verschwindet und in Europa überall dort auftritt, wo wir es mit sogenannter Frühkunst zu tun haben.

Mit Darstellungen auf alten persischen Siegelsteinen, wo der Held auf zwei Greifen stehend zwei Löwen in der Luft hält und würgt, stimmt das Muster des Viktor-Sudariums[1]) aus Sens (Fig. 10), eines jungpersischen Stoffes des 7. bis 9. Jahrhunderts überein. Der Held hält hier zwei Löwen an der Kehle, die mit den aufgesperrten Rachen nach seinem Kopfe schnappen, indes zwei andere, in Daraufsicht gegebene Löwen mit Tatzen und Rachen seine Füße gepackt halten. Denken wir uns die Körper der Tiere entlang der beiden Seiten verschmolzen,

hat der Held zu Begleitern Pferd, Hund und Vogel, die seine Schicksale teilen und oft geradezu Entsprechungen des Helden selbst sind.

In der Füllung des Talismantores zu Bagdad[1]) (Fig. 11) aus der Abbasidenzeit sehen wir eine Gestalt mit Kreisnimbus und ausgestreckten Armen zwischen zwei Drachen mit geöffneten Rachen. Dasselbe Motiv tritt uns in Stein gehauen als Füllung eines Rundfensters der Vorhalle des Domes zu Trau[2]) (Fig. 12) wieder entgegen, hier noch bewußter und deutlicher gestaltet, die menschliche Gestalt, Jonas genannt, zwischen zwei halbmondförmig gebogenen Drachen, die seine Beine bereits in ihrem Rachen haben.

Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11.



Fig. 12.

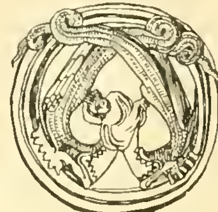


Fig. 13.



Fig. 14.



so bekommen wir ein Bild, wie es die besprochene Bronzeplatte des Kgl. Museums zu Berlin zeigt.

Eine byzantinische Nachahmung des Viktorstoffes (8. bis 10. Jahrh.), die Cahier und Martin aus dem Walburgisstifte zu Eichstätt[2]) veröffentlicht haben, zeigt den Helden gleichfalls im Kampfe mit zwei wilden Tieren, deren Nacken er umschlingt. Auch hier wie in allen weiteren Darstellungen sind die Mittelfiguren in strenger Vorderansicht, die Tiere durchaus in Profilstellung[3]) wiedergegeben. Die letztere Darstellung ist insofern von Interesse, als hier als Begleiter des Helden Hund und Vogel erscheinen. Nach der mythischen Überlieferung

[1]) Falke, Kunstgeschichte der Seidenweberei, Fig. 129.

[2]) Ebenda, Fig. 133.

[3]) Eine einzige Ausnahme finden wir auf der cinesischen Steinskulptur, Fig. 34, wo die zu beiden Seiten der menschlichen Figur befindlichen Löwen in einer Mittelstellung zwischen Vorderansicht und Profil, der eine in $^3/_4$ Profil, gegeben sind. Bezeichnenderweise ist dieses Denkmal eine Übergangsform von der unpersönlichen zur persönlichen Kunst!

Dieselbe Gruppe — nunmehr ein Held mit Rinderohren, der zwei Ungeheuer bändigt — gewahren wir auf einem Kapitell[3]) der Kathedrale von Canterbury (Fig. 13) (Anfang des 12. Jahrh.).

Mit diesen wenigen Beispielen sei die ungemein weite Verbreitung im Westen, das immer wieder sich wiederholende Auftauchen des gleichen Motives aus ganz anders geartetem Formenkreise nur skizziert.

Neu-Guinea ist nicht als die äußerste Grenze der Verbreitung dieser Gruppe im Osten anzusehen. Als v. Luschan das genannte Schnitzwerk aus Neu-Guinea beschrieb, zog er zum Vergleiche ein Schnitzwerk der Maori aus Neu-Seeland (Fig. 14) heran, wo ebenfalls Vögel mit ihren Schnäbeln sich am Kopfe des Helden zu schaffen machen[4]).

[1]) Strzygowski, Amida, Fig. 31.

[2]) Ivekovic, Dalmatiens Architektur und Plastik, II, S. 106.

[3]) Mohrmann u. Eichwede, Germanische Frühkunst, Fig. 109.

[4]) Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Taf. bei S. 548.

Schurtz hat in seinem Aufsatze über das Augenornament[1]) auf vielfache Beziehungen hingewiesen, die zwischen polynesischer und nordwestamerikanischer Kultur bestehen. Jedenfalls hat hier in alter Zeit eine Übertragung von Kulturgut über den Ozean nach Amerika stattgefunden. Näher und bequemer für Kulturübertragung nach Nordwestamerika von Westen her ist der Landweg. Daß solche Übertragungen in reichem Maße stattgefunden, davon zeugen die Sprachen Nordwestamerikas und des nordöstlichen Sibiriens, die alle zusammen in eine große Sprachengruppe gehören, davon zeugen die übereinstimmenden Züge in den Mythen[2]) beider großer Gebiete.

Es wird daher nicht wundernehmen, die Gruppe zu Dreien zunächst auch in Nordwestamerika anzutreffen. Auf einer aus dunklem Schiefer geschnittenen Pfeife von den Aleuten[3]) (Fig. 15) finden wir das genannte Motiv in einer Ausbildung, die ungemein an die vorhin erwähnte neuseeländische Schnitzerei erinnert. In der Mitte die menschliche Gesalt, nach deren Haupte zwei Vögel mit langen Schnäbeln ihre Köpfe richten.

Von Westasien übernommenes Kulturgut ist aber nicht allein für Nordwestamerika festzustellen, wir finden solches auch in Mittel- und Südamerika (Peru). So hat Bork[4]) nachgewiesen, daß die Bezeichnung der einzelnen Tage des Monats außer bei den Majavölkern und anderen Stämmen Mittelamerikas nur mehr bei den iranischen und den durch sie beeinflußten Völkern zu finden ist, wobei als letzter Ausgangspunkt das alte Elam anzusehen ist. Übereinstimmung in Kalenderfragen mit elamischen Verhältnissen geht über Mittelamerika bis nach Peru. In Peru ist die Stadt Cuzco[5]) ein riesiges Tierkreisdenkmal. Um einen großen Sonnentempel liegen im Kreise 12 Stadtteile, die ebenso vielen Zeichen des Tierkreises entsprechen. Was die Namen der Tierkreiszeichen betrifft, so weisen sie teils unmittelbar nach Westasien, teils mittelbar über Mittelamerika dorthin.

[1]) Schurtz, Das Augenornament usw., Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wissensch. XV, S. 2.

[2]) W. Schultz, Vergleichende Bemerkungen zu Sagen der nordpazifischen Indianer. Sitzungsber. d. Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 1911/12 (143 bis 147).

[3]) Wien. Naturhistor. Hofmuseum, ethnogr. Abt.-Inv.-Nr. 11 956. Die Abbildung wurde nach einer Photographie angefertigt, die ich der Liebenswürdigkeit des Direktors der anthropol.-ethnogr. Abt., des Herrn Regierungsrat Fr. Heger, verdanke.

[4]) F. Bork, Amerika und Westasien. Orientalisches Archiv III, 1; Weitere Verbindungslinien zwischen der Alten und der Neuen Welt. Orientalisches Archiv III, S. 4.

[5]) F. Bork, ebenda III, 7.

Der bereits gelieferte Nachweis westasiatischen Kulturgutes in Peru ist für die richtige Einschätzung einer Darstellung auf einem altperuanischen Tonkruge[1]) aus Chimbote (Fig. 16) von größter Bedeutung. Wir sehen nämlich, daß nicht nur die mythische Überlieferung, sondern auch die darstellende Kunst hinsichtlich ihrer Motive letzten Endes von Vorderasien beeinflußt erscheint.

Die genannte Darstellung zeigt mit der Bronzeplatte des sibirisch-skythischen Kunstkreises (Fig. 1) und dem Schnitzwerke aus Neu-Guinea (Fig. 3) derart weitgehende Übereinstimmung, daß es sich in diesen drei Fällen nicht jedesmal um ein Neuschaffen, sondern nur um ein Zurückgreifen auf gemeinsame alte Überlieferung handeln kann.

Wir wollen bei der peruanischen Darstellung zunächt vom Helme der menschlichen Gestalt und seiner Zier absehen. Der Held wehrt mit

Fig. 15.



Fig. 16.



den Händen zwei Tiere ab, deren Natur durch starke Stilisierung kaum zu erkennen ist, jedoch scheint es sich um Vögel zu handeln. Merkwürdig ist nun, daß jedes dieser vogelartigen Tiere zwei Köpfe hat, einen, der nach aufwärts, und einen, der nach abwärts gerichtet ist. Die Füße der menschlichen Gestalt stehen in den aufgesperrten Rachen der nach abwärts gerichteten Köpfe.

Wenn wir die drei genannten Darstellungen miteinander vergleichen, so finden wir, daß die peruanische mit der sibirisch-skythischen die größte Übereinstimmung aufweist. Beide Male in der Mitte der Held, der mit ausgestreckten Armen zwei Tiere mit Doppelköpfen abwehrt, während seine Füße in den aufgesperrten Rachen der unteren Köpfe sich befinden.

Bei dem Schnitzwerke aus Neu-Guinea macht sich eine starke Abwandlung in der Form insoweit geltend, als von der Gestalt in der Mitte nur mehr der Kopf übrig geblieben ist, während der Leib zu einem Pfeiler zusammenschrumpfte. Die Vögel zu beiden Seiten der Figur dagegen zeigen hinsichtlich ihrer Anordnung deutliche Beziehung zu den Tieren der peruanischen Darstellung[2]).

[1]) Baessler, Altperuanische Tongefäße, Fig. 275 a.

[2]) Am Ende der Formenreihe möchte ich der Christusdarstellungen auf dem Werdener-Reliquienkästchen (Zeit-

Weitere Klarheit über das Wesen und die Bedeutung der Gruppe zu Dreien werden wir erhalten, wenn wir durch den Vergleich feststellen, welche Veränderungen und Abwandlungen im ganzen Verbreitungsgebiete auftreten.

Ich beginne mit Gürtelschnallen und Zieraten aus der Völkerwanderungszeit. Auf einer Schweizer Gürtelschnalle aus dem Kanton Wallis[1]) (Fig. 17) ist die menschliche Gestalt in der Mitte der Tiere schon sehr verkümmert, im Gegensatze zu anderen Fundstücken [Schnalle von Lavigny[1]) und von Cossonay[2])], wo sie wohl ausgebildet zwischen zwei Löwen steht, die an ihren Füßen lecken (genannt Daniel in der Löwengrube). Auf der Gürtelschnalle von Wallis ist der Körper nur in Form eines Schleifenbandes vorhanden; die Löwen trachten hier den Kopf zu verschlingen. Auf einem Ortbande aus Schleswig[3]) (Fig. 19) ist nur mehr der Kopf allein erhalten, der zwischen den weit geöffneten Rachen von zwei Ungeheuern liegt. Die gleiche Bildung, den Kopf zwischen den Rachen zweier Tiere, finden wir weiter auf einem Ortbande aus Norwegen[4]) und einem solchen aus der Provinz Namur[5]). Auf Gürtelbeschlägen aus Italien und dem Küstenlande findet sich an Stelle des menschlichen Hauptes eine Scheibe. Löwen- und katzenartige Raubtiere flankieren die Scheibe (Fig. 20) auf den Bronzestücken, die sich im Museum zu Aquileia[6]) befinden. Auf dem Bronzezierate aus Italien[7]) sind es Hasen, während die Zugehörigkeit der Tiere auf dem Fundstücke aus Dalmatien[8]) nicht festzustellen ist.

Fig. 17.



Fig. 18.



Fig. 21.



Fig. 19.

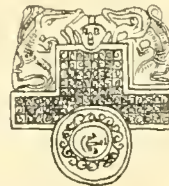


Fig. 20.



Das Motiv „Scheibe zwischen zwei Tieren" kennen wir aus viel früherer Zeit. Auf einer Bronzeschüssel der Hallstattzeit[9]) (Fig. 21), um nur ein Beispiel anzuführen, sehen wir die Scheibe zwischen zwei entenartigen Vögeln, die ihr mit den Schnäbeln zugekehrt sind.

schrift f. christl. Kunst 1901, 14. Bd.: W. Effmann, Kruzifixus, Christus, Engeldarstellungen am Werdener-Reliquienkasten) Erwähnung tun, die als nordische Arbeit angesehen und für das 8. bis 9. Jahrhundert angesetzt werden. Ich halte mich zunächst an jenes Beintäfelchen, das den auferstandenen Christus in recht ungelenker Art mit erhobenen, in den Ellenbogengelenken abgebogenen Armen und dem Beschauer zugekehrten Handflächen wiedergibt (Fig. 18). Drei Strahlen gehen von dem Haupte aus. An dem oberen picken zwei Greifen. Zu beiden Seiten der Christusgestalt sehen wir zwei seltsame, langgestreckte Fabeltiere bis zur Hüftenhöhe emporreichen, die Tatzen gegen Leib und Schenkel gerichtet. Auf einer Engeldarstellung ähnlicher Art auf demselben Kästchen finden wir längs der Beine ebenfalls zwei Tiere, von welchen das eine den Kopf gegen die Füße nach abwärts, das andere den Kopf nach aufwärts gekehrt hat. Das läßt im Zusammenhange mit den vorhergehenden Darstellungen und den bereits bekannten vermuten, daß ursprünglich jederseits ein Tierpaar vorhanden war der Ausgestaltung, daß das eine Tier den Kopf nach oben, das andere den Kopf nach unten gerichtet hatte. Diese Darstellung wäre dann von demselben Aufbau wie das Bild auf dem Viktorsudarium (Fig. 10). Die Vögel, die an dem einem Strahle picken, erinnern wieder ungemein an die gleiche Darstellung auf dem altperuanischen Tonkruge (Fig. 16) (die Ähnlichkeit ist keine zufällige oder verwunderliche, da hinter beiden Darstellungen die gleiche mythische Überlieferung steht. Es ist nicht zu verkennen, daß in den Werdener-Darstellungen christliche und mythisch-heidnische Elemente zusammengeströmt sind) und finden sich in ähnlicher Beziehung auch auf dem Elfenbeintäfelchen von Sparta (Fig. 7). Sicherlich gehört somit die genannte Christusdarstellung in die hier angeführte Formenreihe hinein. Die Datierung dürfte zutreffend sein. Ein Abglanz der sogenannten Völkerwanderungskunst ist noch über diese Darstellung gebreitet Es dürfte nicht leicht fallen, aus späterer Zeit — von volkstümlicher Kunst abgesehen, in der sich oft in geradezu wunderbarer Weise uralte Motive erhalten haben — ein von so merkwürdigen Motiven durchtränktes Werk ähnlicher Art ausfindig zu machen.

[1]) Salin, Die altgermanische Tierornamentik, S. 308, Fig. 664.

[1]) Forrer, Reallexikon, Taf. 264, 1.

[2]) Ebenda, Taf. 264, 3.

[3]) Salin, a. a. O., S. 166, Fig. 394.

[4]) Ebenda, S. 126, Fig. 340.

[5]) Ebenda, S. 110, Fig. 290.

[6]) Riegl, Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn. Abbildung nach eigener Aufnahme.

[7]) Salin, a. a. O., S. 127, Fig. 343.

[8]) Ebenda, S. 127, Fig. 343.

[9]) Sacken, Hallstatt, Taf. XXIV, Fig. 6. Das gleiche Motiv auf einem Bronzeringe bei Lindenschmit, II, 13, 141.

Aus gleicher Zeit und vom selben Fundorte kennen wir eine Schüssel[1]), an deren Rande zwei kleine Vögel sitzen. In diesem Falle stellt das Rund der Schüssel die Scheibe vor, zu deren beiden Seiten sonst die Vögel stehen[2]); das Ganze entspricht dem oft sich wiederholenden Ziermotiv[3]): Scheibe zwischen paarigen Vögeln.

In einer Ausbildung, die unmittelbar an die der Hallstattzeit erinnert, finden wir das gleiche Motiv „Scheibe zwischen paarigen Vögeln" auf neupersischem Silberschmucke (Ohrringen)[4]), auf einer in Südrußland gefundenen alten Silberschüssel[5]) und dann in der russischen Bauernkunst auf Holzschnitzereien[6]) (Fig. 22) häufig.

Dasselbe Motiv erscheint dann wieder auf Zierplatten venetianischer Paläste[7]) (Fig. 23) des 12. bis 14. Jahrhunderts. Zwei Vögel picken an einer Kugel, die hier als das Ende eines Baumes gedacht ist. Das Ganze ist in ein Kreisrund komponiert, von strenger Stilisierung. Die Leiber der Vögel sind halbmondförmig gebogen.

Fig. 22.

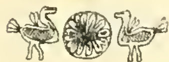


Fig. 23.

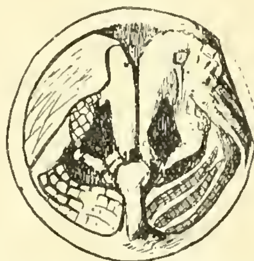


Fig. 26.

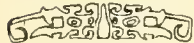


Fig. 24.

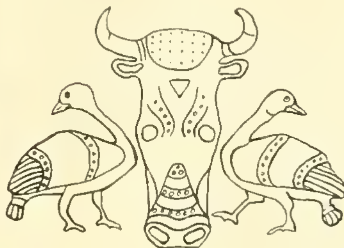


Fig. 25.



Fig. 27.



Die als Taotié bezeichnete Tierfratze, die auf den alten činesischen Bronzen so ungemein häufig anzutreffen ist, geht ebenfalls auf die Gruppe zu Dreien zurück.

Auf einem Bronzegefäße der Schangdynastie im Museum Cernuschi (Nr. 14) ist die Gruppe deutlich ausgeführt. In der Mitte befindet sich ein Kopf mit Hörnern und langen schmalen Ohren, deutlich erkennbar als ein Rinder- (Büffel-)Kopf. Links und rechts davon sieht man zwei Tiere mit gegeneinander gekehrten Köpfen, die schon stark durch Stilisierung umgeformt sind. Die Köpfe sind noch als die von Vögeln zu erkennen, während die Leiber lang ausgedehnt und in ein Band aufgelöst sind.

An Stelle des Menschenhauptes ist ein Rinderkopf getreten. Daß wir es hier mit einer weit verbreiteten, durch Tradition festgehaltenen Komposition zu tun haben, geht aus einem Bilde auf einer boiotischen Vase[1]) (Fig. 24) des 6. Jahrh. v. Chr. hervor, das dieselbe Gruppe in gleicher Zusammenstellung zeigt: ein Rinderhaupt zwischen zwei Gänsen.

Bei dem ungemein starken Hange der Činesen jener Zeit, alles Bildliche in Linien aufzulösen, wurden, wahrscheinlich noch begünstigt durch die schwindende Kenntnis der Bedeutung dieser Tiergruppe, allmählich aus den zunächst fest umrissenen Gestalten Ornamente, die den ursprünglichen Befund unmöglich mehr erkennen lassen. Für die Formwandlung dieser Gruppe (Fig. 25) kommen zwei verschiedene Wege in Betracht. Entweder bildet sich der mittlere Teil, der Kopf des Rindes, zurück und fällt schließlich ganz aus[2]) (Fig. 26), oder die Vögel verkümmern, entarten schließlich zu kleinen ornamentalen Schnörkeln (Fig. 27), in welchen man ohne Vergleichsmaterial niemals mehr die Vogelgestalt vermuten würde[3]), und verschwinden schließlich ganz.

Die letztere Art der Formwandlung trat in den meisten Fällen ein und führte zu der Tierfratze, die als Taotié allgemein in der Literatur bekannt ist.

[1]) Sacken, Hallstatt, Taf. XXIV, Fig. 4.

[2]) Ähnliche Gefäße: Sogenannter Becher des Nestor (Forrer, Reallexikon, Taf. 137, 1), silberner Becher, aus dem die Chewsuren das heilige Bier tranken (Radde, Die Chewsuren und ihr Land, S. 108), ostgotische Schale mit zwei leopardartigen Tieren aus dem Schatze von Petreossa (Forrer, a. a. O., Taf. 268, 10). In meinem Aufsatze: Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes, Mitt. d. Anthrop. Gesellsch., Wien 1914, sind sie als Rauschtrankbehälter charakterisiert.

[3]) Daß es kein bloßes Ziermotiv ist, daß es sich um eine symbolische Darstellung handelt, betont auch Dechelette, Manuel d'Archéologie; II Archéologie celtique; L'âge du Bronce, S. 445.

[4]) Das Budapester Ethnograph. Museum besitzt eine hübsche Kollektion davon.

[5]) Smirnow, Argenterie Orientale, Fig. 152.

[6]) Bobrinsky, Russische Holzarbeiten, Taf. 13, 5.

[7]) Nationalmuseum München.

[1]) Morin, Le Dessin des animaux en Grèce, S. 140. In der koptischen Kunst der Widderkopf zwischen einer Gans und einem Pfau. Kapitell, 4. bis 5. Jahrh. n. Chr., bei Strzygowski, Koptische Kunst, Nr. 7345.

[2]) Beispiele dafür bei Muth, Germanische und chinesische Tierornamentik. Zunächst auf Taf. 22, Fig. 189, 190, dann in der Figurenerklärung zu Taf. 22 die Bilder der zwei einander zugekehrten Vögel, zwischen welchen das Mittelstück vollständig ausgefallen ist.

[3]) Muth, l. c. In der Figurenerklärung zu Taf. 22 der Rinderkopf zwischen den zwei Vögeln; Taf. 22, Fig. 299, der Tierkopf mit zwei geschlossenen Zierlinien rechts und links, als Rudimente der paarigen Vögel.

Die Weiterbildung der Gruppe zu Dreien in der Richtung, daß an Stelle des Hauptes die Scheibe tritt, findet sich in Čina gleichfalls. Im Heft 88 der Kokka ist eine Scheibe (eherne Tempelpauke) mit einem Triskeles in der Mitte und acht solchen Figuren am Rande abgebildet, die von zwei Drachen umrandet wird. Im Heft 97 derselben Zeitschrift finden wir die gleiche Gruppe [1]). Diesmal ringeln sich zu beiden Seiten der Scheibe je zwei Drachen empor. Das Ganze ruht auf dem Rücken eines Löwen. Die Komposition zeigt weitgehende Übereinstimmung mit dem Bilde der sumerischen Unterweltsgöttin Ereškigal. An die Stelle der Göttin ist die Scheibe getreten, die zwei Paare von Tieren werden hier durch Drachen ersetzt. Ereškigal kniet auf dem Rücken eines Pferdes, hier ruht die Scheibe mit den Drachen auf dem Rücken eines Löwen.

Die Scheibe oder vielmehr die Kugel zwischen zwei Drachen ist ein in der frühčinesischen Kunst ungemein verbreitetes Motiv.

Auf dem Gebälke der Ehrenpforte in der großen Tempelanlage der Göttin Kuan Yin [2])

Fig. 28.



auf P'u-t'o-shan sehen wir die Scheibe zwischen jederseits zwei Drachen (Fig. 28), von denen infolge von Verwitterung die zwei äußersten nahezu unkenntlich sind, in derartiger Ausbildung, daß das Motiv als direkte Parallele zu den Zierstücken der Völkerwanderungskunst erscheint. Ein anderes Mal wieder gewahren wir auf dem Sockel einer Säule [3]) eine kleine Scheibe, von einem halbmondförmigen Träger umgeben — die Darstellung gemahnt an die Vereinigung von Vollmondscheibe und Sichel bei den alten Ägyptern —, im Innern eines kleinen Tempels, zu dessen Seiten zwei Drachen mit aufgerissenen Rachen und erhobenen Pranken lagern. Die Scheibe wird von den Činesen als Perle bezeichnet und soll ein Symbol der Vollkommenheit sein. Es ist klar, daß es sich hier um eine nachträgliche Deutung und nicht um eine ursprüngliche Bedeutung handeln kann. Der dem weltlichen Getriebe abgeneigte Sinn des Buddhisten hat hier nach seiner Art und Auffassung dem Bilde eines tatsächlichen Geschehens eine ungreifbare, blutleere Vorstellung als Deutung unterschoben. Der buddhistische Priester wird uns die Deutung einer auf uralter, ihm fremder Tradition aufgebauten Komposition nicht zu geben vermögen, das könnte lediglich durch das naivere Volksbewußtsein geschehen.

Wie innerhalb eines und desselben Bildwerkes in der Gruppe zu Dreien die mittlere Figur durch die Scheibe ersetzt werden kann, das sehen wir deutlich an einem Schnitzwerke aus Timor [1]),

Fig. 29.



wo zu oberst eine menschliche Gestalt zwischen Tieren zu sehen ist, während unterhalb derselben paarige Vögel nach einer Scheibe picken. Wie sehr es sich in allen diesen Fällen um ein durch die Tradition geheiligtes Motiv handelt, ist daraus ersichtlich, daß wir in Neu-Pommern [2]) auf Kanus Darstellungen von gleicher Form und Ausbildung wie auf Timor finden, nur sind es hier Kasuare, die nach der Scheibe picken.

Hoffmann [3]) hat in seiner Arbeit über die Innit Nordamerikas ein Knochenstück (Fig. 29) abgebildet, auf welchem ein rundes menschliches Haupt zwischen zwei langgestreckten Robben eingeritzt ist. Dieses Stück ist ein Beleg für die weitgehende Wanderung derartiger Motive.

Fig. 30.

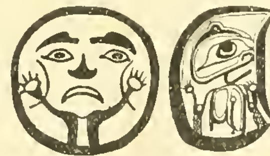
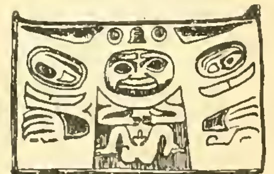


Fig. 31.



Auf Pauken der Haida in Nordwestamerika [4]) (Fig. 30) finden wir die Scheibe — von den Eingeborenen als Mond bezeichnet — und daneben den Halbmond dargestellt, beide mit eingezeichneten kleinen Gestalten. Wenn wir diese Zeichnungen mit der Darstellung auf der geschnitzten Wand einer hölzernen Schüssel der Tlinkitindianer [5]) (Fig. 31) vergleichen, so fällt

[1]) Sollten die beiden Stücke auch in Japan angefertigt worden sein, so weist doch der Stil unbedingt nach Čina.

[2]) Boerschmann, Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen I, S. 47, Fig. 40.

[3]) Ebenda, S. 87, Fig. 86.

[1]) Loeber, Timoreesch Snijwerk en Ornament. s'Gravenhage 1903.

[2]) Meyer, Die Schiffahrt bei den Bewohnern von Vuaton (Neu-Pommern). Baessler, Archiv I, Taf. XII, Nr. 22.

[3]) Hoffmann, The Graphic Art of the Eskimos. (Report of the U. S. Museum f. 1895.) Taf. 32, 7.

[4]) Seler im Globus Bd. 61, S. 332, Fig. 18.

[5]) Krause, Die Tlinkitindianer, Taf. I, Fig. 4.

die große Übereinstimmung auf. In der Mitte haben wir das Kreisrund und zu beiden Seiten ähnliche Ovale. Der Unterschied zur vorhergehenden Darstellung besteht darin, daß das Kreisrund und die Ovale hier nur als Gesichter gedacht, Körper und Gliedmaßen nicht hineingezeichnet, sondern außerhalb derselben wiedergegeben sind. Während die mittlere Figur mit ihren Anhängen noch deutlich zu erkennen ist, sind die in Profilstellung gedachten seitlichen Figuren — spitze Köpfe mit einem Auge — stark stilisiert und wären, wenn sie als Einzelbildungen aufträten, kaum erkenntlich.

Stellen wir diesen zwei Darstellungen noch die Tonpfeife von den Aleuten (Fig. 15) zur Seite, so wird es deutlich, daß in allen Fällen die Art der Darstellung und der zugrunde liegende Naturvorgang der gleiche ist, nämlich der Phasenwechsel des Mondes.

So ähnlich diese Bildwerke untereinander sind, so grundverschieden ist doch die Umsetzung des Geschauten ins Bildhafte. Bei der Haidazeichnung ist der Umriß des Naturobjektes beibehalten und das „Erschaute“, die Gestalten, als leibhaftiger Mann im Monde hineingezeichnet. Lassen wir die Ausfüllung der Fläche fort, so erhalten wir die tatsächliche Gestalt des Mondes, die Scheibe und die Sichel. Bei der Schnitzerei der Tlinkit ist aus dem zeitlichen Hintereinander ein räumliches Nebeneinander geworden, die aufeinander folgenden Phasen sind nach Art primitiver Künstler[1]) gleichzeitig dargestellt (aufnehmender, Vollmond und abnehmender Mond), Körper und Gliedmaßen als Anhänge der Mondgestalt gegeben.

Am meisten „Erschautes“, Gedachtes und Abgeleitetes, und am wenigsten „Geschautes“, direkt Beobachtetes gibt die vorher beschriebene Pfeife von den Aleuten.

Die drei Stücke sind insofern von Bedeutung, als sie zeigen, wie das Geschehen am Monde das eine Mal getreu wiedergegeben wird, das andere Mal nach eingetretener Deutung als ein dramatischer Vorgang zwischen bestimmten Gestalten mit gesetzmäßiger Anordnung dargestellt wird. Aus der Mondscheibe wird eine menschliche Gestalt mit einem runden Gesicht, umgekehrt kann diese Gestalt in einer anderen Darstellung wieder durch die Scheibe ersetzt werden. Was wir bei der Völkerwanderungskunst beobachten konnten, die Umwandlung der menschlichen Gestalt in eine Scheibe (bzw. umgekehrt), das sehen wir in gleicher Weise in Nordwestamerika vor sich gehen. Nun wird es immer

[1]) Wickhoff u. Härtel, Die Wiener Genesis, S. 6.

deutlicher, daß alle Darstellungen der Gruppe zu Dreien infolge einer inneren Notwendigkeit eine natürliche Einheit bilden.

Auf Tongefäßen aus Alt-Mexiko[1]) findet sich die Zeichnung eines drachenartigen Tieres, das eine Scheibe verschlingen will, in einer Ausbildung, die auch hinsichtlich der Stilisierung an činesische Vorbilder erinnert. Bis nach Peru läßt sich das gleiche Motiv verfolgen. Auf dem Monolithtore der Steinpfeilerumfriedung von Tiahuanaco[2]) kehrt elfmal ein Haupt von paarigen Vögeln umgeben wieder, von denen immer zwei Paare zugekehrt, zwei Paare abgekehrt sind.

Die Beispiele, die hier angeführt wurden, geben kaum einen Begriff von dem Reichtume des Stoffes. Wo immer man in diese Art primitiver Kunst Einblick nimmt, überall wird man die beschriebene Gruppe vorfinden. Es erscheint zunächst unwahrscheinlich, an so weit auseinander liegenden Orten, im selben Verbreitungsgebiete zu ganz verschiedenen Zeiten, stets die gleichen Formen anzutreffen. Eine innere Notwendigkeit muß hier vorliegen, aus der heraus die Menschen immer wieder zur Darstellung desselben Motives schritten. Dem Motiv muß eine bestimmte Bedeutung zugrunde liegen, sonst könnte es nicht so oft von den verschiedensten Völkern dargestellt worden sein.

In Nr. 3889 der London-News (Vol. 143) ist folgende Szene aus einem in Alt-Čina üblichen Neujahrsspiele abgebildet: Ein Mann schwingt eine Kugel, die zwei zu beiden Seiten befindliche Drachenmasken zu verschlingen suchen. Die Szene ist das getreue Abbild des im alten Čina üblichen Motives der Scheibe zwischen den Drachen. Wenn wir nun hören, daß im Spiele der Ball den Mond[3]) bedeutet, der von feindlichen Mächten bedroht und verschlungen wird, um alsbald in neuer Schönheit wieder zu erstehen, so haben wir damit mehr als eine Andeutung für das Verständnis der wahren Bedeutung des genannten Motives gewonnen.

Daß hier eine Szene aus einem Spiele zur Erklärung von Bildwerken herangezogen wird, enthält nichts Unerlaubtes, da Spiele, auch Kinder-

[1]) Strebel, Über Tierornamentik auf Tongefäßen aus Alt-Mexiko, Taf. XIII, Fig. 129.

[2]) Stübel u. Uhle, Tiahuanaco, Taf. 17.

[3]) Wenn, wie mir gesagt wurde, in manchen Gegenden Činas Drachen und Ball als Personifikation von Čina und Japan angesehen werden, so ist es klar, daß hier an Stelle der alten, nicht mehr gewußten Bedeutung eine neue Deutung gesetzt wurde. Das Spiel ist seiner ganzen Art und dem Stile der Masken nach zweifellos älter als die maritime Rivalität Činas und Japans.

spiele, als Bewahrer uralter mythischer Vorstellungen bekannt sind[1]). Vielleicht sind sie noch mehr, die Reste der ältesten Form des Mythos.

In Nordwestamerika übrigens sahen wir die Gruppe in einer Ausbildung, aus der ohne weiteres — von den übereinstimmenden Erklärungen der Eingeborenen ganz abgesehen — ihre wahre Bedeutung erkannt werden konnte.

Daß die der Gruppe zu Dreien ursprünglich zugrunde liegende Idee auf das Geschehen am Monde abzielt, das können wir übrigens aus gewissen Bildwerken direkt ablesen.

In Alt-Peru wurde in der Nasenscheidewand häufig ein Goldamulett von Halbmondform getragen. Neben den goldenen Halbmonden gab es aber auch Amulette reicherer Ausgestaltung[2]). Ein Halbmond in der Mitte wird von zwei stilisierten Vögeln (Fig. 32), die ihre Schnäbel gegeneinander kehren, flankiert. Diese Amulette zeigen eine ganze Reihe von Formwandlungen. Die Vögel können so klein werden, daß sie nur mehr in Andeutung vorhanden sind, der Halbmond schließt sich zu einer Scheibe. An anderen Stücken wieder nehmen die Vögelköpfe an Größe zu und die Stelle des Halbmondes nimmt eine kleine Scheibe ein.

Hierher gehören auch die paarigen Vögel, die an der halbmondförmigen Helmzier des Helden auf dem peruanischen Tongefäße (Fig. 16) picken. Die Anbringung dieses Motives gibt uns zugleich einen Einblick in den Stil solcher, unserem ganzen Empfinden nach fremdartiger Kunstwerke, für welche Wiederholung, Häufung und Durchdringung ähnlicher Motive besonders

Fig. 32.

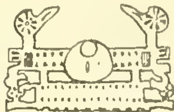


Fig. 33.



charakteristisch ist. Wir haben hier zwei ähnliche Motive übereinander und entnehmen, daß dem in der Mitte befindlichen Helden unten der Halbmond oben entspricht. Der Held unten ist also identisch mit der Mondgestalt oben, nur ein anderes Bild derselben.

Die Mondgestalt ist das Geschaute, die Gruppe mit der Menschengestalt das Ergebnis der Umwandlung des Geschauten in das Erschaute. Die beiden Darstellungen übereinander verhalten sich zueinander wie Beobachtung und Deutung.

Amerika steht mit Bildungen dieser Art nicht vereinzelt da, wir finden sie auch in der Alten Welt.

Ein Silberanhängsel vorptolemäischer Zeit aus Luxor in Gestalt eines Doppellöwen (Fig. 33) zeigt über dem Rücken des Tieres die Mondscheibe und die Mondsichel[1]). Auf einem militärischen Abzeichen[2]) (Fig. 34) spätrömischer

Fig. 34.

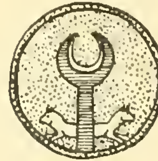


Fig. 35.



Zeit sehen wir den Halbmond zwischen zwei nach entgegengesetzten Seiten schauenden Tieren. Auf einem sarazenischen Gewebe[3]) (14. bis 15. Jahrh.) finden wir den Halbmond, dessen dunkle Ergänzung zugleich angedeutet ist, zwischen zwei anspringenden Löwen (Fig. 35), wo sonst gewöhnlich die Scheibe zu sehen ist.

Wenn wir kurz zusammenfassen, so haben wir es hier mit Kunsterzeugnissen zu tun, deren gleiche Formgebung auf die Gleichheit des Gedankens zurückzuführen ist, den sie verkörpern. Parallel den Kunstformen geht die mythische Überlieferung der Völker, die in den wesentlichen Motiven ebenfalls völlige Übereinstimmung zeigt. Die Grundlage der Mythen aber erweist sich als gleich mit der der hier besprochenen Motive einer primitiven Kunst. Diese wie jene spiegeln, wo älteste unverderbte Überlieferung im Spiele ist, lunare Vorgänge wieder. Der gemeinsame Schatz an Kunstformen und das gemeinsame Gut mythischer Überlieferung sind demnach der Ausdruck einer geschlossenen Weltanschauung, einer Weltanschauung, die von der unsrigen völlig abweicht.

Die Weltanschauung, in der wir aufgewachsen sind, die unser ganzes Denken ausfüllt, möchte ich als die wissenschaftliche bezeichnen. Als deren Begründer gelten die Griechen, die bei ihren Untersuchungen nicht von Voraussetzungen übersinnlichen Charakters ausgingen, sondern an das Zunächstliegende, die umgebende Natur,

[1]) Näheres bei A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, S. 303: „Die antiken Spiele sind sämtlich kosmisch-kalendarisch . . . .“

[2]) Amtl. Ber. d. Kgl. Kunstsammlungen z. Berlin, 1911. Seler, Neue Erwerbungen von Goldschmuck aus Amerika.

[1]) Museen z. Berlin, Mitteil. d. ägypt. Abteil. Bd. I. Ägypt. Goldschmiedearbeiten, Fig. 78.

[2]) Otto Seeck, Notitia dignitatum, Taf. VIII.

[3]) Fischbach, Die wichtigsten Webeornamente, Taf. 103 b.

anknüpften. Schon die Vertreter der milesischen Naturphilosophie ringen um eine auf Beobachtung gegründete Naturerkenntnis. Protagoras spricht später den stolzen Satz aus: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Es ist klar, daß die darstellende Kunst, die solchem geistigen Nährboden entsproß, verwandter Art sein mußte. Der Leib des Menschen als Ergebnis körperlicher und geistiger Pflege ist das höchste Ziel des Kunstschaffens.

Während bis zu dieser Zeit die Menschen als armselige Schatten erscheinen, die kommen und gehen, während die ägyptischen Könige ihr ganzes Leben lang, das ihnen als ein flüchtiges Nichts erscheint, ungeheure Grabbauten aufführen, um sich ein Weiterleben wenigstens im toten Stein zu erzwingen, steigert sich bei den Griechen das Leben des Einzelnen zur unvergänglichen Persönlichkeit. Solange es Menschen unserer Art geben wird, werden die Gestalten eines Sokrates, eines Alkibiades nicht verblassen. Merkwürdig, daß der Name eines Phidias in aller Munde ist, wo doch nicht ein einziges Werk dieses Mannes auf uns gekommen ist.

Die Griechen sind die Begründer einer bis dahin unbekannten Kunst, der Persönlichkeitskunst.

Den Gegensatz zur wissenschaftlichen Weltanschauung bildet jene Weltanschauung, welche die Begründung für alle Erscheinungen nicht in den Dingen selbst sucht, sondern alles abhängig von einer außerhalb derselben befindlichen Gewalt macht. So erschien der Pflanzenwuchs den alten Indern nicht durch das Sonnenlicht bedingt, sondern abhängig vom Monde, und zwar in der Weise, daß der Mond sich ins Wasser begibt, dieses befruchtet und auf diesem Mittelwege durch das Wasser auf das Gedeihen der Pflanzen Einfluß nimmt. Das Leben des Einzelnen, das Los der Völker, das Schicksal der Welt, alles war nur eine Wiederholung der Vorgänge am Himmel, des Geschehens am Monde.

Der Urahne aller Könige ist ein Sohn des Mondgottes. Sein Lebenslauf und der aller seiner Nachfolger ist damit festgelegt. Ihr aller Schicksal ist das des Gottes, wie es der Mythos erzählt. Mag die Macht eines orientalischen Despoten in jener alten Zeit noch so groß gewesen sein, für die Betätigung eigenen Willens und Strebens gab es in einem solchen Leben wenig Raum. Ungeheurer Glanz und schwerer Prunk umgab ihn, unter dem sein Ich erstickte.

Es ist klar, daß unter solchen Verhältnissen von dem Hervortreten der Persönlichkeit des Künstlers in unserem Sinne nicht die Rede sein konnte. Im Banne der alles beherrschenden Überlieferung steht sein Schaffen. Er ist in allen wesentlichen Stücken gebunden, nur in unbedeutenden Einzelheiten frei. Dieser Art Weltanschauung entspricht eine völlig andere Kunst, die unpersönliche [1]).

Es ist leicht zu zeigen, daß die Kunst des auf eigene Faust lebenden Jägers rein naturalistisch, die des in Verbänden lebenden Ackerbauers unpersönlicher Art ist [2]).

Dort, wo die mythische Weltanschauung die Grundlage eines größeren Staatswesens ist, wird selbstverständlich die unpersönliche Kunst anzutreffen sein. Das ist der Fall bei den alten Staaten Vorderasiens, in Babylonien und Ägypten. Allerdings finden wir zu jenen Zeiten auch

---

[1]) In meinen Aufsätzen: „Prähistorie und Mythos", 1910, und „Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst", 1911, wies ich bereits auf die auffallende Erscheinung hin, daß im alten Orient zu allen Zeiten Kunstwerke ganz verschiedener Art gleichzeitig auftreten, nämlich solche, die auf Grund vorzüglicher Naturbeobachtung, und solche, die getreu nach der Überlieferung in strenger Stilisierung geschaffen wurden.

Unabhängig von mir hat Béla Lázár die gleiche Beobachtung gemacht und sie in einer Abhandlung „Die beiden Wurzeln der Kruzifixdarstellung" (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft 98, 1912) niedergelegt.

Wenn wir in der Feststellung des Tatsächlichen übereinstimmen, so gehen wir in der Erklärung desselben weit auseinander.

Lázár erklärt die zwei verschiedenen Arten der Darstellung durch zwei verschiedene Strukturen der künstlerisch schaffenden Phantasie. Nach seiner Meinung gibt es Künstler mit konkreter und solche mit abstrakter Phantasie. Damit ist nicht viel gesagt. Es ist selbstverständlich, daß die Psyche zweier Künstler, die Kunstwerke von so verschiedener Art, wie beispielsweise das „Hundertguldenblatt" und das hier abgebildete Rundfenster zu Trau, schufen, von Grund aus verschieden sein muß. Die Annahme zweier verschiedener Phantasiestrukturen ist nichts anderes als ein Zurückschrauben des Problems. Nun muß man erst von neuem wieder fragen: Wie kommt es denn, daß die Struktur der Phantasie so verschieden ist?

Die Phantasie eines Künstlers ist durchaus nicht völlig frei. Sie reicht nirgends über die Bewußtseinsmannigfaltigkeit, über das, was wir Weltanschauung nennen, hinaus. Das von der Phantasie des Künstlers angeregte Werk ist der getreueste Spiegel seines Ichs, seiner Weltanschauung. Sehen wir zwei Werke von ganz verschiedener Art der Auffassung nebeneinander, so müssen wir notgedrungen schließen, daß die Weltanschauung der beiden Künstler, die sie schufen, in allen Stücken verschieden war. Hinreichend erklärt werden die beiden Kunstwerke hinsichtlich ihres Gehaltes dann sein, wenn wir den Weltanschauungen der Schaffenden nachgegangen sind und ihre Verschiedenheit klargelegt und begründet haben.

Diesen Weg zu gehen, habe ich mit diesen Zeilen versucht. Und es hat sich gezeigt, daß es durchaus nichts Zufälliges ist, keine Frage des Nervensystems im psychologisch-naturwissenschaftlichen Sinne, ob ein Künstler naturalistisch-persönlich oder stilisiert-unpersönlich schafft, sondern immer eine Frage der kulturellen Verfassung des Einzelnen.

[2]) v. Spiess, Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Tierdarstellungen. Programm 1913.

Regungen der anders gearteten Kunst, der persönlichen. Die Mittelpunkte jener Staaten waren große Städte und dort setzten bereits wissenschaftliche Bestrebungen[1]) ein, freilich noch durchaus in Verbindung mit Voraussetzungen aus dem Mythos. Derartige geistige Strömungen sind im Kunstschaffen sogleich fühlbar. Im babylonischen und ägyptischen Kulturkreise finden wir neben den nach der landläufigen Tradition geschaffenen Kunstwerken auch solche, welche die Persönlichkeit des Künstlers schon stark fühlen lassen. Man denke an die Wildeseljagd auf einem Relief Asurbanipals aus Kujundschik[2]) oder an die lebensvolle Gestalt eines ägyptischen Kriegers aus dem alten Memphis auf einem Holzrelief aus dem Grabe des Hesi[3]).

In Städten, wo die mythische Weltanschauung durchaus herrschend war, wie in den Städten von Mittelamerika und von Peru, die sogar in ihrem Bauplane oft den Tierkreis widerspiegeln, ist man nicht imstande, ein Werk zu finden, welches die Züge des persönlichen Künstlers trüge. Hier ist alles streng im Rahmen einer unveränderlichen Tradition geschaffen.

Der Untergang der Antike ist verknüpft mit dem Niedergange wissenschaftlichen Denkens und in dessen Gefolge mit dem Erlöschen persönlicher Kunst. Die ganze byzantinische Kunst ist ein Beweis dafür.

Wenn man in Italien im 13. Jahrhunderte sich an ausgegrabenen griechischen Bildwerken in römisch-hellenistischer Nachschaffung begeistert, so setzt das ein Vorhandensein einer neuen Weltanschauung voraus. Mit dem Erwachen der Persönlichkeit ersteht eine neue Kunst. Notwendig muß sie dort ergänzend und erweiternd einsetzen, wo die Hand des Griechen erlahmte.

Von Italien griff die neue Kunst nach allen Kulturländern über, wobei zu beachten ist, daß die unpersönliche Kunst entsprechend der Unbildung und der Abgeschlossenheit der großen Menge und der Zähigkeit der Überlieferung nie ganz zum Erlöschen kam. Sie haftet in Resten sogar noch den Werken eines Dürer[4]) an, der gelegentlich mit alten Symbolen arbeitet; sie ist in starkem Maße im Kunsthandwerk nachzuweisen und erfüllt in hohem Maße die Volkskunst. In dieser Kunst, die so sehr von Überlieferung beherrscht ist, hat sie noch heute Leben.

Es wird sich nun darum handeln, alle jene Merkmale herauszuholen, durch welche beide Arten von Kunstschaffen einerseits ausreichend charakterisiert sind, anderseits sich voneinander wesentlich unterscheiden.

Ein rein äußerliches Kennzeichen gibt uns einen wertvollen Fingerzeig. Das Werk der persönlichen Kunst ist eng verknüpft mit der Person des Künstlers, es trägt seinen Namen, es ist signiert. Ein Werk der unpersönlichen Kunst kann von irgend jemandem verfertigt worden sein, es ist namenlos[1]).

Sämtliche Kunstschöpfungen des alten Orients sind insofern als unpersönlich anzusehen, als auf keinem Werke der Name des schaffenden Künstlers zu finden ist, auch literarische Werke[2]) niemals mit dem Namen eines bestimmten Künstlers verknüpft, Künstlernamen überhaupt unbekannt und nur hie und da durch Zufall auf uns gekommen sind.

In der ägyptischen Kunst sind wir außerstande, die einzelnen Kunstwerke mit bestimmten Namen zu verknüpfen. Aus den Merkmalen Schulen zusammenzustellen und diese auf den Namen eines Königs oder einer Reihe von Herrschern zu beziehen, ist alles, was sich tun läßt. Ein seltsames Geschick hat uns aus der memphitischen Zeit den Namen eines Bildhauers, Ptah-anch, zugetragen, der sich im Grabe des Bestellers abgebildet hat, in einer Barke beim Mahle sitzend, vom Gesinde bedient[3]). Ein anderer Künstler gräbt an einer leeren Stelle in einem Grabe sein Bild ein, das ihn an der Staffelei mit Pinsel und Farbtopf fleißig arbeitend zeigt, jedoch vergißt er seinen Namen beizusetzen. Aus späterer Zeit sind uns die Namen von einigen Bildhauern und Malern dadurch bekannt geworden, daß sie in den Akten als Beamte geführt wurden (Ober- und Unterbildhauer!), nicht aber im Zusammenhange mit bestimmten Werken.

Bei den Sumerern, Babyloniern, Assyrern ist es Regel, daß das Kunstwerk namenlos ist. So gilt es schon als etwas Besonderes, wenn in

[1]) Wir verdanken den Babyloniern die Grundlage aller exakten Wissenschaft, die Festlegung der Zeit- und Längeneinheit.

[2]) Hunger u. Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde, Fig. 124.

[3]) Maspero, Ägyptische Kunst, S. 60, Fig. 101.

[4]) Näheres bei R. Wustmann, Von einigen Pflanzen und Tieren bei Dürer. Zeitschr. f. bildende Kunst, 46. Jahrg., S. 109 ff.

[1]) Wir kennen freilich Werke der persönlichen Kunst, die nicht signiert sind. Hier ist das Fehlen des Namens ein bloßer Zufall. Wir sind dann immer in der Lage, die besagten Werke einem bestimmten Künstler oder wenigstens einer Schule seines Namens zuzuschreiben.

[2]) Vgl. O. Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, S. 34 ff.

[3]) Maspero, Geschichte der Kunst in Ägypten, S. 65, Fig. 111.

den Quellen einmal der Name eines Künstlers zufällig auftaucht. Für die alte persische Kunst vermögen wir nicht einen einzigen Künstlernamen anzugeben, haben aber durch Quellen bezeugt, daß der griechische Künstler Telephanes von Phokaia am Hofe des Dareios und Xerxes arbeitete.

Während wir für die hohe Kunst des alten Orient nur sehr wenige Künstlernamen und kein einziges signiertes Kunstwerk angeben können, stoßen wir im griechischen Kunstgewerbe schon zu Anfang des 6. Jahrhunderts auf Künstler, die ihre Werke signierten. Auf der Françoisvase (Florenz) lesen wir: Ergotimos hat sie geformt, Klitias sie bemalt. Von 500 an ist alle bessere Keramik signiert. Da erscheint dann im weiteren Laufe der Entwickelung eine so weit gehende Differenziertheit im Gestalten, daß wir auch ohne Signatur zwei Vasen aus gleicher Zeit, mit gleicher Art der Bemalung dennoch als von zwei verschiedenen Künstlern herrührend erkennen können. Ganz verschieden ist die Auffassung eines Brygos von der eines Euphronios.

Der Kunst der byzantinischen Zeit ist ein Reichtum an Formen und eine Höhe der Technik nicht abzusprechen. Und doch machen die Werke einen ganz anderen Eindruck auf uns als die der klassischen und hellenistischen Zeit. Diese andere Art wird von denen, die nur auf Leistungen der persönlichen Kunst eingestellt sind, als Altersschwäche oder Entartung der Kunst bezeichnet. Was nach den bisherigen Ausführungen vorauszusagen ist, den mit der Unpersönlichkeit der Kunst zusammenhängenden Mangel an überlieferten Künstlernamen und signierten Werken, finden wir in der byzantinischen Kunst glänzend bestätigt. Nur durch Zufall ist uns von beiläufig einem Jahrtausend byzantinischer Kunstentfaltung eine kleine Zahl von Künstlernamen erhalten. Signierte Werke gibt es in dieser Kunst, in der der Begriff der Persönlichkeit eine unbekannte Größe ist, überhaupt nicht[1]). Der Orient hat seine Pforten geöffnet, uralte Motive, die Jahrhunderte lang diesem Boden fremd waren, tauchen wieder auf.

Halten wir dagegen eine Schaumünze aus der Zeit der Frührenaissance. Auf der Rückseite finden wir den Namen dessen, der sie entworfen, Pisano, in genau so großen Lettern wie den Namen dessen, für den sie geprägt wurde. Die Renaissance gilt als die Zeit der großen Persönlichkeiten. Die Persönlichkeit des Künstlers erhob sich hier zu einer Größe wie nie später. Die stolzen Künstlernamen auf den Schaumünzen sind ein handgreiflicher Beweis hierfür.

Wiewohl der Umstand, ob ein Kunstwerk zur Gruppe der signierten oder der niemals signierten gehört, für die Bewertung, ob es der persönlichen oder der unpersönlichen Kunst entstammt, von großer Bedeutung ist, so ist dieses Merkmal zunächst rein äußerlicher Natur und es wird sich nunmehr darum handeln, beide Schaffensarten miteinander zu vergleichen.

Wir wollen zunächst die Person des Verfertigers einer näheren Betrachtung unterziehen.

Der Schöpfer der Werke der persönlichen Kunst ist der Künstler, eine besondere Art Mensch. Er bildet mit den Genossen gleichen Strebens eine eigene Gesellschaft, deren Anschauungen von den Anschauungen der gewöhnlichen Menschen, der Bürger und Philister, wesentlich abweichen. Der Künstler vertritt zumeist einen besonderen Zweig der Kunst, er ist wie alle Städter Spezialist, Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter. Zuweilen tritt wohl eine Sehnsucht darnach auf, die Künste, die in der Urzeit einander durchdringend als eine selbstverständliche, organische Einheit auftraten, künstlich zu verschmelzen. Allein diese Versuche können nie von Erfolg begleitet sein. Die Künste haben bei den Kulturvölkern, voneinander getrennt, eine lange Entwickelung durchgemacht, haben dadurch die Beziehung zueinander verloren, woraus sich die Unmöglichkeit ergibt, die weit voneinander abliegenden Sproßenden zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Stehen nun schon die Künstler der verschiedenen Kunstzweige notgedrungen einander fremd gegenüber, so werden sie von der breiten Menge durch eine noch größere Kluft getrennt. Es ist immer nur eine bald größere, bald kleinere Minderzahl von Menschen, mit denen sie wirklich in Verbindung stehen. Dürer war in den Städten Deutschlands noch durch seine Holzschnitte im guten Sinne populär, während die Renaissancekünstler vielleicht zum kleinsten Kreise von Verständigen sprachen. Der Durchschnittsstädter ist in Dingen der darstellenden Kunst völlig unproduktiv und befindet sich daher ganz außerhalb der Entwickelungslinie des Kunstschaffens. Derartige Menschen stehen Kunstwerken fremder gegenüber als Wilde. Sie sind auf das Abbildungsmaterial einer bestimmten illustrierten Zeitung eingestellt

[1]) Bei F. W. Unger, Quellen zur byzantinischen Kunstgeschichte finden wir I, S. 52 ff. zehn Namen von Malern, einen Namen eines Metallarbeiters. Von Bildhauern ist nur ein Name überliefert und bei diesem ist es nicht gewiß, ob er nicht der Name des Stifters des Werkes ist.

und erklären alles andere für Schwindel, verrückt oder abscheulich.

Ganz im Gegensatze zum Schöpfer der Persönlichkeitskunst steht der Verfertiger von Werken der unpersönlichen Kunst. Derartige Werke entstehen heute noch in Dörfern, in Gebieten geringer Kultur (Osten von Europa), oder in Gebieten von hochkonservativem Geiste, wie in Tirol, als Erzeugnisse des Hausfleißes, ferner durch den Kunsthandwerker des Orients und in den weiten Gebieten der sogenannten kulturlosen Völker. Wenn es auch in den Dörfern besonders Begabte gibt, so kann als Erzeuger der Kunstwerke doch jedermann angesprochen werden. Der Bauernkünstler sticht in Nichts von seiner Umgebung ab. Er steht mit den Gefühlen und dem Verlangen aller seiner Mitmenschen in engster Beziehung. Bei ihm wie bei allen anderen ist noch die Verbindung mit den Schwesterkünsten vorhanden. Er dichtet, singt, schnitzt und malt. Und das alles bildet eine natürliche Einheit. Auch einzelne besonders begabte Individuen bleiben hier völlig im jeweiligen Rahmen der Gesellschaft. Es ist also, wie wir sehen, gar kein Grund vorhanden, daß hier der Einzelne ein Kunstwerk mit seinem Namen verknüpft.

Das Leben des Persönlichkeitskünstlers ist völlig mit den Ideen seiner Kunst ausgefüllt. Das bringt oft vollständige Weltfremdheit mit sich, die sich in seinen Werken widerspiegelt. Die Kunst wird auf diesem Wege Selbstzweck — l'art pour l'art. Mit diesem Ausspruche soll uns versichert werden, daß künstlerisches Schaffen auch ohne irgend einen Zusammenhang mit dem Leben der Allgemeinheit bestehen könne.

Der Schöpfer von Werken der unpersönlichen Kunst ist im gewöhnlichen Leben Bauer. Nur wenn er freie Zeit hat und gut aufgelegt ist, wird er Künstler. Hier entspringt das Kunstschaffen aus einem Überfluß an Kraft, hier ist die Kunst Begleiterin auf dem Lebenswege.

Auch hinsichtlich der Wahl des Gegenstandes und der Verarbeitung verhalten sich die Künstler beider Kunstarten verschieden.

Der Persönlichkeitskünstler ist völlig frei in der Wahl seines Vorwurfes und in der Verarbeitung desselben. Die Wahl des Stoffes, das „Was“, als etwas Zufälliges ist von geringerer Bedeutung als die Ausführung, das „Wie“. So ist die Art der Ausführung für die Wertung der Persönlichkeit allein ausschlaggebend. Hier liegen ungezählte Möglichkeiten vor und wir bewerten die Persönlichkeit eines Künstlers um so höher, je reicher und origineller der Aufwand seiner äußeren Mittel ist. So erleben wir eine so intensive Steigerung der äußeren Ausdrucksmittel, daß die Technik als solche schon (die Wahl der Farben, die Linienführung) psychisches Erleben widerspiegelt.

Der Persönlichkeitskünstler gestaltet den Stoff nach seinem inneren Erleben. Die großen Persönlichkeitskunstwerke sind große Konfessionen. Wir schätzen solche Werke nach dem Maße des ihnen allein zukommenden, eigenen Gehaltes. Die Kunstgeschichte der hohen Kunst ist nichts anderes als die Aufeinanderfolge einiger weniger starker Persönlichkeiten und derjenigen, die ihrem Beispiele nacheiferten, wobei die Schule immer den Niedergang bedeutet, denn sie bietet nichts Neues, nichts Eigenartiges.

Wenden wir die naturgeschichtliche Betrachtungsweise folgerichtig auf Erscheinungen im Kunstschaffen an, so haben wir es hier eigentlich gar nicht mit einer Entwickelung — vom rein Technischen abgesehen — zu tun. Die großen Künstler sind das, was man naturgeschichtlich als Mutation bezeichnet, eine neue Art, die sprunghaft, völlig fertig, in dem für sie Charakteristischen ohne Bezug auf Früheres auftritt. Daraus ergibt sich, daß die entwickelungsgeschichtliche Betrachtung nur auf die Schule anwendbar ist. Hier werden bestehende Merkmale weiter gebildet und abgeändert.

Dadurch, daß man vom Künstler fortgesetzt Neues fordert, tritt oft ein ungesundes Haschen nach Orginalität bei schwächeren Naturen ein, beim Publikum eine übergroße Wertschätzung äußerer Merkmale. Der Blick wird vom Ganzen abgezogen und zu sehr auf das Technische, die Mache hin gerichtet.

Die feine Abschätzung von Kleinigkeiten in der Arbeitsweise bringt es mit sich, daß wir für jeden Künstler nicht nur den ihn kennzeichnenden Stil, den Stil seiner Persönlichkeit, feststellen, sondern an den Werken aus verschiedener Zeit — von Jugendwerken ganz abgesehen — verschiedene Entwickelungsstufen dieser Persönlichkeit herausfinden.

Insofern als die schwächeren Individualitäten von einer größeren Persönlichkeit abhängig sind und die Arbeitsweisen sich in gewissen Punkten berühren, können wir von einem Zeitstile sprechen, in dem allerdings die Eigenart des starken Einzelnen nicht verschwindet. Die Gegenwart freilich mag eines ausgeprägten Zeitstiles ermangeln, da das universelle Bewußtsein, das in der ganzen Welt, in den Kunststilen aller

Völker nach Vorbildern sucht, ein Schaffen nach einer bestimmten Richtung verhindert.

Der Bauernkünstler verhält sich hinsichtlich Vorwurf und dessen Verarbeitung völlig gegensätzlich. Die Anzahl der zur Verfügung stehenden Motive ist eine geringe und in einem bestimmten Gebiete durch die jeweilige Überlieferung gegeben. Diese reicht weit zurück, oft bis in die Vorzeit [1]) und wurzelt teils in mythischen Vorstellungen, die dem Landvolke heute kaum mehr bewußt sind, oder in religiösen Mysterien, deren bildliche Formung oft auf die alten Darstellungen mythischen Gehaltes zurückgeht [2]).

Ebenso wie der Bauernkünstler in der Wahl seines Vorwurfes eingeengt ist, ist er auch in der Ausführung gebunden. Im Laufe der Zeit hat sich eine bestimmte Anzahl von Auffassungen und Ausführungen herausgebildet, die nun getreu nachgebildet werden, ohne daß der Einzelne darüber hinausginge oder Neues erstreben würde. Während beim Persönlichkeitskünstler die Technik allein nicht nur ein Bestimmungsmerkmal für die Person, sondern sogar für eine bestimmte Zeit abgibt, ist die Technik von Werken der Volkskunst zunächst unabhängig von der Person und durch lange Zeit, oft durch Jahrhunderte dieselbe [3]).

Insofern als gewisse Nationen oder Völker bestimmte Motive bevorzugen und dem Dargestellten eine eigene Ausgestaltung erteilen, woraus die Volkszugehörigkeit ohne weiteres erkenntlich ist, können wir von einem Nationalstile sprechen, insofern als gewisse Motive der Unpersönlichkeitskunst ihrer Formgebung nach auf dem ganzen Kreise Europa—Asien—Amerika in gleicher Ausbildung auftreten, von einem Ewigkeitsstile. Denken wir an die Gruppe zu Dreien, so handelt es sich dabei um Formen, die nicht dem Wandel der Zeit unterliegen, die nicht ein Geschehen von dieser Welt, sondern letzten Endes Vorgänge am Himmel, die Formwandlungen am Monde darstellen. Seine Gestaltsänderung ist aber nur ein Beispiel für die allgemeine Wandlung, für die des Menschen und des Weltalls. Über Mikrokosmos und Makrokosmos waltet das gleiche Gesetz: Geburt, Tod, Wiederkehr.

Wie verhalten sich die Werke beider Kunstarten hinsichtlich ihrer Bestimmung und ihres Endzweckes?

Die Werke der Persönlichkeitskunst auf Veranlassung weniger, der Befehlenden und Besitzenden, ausgeführt, haben den Zweck, ihre Paläste zu schmücken. Für wenige berechnet, sind sie der großen Menge unzugänglich [1]). Auch dort, wo derartige Kunstwerke in Kirchen, in öffentlichen Gebäuden und auf Plätzen auftreten, rühren sie nicht an die Seele des Volkes, da sie ja vor allem dazu bestimmt sind, die Macht der Herrschenden nach außen hin kundzutun.

Diese Umstände bringen es mit sich, daß die Persönlichkeitskunst nicht in die breiten Schichten des Volkes dringen kann.

Wenn der Endzweck der persönlichen Kunst, wie der jeder Kunst, der ist, bestimmte Gedanken und Gefühle zum Ausdrucke zu bringen, so ist es nach dem bereits Gesagten leicht verständlich, daß dieser Endzweck der persönlichen Kunst am besten dort erreicht wird, wo persönliche und unpersönliche Kunst noch näher

[1]) Bobrinsky (Volkstümliche russische Holzarbeiten 1911) führt das auf russischen Holzarbeiten auftretende Motiv „Scheibe mit paarigen Vögeln" auf das in der Hallstattzeit häufige Motiv gleicher Art zurück und legt ihm zugleich mit Dechelette eine besondere Bedeutung zu.

Ähnliches habe ich in meinem Aufsatze „Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst" 1911 ausgeführt, wo ich die Gruppe: Paarige Vögel zu seiten eines Baumes, Gefäßes, der Scheibe usw. eingehend behandelte und reichliches Vergleichsmaterial beibrachte.

Auch die russischen Holzschüsseln in Vogelform bringt Bobrinsky in Zusammenhang mit prähistorischen Formen, wie ich das in meinem 1912 gehaltenen Vortrage „Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes" getan habe, und hält auch die Form nicht für zufällig, sondern im Zusammenhange stehend mit bestimmter mythischer Überlieferung Allerdings bezieht er das Motiv in der jetzt noch geläufigen Weise auf die Sonne, ohne sich für die Beweisführung anderer Argumente als abgebrauchter Schlagwörter und unbewiesener Vermutungen zu bedienen. (Nach dem deutschen Texte, S. 18 ff.)

Die Stärke der Tradition zeigt sich auch darin, daß in der Reliefschnitzerei von Gefäßen, Klopfhölzern und Teilen von Pferdegeschirren ein Flechtmuster erscheint, daß 2500 Jahre v. Chr. in Vorderasien geläufig war und das Morgan als „Torsade elamite" bezeichnet (Mémoires VII, 129), zu dem noch ein von den ältesten Zeiten bis zur Sassanidenkunst verfolgbares, herzförmiges Muster (Mémoires VIII, 94) tritt (Bobrinsky, l. c., Deutscher Text, S. 46).

[2]) K. v. Spiess, Trinitätsdarstellungen mit dem Dreigesicht. Werke der Volkskunst 1914.

[3]) In der Bauernkunst finden sich oft die Niederschläge der großen Stile der Stadtkunst, wie der Renaissance, der Barocke usw. Sie sind als fremdes Gut stets von dem Bodenständigen zu trennen. Die Volkskunst eines Landes ist um so reiner und ursprünglicher, je weniger sie derartige städtische Anleihen aufweist. Schwedische, isländische, russische Volkskunst.

[1]) Man denke an die Trostlosigkeit der Bildergalerien, wo zumeist noch die Bilder wahllos über- und nebeneinander hängen. Es gehört eine große Abhärtung dazu, um in dem grenzenlosen Durcheinander der verschiedensten Eindrücke auch nur ein wenig genießen zu können. Demjenigen aber, der in unbefangenem Verlangen zum ersten Male derartige Katakomben betritt, wird auf lange Zeit, wenn auch nicht für immer der Appetit vergehen. In der Mehrzahl der Fälle allerdings ist der Besuch der Galerien keine seelische, sondern nur eine touristische Leistung.

der gemeinsamen Wurzel liegen. Die weitere Entfaltung der Persönlichkeitskunst bringt es mit sich, daß die Künstler von der Darstellung allgemeiner Ideen immer mehr abgedrängt und dazu geführt werden, nicht nur die Umwelt, sondern auch Szenen mit bestimmter Überlieferung nach eigenem Gutdünken auszugestalten. In steigendem Maße wird auf das rein Technische und rein Äußerliche ein zu großes Gewicht gelegt, oder aber derartig willkürlich mit der Ausgestaltung bestimmter Motive verfahren, daß dann Schöpfungen entstehen, die mit dem Namen dessen, was sie eigentlich darstellen sollen, nichts mehr zu tun haben.

Das große Wandbild eines Unbekannten im Campo santo zu Pisa, der Triumph des Todes, ist sicher das Werk eines persönlichen Künstlers, eines Realisten ungebrochenster Kraft, und doch ist alles in diesem Bilde einer großen Idee so unterstellt, daß das Bild der Gegenwart völlig entrückt als eines der größten Menschheitswerke vor unseren Augen sich aufrollt.

Die Versuchung Christi von Tintoretto in der Scuola di San Rocco zeigt uns, wie die Phantasie des persönlichen Künstlers mit Szenen bestimmter Überlieferung umgeht. Vor Christus steht hier nicht der Teufel, sondern eine schöne geflügelte Frauengestalt. Der biblische Gehalt der Szene ist hier bereits völlig umgewertet. Tintoretto will uns etwa sagen: Der sittliche Wille des Menschen muß die Sinnlichkeit überwinden. So entsteht Kultur.

Die Bilder religiösen Stoffes von Rubens und Jordaens verdeutlichen uns, wie am Ende fortgesetzter persönlicher Auffassung von einem ehemaligen Inhalte überhaupt nichts mehr zu verspüren ist. Die Altarbilder Rubens überraschen uns durch die Schönheit der dargestellten Menschen, durch die spielerische Leichtigkeit der Komposition, durch den sinnlichen Glanz der Farben. Das alles aber vermag nicht hinwegzutäuschen über den Mangel jeglichen geistigen Gehaltes. Die Gestalten, verkleidete Satyrn und Faune, langweilen sich in der ihnen aufgezwungenen Pose. Die Altarbilder Jordaens sind mühsam gestellte Gruppen von Trunkenbolden und Fettwänsten, die mißmutig sind, weil sie nicht an der langen Tafel bei vollen Schüsseln und Humpen sitzen.

Wollte man derartige Bilder nur vom rein inhaltlichen Standpunkte aus beurteilen, so würde man dem Künstler schwer Unrecht tun.

Wir sehen immer das gleiche Spiel. Der Künstler, der eigene Ziele verfolgt, gewinnt zwar für seine Persönlichkeit, vereinsamt aber und verliert an Beziehung zu seiner Mitmenschheit.

Die unpersönliche Kunst ist ausschließlich Zweckkunst[1]). Da gibt es kein Werk, das als Prunkstück nur zum Bestaunen und zum Bewundern geschaffen wäre, das nicht irgend eine Verwendung hätte. Diese Kunst greift überall ins alltägliche Leben ein. Die Wände des Hauses werden mit Ornamenten bemalt, die Türstöcke geschnitzt, die Giebel verziert. Jedes der Einrichtungsstücke zeigt irgend einen Schmuck, meist von der Hand des Besitzers oder dessen Vorfahren selbst geschaffen. Die Gebrauchsgegenstände bis zum hölzernen Trinkgefäß und zur irdenen Schüssel, die Arbeitsgeräte bis zum Wetzsteinbehälter und zum Wäscheklopfholz, alle sind in reichstem Maße ausgeschmückt, mit Ornamenten und Gestalten bedeckt. Den Festtagen wird erhöhte Weihe gegeben durch Spiele mit eigenen Masken (Paradies-, Fastnachts-, Pfingstspiele usw.), durch Gebäcke besonderer Form, die Gebildbrote usw. Besonders dort setzt diese Kunst ein, wo es gilt, die für den Menschen wichtigsten Abschnitte seines Daseins, die, wie wir sahen, in Beziehung zum Kosmos gesetzt wurden, zu feiern: Geburt, Hochzeit und Tod. Er begeht sie in besonderem Kleide, das die Frauen nach altüberkommener Art fertigen und ausschmücken, im Tauf-, Hochzeits- und Totenhemd. Jedes Volk, jeder Kreis hat im Zusammenhange mit seinen eigenen Gebräuchen auch seine eigenen Gewänder, Schmuckgegenstände, Geräte mit bestimmter Verzierung für diese besonderen Tage, da der Mensch heraustritt aus der Allgemeinheit.

Es ist klar, daß die kunstgeschichtliche Betrachtung, die bis jetzt fast ausschließlich den Werken der persönlichen, auf eine bestimmte Zeit abgestimmten Kunst galt, für die Werke der unpersönlichen Kunst keinen Raum hatte. An manchen Stellen war es freilich notwendig, auch auf diese Werke einzugehen, die dann als Erzeugnisse einer frühen, verwilderten oder Barbarenkunst den Werken der hohen Kunst gegenübergestellt wurden. Waren derartige Werke aus edlem Stoffe gefertigt und von vollendetem Stile, so ordnete man sie ins Kunstgewerbe ein oder wies sie der Kleinkunst zu, wo die heterogensten Schöpfungen friedlich nebensammen stehen mußten. Daß man in Verfolgung der „hohen“ Kunst oft unmittelbar auf die „Barbaren“-Kunst stieß und sich mit dieser

[1]) Das Kunstgewerbe, vertreten durch Namen berühmter Meister, ist bis auf unsere Zeit nie Zweckkunst gewesen, da es lediglich als eine Verkleinerung der großen Kunst erscheint. Vgl. hierzu die treffenden Ausführungen O. Kümmels in „Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes“ II, S. 722 ff.

notgedrungen abgeben mußte, erwuchs aus der ohne jede Begründung und Notwendigkeit von der Naturwissenschaft übernommenen Entwickelungshypothese. Nach ihr bewegen sich alle Kunsterscheinungen in einer ununterbrochen nach aufwärts strebenden Linie. Da die Geschichte aber das Gegenteil zeigt, nämlich am Ausgange einer jeden Kulturepoche ein Zusammenbrechen der Persönlichkeitskunst, so mußte dann die „Barbaren"-(Völkerwanderungs-) Kunst herhalten, um das „Stillstehen" und die „toten Punkte" in der angeblichen Entwickelung zu illustrieren. Wie völlig falsche Vorstellungen erweckt eine derartige Auffassung! Dieses Stillstehen der Entwickelung besteht in Wahrheit darin, daß Völker niedriger Kultur mit ihrer unpersönlichen Kunst die Gebiete ehemaliger persönlicher Kunstübung bezogen, daß sich eine neue lebensfrische Kulturschichte allenthalben auf eine alte, abgestorbene legte.

Entsprechend den drei hervorstechenden Kulturstufen, der Höhlen-, Dorf- und Stadtkultur, finden wir auch drei verschiedene Kunstübungen: die ausschließlich naturalistische, die unpersönliche und die persönliche.

Diese drei Stämme des Kunstschaffens, die wesensfremd einander gegenüberstehen, greifen in der Geschichte der Menschheit oftmals übereinander. Auch heutigen Tages beobachten wir bei genauerem Zusehen zwei Kulturschichten übereinander, die ländliche und die städtische. Wollen wir nun bei Besprechung des künstlerischen Schaffens den tatsächlichen Verhältnissen gerecht werden, so dürfen wir nicht eine Reihe von Erscheinungen, wenn sie uns auch zunächst liegen und am verständlichsten sind, herausgreifen und die anderen dabei völlig übersehen.

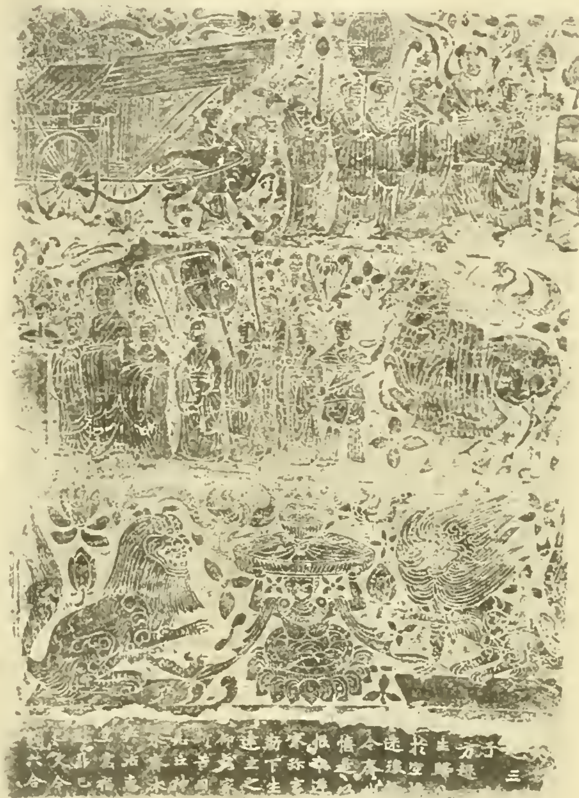
Demnach wäre der Stoff der Kunstgeschichte dreifach zu teilen:

1. Rein naturalistische Kunst.
2. Unpersönliche Kunst.
3. Persönliche Kunst.

Bevor ich nun daran gehe, das Forschungsfeld der unpersönlichen Kunst näher zu entwickeln, sei erwähnt, daß in Übergangszeiten oft beide Kunstarten an einem Kunstwerke nebeneinander vorkommen werden.

Als Beispiel sei ein Flachrelief frühchinesischer Kunst (524 n. Chr) angeführt. Auf dem den Steinuntersatz der Maitreyafigur (Nordwei) zierenden Flachrelief[1]) (Fig. 36) sehen wir auf zwei übereinander liegenden Streifen eine Prozession des Stifters abgebildet, der mit großem Gefolge des Weges zieht. Die Darstellung, die eigentlich nichts anderes ist als eine Übertragung von Malerei auf Stein, da ihr jedes räumliche Gestalten fehlt, ist von großer Lebendigkeit und setzt gute Naturbeobachtung voraus. Ihr liegt das Bestreben zugrunde, einen tatsächlichen Vorgang möglichst getreu wiederzugeben. Befremdend wirkt nur die Füllung jeglichen leeren Raumes durch Rankenwerk und stilisierte Tiere.

Fig. 36.



In schroffem Gegensatze zu diesen beiden Streifen steht der darunter befindliche dritte Streifen. Da sehen wir zwei Löwen mit zausiger Mähne und aufgesperrtem Rachen zu beiden Seiten einer aus einer Lotosblüte auftauchenden weiblichen Gestalt, die auf dem Haupte eine große flache Schale mit einem Räuchergefäße in Kugelform trägt. Auch hier sind Zwischen-

[1]) Abgebildet bei Münsterberg, Chinesische Kunstgeschichte nach Bushell I, 141, Fig. 102.

räume mit stilisierten Blüten, Blättern und Tieren erfüllt.

Die regelmäßige Anordnung dieser Gruppe und ihre Stilisierung läßt sofort erkennen, daß es sich hier nicht um die Wiedergabe irgend eines Erlebnisses handelt, sondern um die Verkörperung eines bestimmten Gedankeninhaltes. Das ergibt sich ferner daraus, daß die darüber dargestellte Szene in genau derselben Ausbildung nicht wieder nachzuweisen ist, während die darunter dargestellte Gruppe sich in genau gleicher Ausführung noch öfters vorfindet. Als Beispiele seien angeführt die Vorderseite des „Tama-muschi"-Schreines (etwa 600 n. Chr.), auf der wieder das kugelförmige Räuchergefäß zwischen zwei geflügelten Fabeltieren abgebildet ist, und von weit abliegendem Gebiete das gleiche Motiv auf einem bemalten Stoffe aus Tun Huang (Sammlung Peliot, Louvre).

Uns bietet diese Gruppe nichts wesentlich Neues. Das kugelförmige Weihrauchbecken steht an Stelle der Perle, die von den Drachen gehütet oder bedroht wird.

Wir haben für diese Zeiten des Überganges noch mit einer anderen Möglichkeit zu rechnen, nämlich mit der Vermischung beider Darstellungsarten.

Als Beispiel hierfür führe ich einen der babylonischen Etana-Siegelzylinder an, und zwar den im Louvre befindlichen (Zeit ungefähr 1. Hälfte des 2. Jahrtausends). Von der ganzen Darstellung greife ich den Emporflug des Helden mittels des Adlers heraus. Die Gruppe zeigt streng symmetrische Anordnung. Unterhalb des Adlers zwei Hunde beiderseits eines behenkelten Gefäßes, zu beiden Seiten dieser zwei Gestalten. Diese Darstellung geht offenbar auf eine ältere, ganz anders geartete zurück. Darauf weist auch der Kopf des Adlers hin, der auf dem Pariser Zylinder nicht zu erkennen, auf dem Berliner aber löwenköpfig ist. Es handelt sich hier also nicht um die Darstellung eines tatsächlichen Geschehens, um den Raub eines Menschen durch einen Vogel, sondern um die Darstellung eines gedachten Vorganges, einer Szene aus dem Mythos. Die diesem Stoffe entsprechende Darstellungsart wäre die der unpersönlichen Kunst. Den Grundsätzen der persönlichen Kunst entspricht die Behandlung der zwei dem Etana nachblickenden Gestalten. Sie sind trefflich in der Bewegung, so gut nach dem lebenden Vorbilde erfaßt, daß durch sie die Bedeutung des Vorganges zurückgedrängt, das Gegenständliche in den Vordergrund gerückt wird. Diese zwei Menschen sind bereits das Werk eines persönlichen Künstlers.

Aus den bis jetzt angeführten Beispielen ergibt sich, daß ein Erzeugnis der unpersönlichen Kunst an der Wahl und Verarbeitung der Motive rein äußerlich erkannt werden kann, abgesehen davon, daß ein solches Werk niemals ein tatsächliches Ereignis darstellt, sondern immer auf etwas Gedeutetes, Erdachtes zurückgeht und dies bei aller gegenständlichen Darstellung betont.

Auf beschränktem Raume wurden hier einige Abwandlungen der Gruppe zu Dreien besprochen und es seien hier noch einige der wichtigsten Motive der unpersönlichen Kunst genannt.

Zu der Gruppe zu Dreien gehört noch das Motiv der Dreiköpfigkeit (drei Köpfe über- oder nebeneinander) und der Dreigesichtigkeit, ferner das Motiv des Lebensbaumes mit den Tieren. Dadurch, daß das Mittelstück wegfällt, erhalten wir die Gruppe zu Zweien. Formen: 1. Paarige Tiere getrennt, a) einander zu-, b) einander abgekehrt. 2. Paarige Tiere vereinigt, Doppeltiere, z. B. Doppeladler. Oft soll ein Gegensatz in der Beleuchtung ausgedrückt werden; dann finden wir eine helle und eine dunkle Gestalt einander gegenübergestellt. (In übertragener Bedeutung z. B. Hase und Kröte.) Daneben gibt es Formen, die halb hell (weiße, glatte, goldene Haut), halb dunkel (rauhhaarig, mit Schuppen bedeckt) gedacht sind (Meerweibchen, Melusine, Skylla). Als bedeutsames Motiv finden wir in ganz eigenartiger Ausbildung über die ganze Erde verbreitet den Kampf des Helden mit den Tieren. Gewissermaßen ein Verkürzungsmotiv hiervon ist der „Kopf im Rachen" und eine Parallelform der Kampf der Tiere. Hiermit wären einige der wichtigsten Motive der unpersönlichen Kunst hinsichtlich ihrer gegenständlichen Seite aufgezählt.

Wenn es sich darum handelt, das Gebiet der unpersönlichen Kunst abzugrenzen, so umfaßt es der Hauptsache nach die Kunsterzeugnisse geschichtsloser Völker und solcher bereits im Besitze der Schrift befindlicher Völker, deren Weltanschauung noch im Mythos wurzelt.

Es kommen daher in erster Linie die Kunstwerke der vorgeschichtlichen Zeit in Betracht, insofern es sich um Ackerbauer und nicht um Jägervölker handelt, also die Fundstücke aus neolithischer Zeit und der folgenden Entwickelungsstufen. Die Bildwerke frühgeschichtlicher Zeit tragen, wenn sie aus Ägypten oder Babylonien kommen, oft schon fremdartige Züge an sich, die davon herrühren, daß wir es bereits mit einer Vermischung zweier Kunstarten, persönlicher und unpersönlicher, zu tun haben. Wenn auch die Weltanschauung der Ägypter, Phöniker und Babylonier durchaus im Mythos

fußt, so hatte die hoch ausgebildete Stadtkultur bereits den Ansatz zu dem gezeitigt, was wir als persönliches Element erkennen. Derartige Einflüsse verschwinden sofort, wenn wir auf Zeiten zurückgreifen, wo die Stadtkultur noch nicht bestand, oder wenn wir uns zu anderen Völkern begeben, die zur selben Zeit noch keine Stadtkultur besaßen. Die älteste Frühkunst Griechenlands, z. B. die Fundstücke der tiefsten Schichten von Mykenä und Tyrins [1]), vielleicht gleichaltrig mit den babylonischen Siegelzylindern, weisen uns die unpersönliche Kunst in schönster Ausprägung, während wir bei den Siegelzylindern die starke Einwirkung von persönlicher Kunst zu fühlen bekamen. Dort aber, wo die ausgesprochene Burgenkultur (Kreta, Mykenä usw.) einsetzt, die Persönlichkeit innerhalb einer kleinen Gesellschaft, der Burgherren, erwacht, dort ersteht mit einem Male die Persönlichkeitskunst in einer Stärke des Ausdruckes, der den Beschauer der Wandmalereien von Knossos in das größte Erstaunen versetzt.

Man ruft verwundert aus: Wie war das zu dieser Zeit nur möglich, und bedenkt nicht, daß das Kunstschaffen nicht von der Stellung in der Zeitlinie, sondern einzig und allein von der psychischen Verfassung des Verfertigers abhängig ist.

Mit dem Verfalle der Mittelmeerkultur setzt überall die unpersönliche Kunst ein, byzantinische und Völkerwanderungskunst genannt, wobei letztere in die Abschnitte: Kaukasus-, skythische, gotische, langobardische, angelsächsische, irische Kunst zu gliedern wäre. Bei der byzantinischen Kunst wäre besonders auf das Moment der Stadtkultur hinzuweisen, durch welches die unpersönliche Kunst wesentlich getrübt erscheint. Über Deutschland (Merovinger Zeit) ist das Wirken der unpersönlichen Kunst bis nach England und Irland zu verfolgen. Im Figürlichen des romanischen Stiles findet diese Art Kunst ihre letzte, große Wiederbelebung auf europäischer Erde.

Auf dem Boden der Volkskunst hat sich die unpersönliche Kunst bis auf den heutigen Tag erhalten. Die uralten Motive, deren mythische Bedeutung dem Bewußtsein des Volkes zum größten Teile verloren gegangen ist, die zum Teile christliche Deutung erhalten haben, treten heute noch in derselben Ausbildung auf wie vor 3000 Jahren. Das Volk freilich — ich habe hier ursprüngliche Verhältnisse vor Augen, möglichstes Fehlen des städtischen Einflusses — spürt nichts vom Flusse der Zeit, das Volk, das vielfach noch ohne die Kenntnis der Schrift ebenso dahinlebt wie in vorgeschichtlicher Zeit.

Unter ähnlichen Verhältnissen schafft der Kunsthandwerker im Orient seine Teppiche und Metallarbeiten. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir an diesen Erzeugnissen oft uralte Motive unverändert auftauchen sehen. Morin bildet in seinem Werke »Le Dessin des Animaux en Grèce« vier Tiere ab [1]), die zusammen nur einen Kopf haben. Von den ägäischen Inselsteinen [2]) sind die zwei Löwen mit gemeinsamem Kopfe bekannt. Auf einem sassanidischen Gewebe [3]) finden sich vier Löwen mit nur einem Kopfe, von Halbmonden rings umgeben. Das Motiv, das Morin abbildet, entstammt einer ganz modernen orientalischen Metallarbeit. Das Zurückgreifen auf so alte Motive ist nach den früheren Ausführungen nicht nur begreiflich, sondern vielmehr vorherzusagen.

Die Erkenntnis der beiden Arten des Kunstschaffens ist weiter von Bedeutung für die richtige Einschätzung der Kunstbetätigung der Gegenwart.

Wir finden heute einerseits extreme Betonung der Persönlichkeit, anderseits dem demokratischen Zuge des Zeitalters entsprechend das Bemühen, die Kunst der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Nach dem vorher Ausgeführten würde sich ergeben, daß in diesem Falle die Persönlichkeit des Künstlers wird zurücktreten müssen, was auch tatsächlich zutrifft. So erklärt es sich, daß das Gegenständliche mit seiner Mannigfaltigkeit in der Erscheinung im Kunstgewerbe womöglich vermieden wird, daß die menschliche Gestalt weitgehende Stilisierung erfährt und das Ornament vorherrscht. Instinktiv knüpft man dort an, wo gleiche Voraussetzungen hinsichtlich der Wirkung auf die Masse bestehen, an die Volkskunst. So feiern uralte Motive im heutigen Kunstgewerbe, der Kunst für die breitere Menge, ihre Auferstehung. Das Motiv der paarigen Vögel mit dem Lebensbaume fand ich unverändert in graphischen Zierleisten und auf bemalten Tellern, das hier besprochene Motiv des Löwenwürgerstoffes als Flächenschmuck einer bemalten Vase, zu meinem Erstaunen einmal sogar ein in Silber und Glas gearbeitetes Likörgefäß in Gestalt einer Doppelente als bewußte getreue Nachbildung eines Gefäßes aus vorgeschichtlicher Zeit, dann wieder

[1]) Ich denke an die weiblichen Tonidole, deren Körper bald als Sichel, bald als Scheibe gestaltet ist. Schliemann, Tyrins, Taf. 25 a, d.

[1]) Morin, l. c., S. 139, Fig. 13.

[2]) Lichtenberg, Ägäische Kultur, S. 118, Fig. 69.

[3]) Fischbach, Die wichtigsten Webeornamente, Taf. 7.

ein Gefäß in Fischgestalt mit vorne anhaftendem Menschenkopfe (Kunstgewerbemuseum in Budapest) als getreue Nachbildung eines altetruskischen Gefäßes [1]).

Bestrebungen ähnlicher Art sind über das Kunstgewerbe hinaus auch in der Persönlichkeitskunst zu spüren. Auch hier strebt man nach Vereinfachung, man stilisiert und sucht den Vorgang bei aller persönlichen Anschauung möglichst absolut zu geben. So kommt es, daß man nicht nur beim Schmucke großer Flächen, sondern auch im Bilde auf Giotto und die Primitiven zurückkommt. Die Anlehnung bezieht sich nur auf die eindringliche Art der Darstellung, nicht auf die Motive. Man vermeidet nach Möglichkeit die Wiedergabe bestimmter Vorgänge und bevorzugt dekorative Bilder allgemeinen Inhaltes mit Überschriften wie Sommer, der Strand usw. Wenn wir auf einem Bilde Frauen sehen, die mit Kindern spielen, die sich im Freien ergehen, die im Grünen ruhen, die baden, so soll damit nicht ein persönlicher Eindruck, sondern das Gefühl der ganzen Menschheit zur Sommerszeit zum Ausdrucke gebracht werden. Man vergleiche einmal ein solches Bild mit einem Mosaik aus San Vitale. Obwohl hinsichtlich Material und Technik ganz andere Verhältnisse vorliegen, überrascht doch die Ähnlichkeit des Eindruckes, der auf der Übereinstimmung in der Hervorhebung der Linie, der dekorativen Wirkung und der betonten Zeitlosigkeit des dargestellten Vorganges beruht.

Es ist interessant zu beobachten, wie Bestrebungen, die auf die exzessive Äußerung der Persönlichkeit abzielen, bei Schöpfungen landen, die die Vernichtung des Individuums bedeuten. Die Werke der Kubisten, Expressionisten, Orphisten usw. zeigen uns in eindringlicher Weise eine neue Arbeitsweise, aber keine Persönlichkeit. Der Einfluß einer Zeit ist stärker als der Einzelne mit seinem Willen. So sehen wir, daß diejenigen, die die Großstadt und ihr Leben mit noch so sensiblen Nerven des besonderen Menschen erfassen und uns ihr Wesen sozusagen in kristallisierter Form geben wollen, schließlich der Möglichkeit des persönlichen Ausdruckes verlustig gehen.

Im kulturgeschichtlichen Zusammenhange erscheinen derartige Bestrebungen als notwendig und es ist daher nicht angebracht, diese Richtungen — wobei natürlich leere Reklamesucht und offenkundige Absicht zum Betruge auszuschalten sind, ein Unternehmen, das einem in heutiger Zeit allerdings nicht immer leicht gemacht wird — von vornherein mit dem Schwergewichte einer nichts besagenden Überzeugung als „neuen Schwindel" abzulehnen.

[1]) Spiess, Behälter des Unsterblichkeitstrankes, Fig. 37.

Am 8. Dezember 1914 verschied im 67. Lebensjahre in Bad Tölz, dessen Ehrenbürger er war,

Hofrat Dr. Max Höfler.

Der Verstorbene war einer der fruchtbarsten und erfolgreichsten Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Volksmedizin und der deutschen Volkskunde. Seine grundlegenden Untersuchungen über Volksmedizin, die er in einer Anzahl von Werken niederlegte, sowie seine reich illustrierten Arbeiten über die Opferkulte und namentlich über die anläßlich der verschiedenen Feste hergestellten Gebildbrote, die in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde und im Archiv für Anthropologie erschienen sind, werden immer ihren Wert behalten und den Namen des Dahingeschiedenen nie vergessen lassen.

Die Redaktion.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 10. Mai 1915.

Korrespondenz-Blatt
der
Deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von
Professor Dr. Georg Thilenius
Generalsekretär der Gesellschaft
Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVI. Jahrg. Nr. 5/8. Jährlich 12 Nummern. Mai/Aug. 1915.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Über die Herkunft des südbulgarischen Dolichocephalus.

Von Dr. J. B. Loritz (München).

Eine vor kurzem erschienene Untersuchung von Krum Drontschilow[1]) gibt mir Veranlassung, vorläufige Mitteilungen zu machen über Untersuchungen, die ich im Münchener Anthropologischen Institut im Winter 1914 an 104 bulgarischen Studenten ausführte. Des weiteren sollen hier kurz Ergebnisse zur Sprache kommen, die meine Untersuchungen an mazedonischen Flüchtlingen in Bulgarien im Jahre 1913 ergaben. Die letzterwähnte Arbeit wird in Bälde im Arch. f. Anthr. veröffentlicht werden.

Drontschilows Arbeitsfeld ist Südwestbulgarien, ein Gebiet, das geographisch etwa festlegbar ist im Norden durch die Stara Planina (= Altes Gebirge) sowie den Westabfall des Balkans, im Osten durch das Quellgebiet des Staria Isker und die Höhen Ikunita Kara Bair und im Süden durch das Rila Planina sowie das nordwestsüdöstlich streichende Osogowska Planina. Im Westen ist die Grenze der Drontschilowschen Arbeit durch die politische Grenze gezogen, welch letztere nur zum Teil mit den Kulminationsrücken der Crkvena Planina sowie der Vidlic Planina zusammenfällt. Daß Drontschilow auch den Ort Orchanie in seine Untersuchung mit einbezog, ist nicht sehr vorteilhaft, da der genannte Ort geographisch nicht mehr zu Südbulgarien gerechnet werden kann, denn er liegt auf der Nordseite, richtiger gesagt an den Nordabhängen der westlichen Balkanausläufer. Das von ihm untersuchte Material umfaßt 601 Mann, und zwar im Alter von 20 bis 52 Jahren. Da unter diesen 601 Individuen etwa 330 nicht ausgewachsene Individuen zwischen 20 bis 23 Jahren sich finden, so ist natürlich der Einfluß dieser mehr als 50 Proz. nicht vollkommen erwachsenen auf die metrischen Werte der ganz ausgewachsenen nicht zu unterschätzen, was Drontschilow auch genügend betont. Die Körpergröße sowie die Extremitätsmaße leiden darunter besonders, aber auch auf die übrigen Körpermaße, wie Schädel- und Gesichtsmaße, werden geringere Einflüsse wohl vorhanden sein.

Jedenfalls aber sind die Ergebnisse der sehr hübschen Arbeit Drontschilows als sicher zu betrachten und mit meinen sehr gut vergleichbar,

[1]) Krum Drontschilow, Beiträge zur Anthropologie der Bulgaren. Arch. f. Anthr. Bd. XIV, Heft 1.

um so mehr, als meine Studenten eben auch nicht ganz ausgewachsene Leute waren, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle.

Unter meinen 104 Studenten, die den verschiedensten Gebieten Bulgariens entstammen, mehrere sind auch aus Mazedonien, fand ich auch als größte Schädellänge, den Höchstwert von 210, und danebenher gehen 201, 203 und 206. Das sind sehr beträchtliche Längen. Mein Minimum liegt mit 175 mm 5 cm höher als das von Drontschilow gefundene.

Die Dolichokephalie findet Drontschilow mit nur 10 Proz. in Südwestbulgarien vertreten, denen stehen 43,09 Proz. Mesokephale und 47,25 Proz. Brachykephale gegenüber. Die breiten Schädelformen überwiegen hier unzweifelhaft. Manche Sätze aus Drontschilows Arbeit kann ich, was mich überaus freut, Wort für Wort bestätigen, und meine Untersuchung über bulgarische Schädel[1]), die im Druck eben der Fertigstellung entgegengeht, wird das auch tun. So schreibt Drontschilow über die Brachykephalie in seinem Untersuchungsgebiet: „Diese ist auch reichlich im Distrikt Sofia vertreten, wo eine bedeutende Anzahl der Gemessenen sogar hyperbrachykephal ist.“ Ganz richtig. Ich finde unter meinen Sofiater Schädeln aus moderner Zeit 55,6 Proz. Brachykephalie. Ein erstaunlich hoher Betrag für Bulgarien. In römischer Zeit war dem anders, da hatten wir in einer römischen Serie, die ich im Ethnographitscheski Musei maß, nur 14,2 Proz. Brachykephalie, und 11 Proz. Dolichokephalen in der rezenten Serie standen 28,4 Proz. in der römischen gegenüber. Auch Wratza ist nach den Beobachtungen Wateffs und nach allem, was ich an Wratzaer Schädeln sah — untersuchen konnte ich nur 2 — ein Gebiet hohen Längen-Breitenindexes.

Drontschilow findet als Gesichtsindex in seinem Gebiet ein Überwiegen der Mesoprosopie. 88 als Index tritt in 10 Proz. auf. Chamäprosopie ist häufig. Ganz meine eigene Anschauung. In meiner schon zitierten Arbeit wird beim Vergleich zwischen Sofiater Schädeln aus römischer Zeit und denen aus rezenter der Satz zu finden sein: „Es können nur die aus der Obergesichtshöhe und der Mittelgesichtsbreite resultierenden Indices miteinander verglichen werden (Materialerhaltung!). Danach ist zu konstatieren eine Zunahme der chamäprosopen Obergesichter in neuerer Zeit.“ Und bezüglich meiner zwei Wratzaer Schädel schreibe ich: „Was die Gebiete betrifft, die westlich von Sofia gegen die bulgarische Grenze zu gelegen sind, so scheinen mir kürzere Gesichter dort ziemlich häufig vorzukommen. Noch weiter nach Serbien hinein herrschen sogar die kurzgesichtigen Formen vor.“ Also was Drontschilow am Lebenden fand, konnte ich bei meinem Aufenthalt in dem fraglichen westbulgarischen Gebiet durch Beobachtung am Lebenden sowie durch Messungen am Schädel feststellen.

Wie liegen nun die beiden Indices, Gehirnschädellängen-Breitenindex und Gesichtsindex im übrigen Bulgarien? Das führt uns zu der Erörterung der im Titel dieser Zeilen aufgeworfenen Frage sowie zu einem richtigen Verständnis der Ergebnisse von Drontschilow im Rahmen der Bevölkerung Bulgariens überhaupt. Was den Längen-Breitenindex anbelangt, so ist er in Bulgarien an verschiedenen Stellen überaus verschieden, einer von den vielen Beweisen für die reichen Mischungen, die in diesem Volke sich zu einem heute politisch und national so einheitlichen Grundstock vereinigt haben.

Ich erwähne da zuerst wieder die Ergebnisse meiner craniologischen Untersuchungen. Für Schunen (Nordbulgarien) finde ich da:

dolichokephal	44,4	Proz.
mesokephal	44,4	„
brachykephal	11,2	„

Was das heißt, ist ganz klar, die Dolichokephalen sind reichlich vertreten, die Brachykephalen nur spärlich, aber die Mesokephalen halten den Dolichokephalen ganz die Wage. Meine Serie ist eine rezente. Aber einmal lagen die Verhältnisse wohl anders. Hellichs[1]) Arbeit ergab höhere Längen-Breitenindices, und Hellichs Schädel stammen aus dem 4. Jahrhundert. Das Gesamtmittel für meine rezente Serie ergab 75,31, der Durchschnitt der Hellichschen Serie liegt mit 79,46 beträchtlich höher. Also im 4. Jahrhundert breitere, heute längere Schädel, das ist der Ausdruck der angeführten Zahlenwerte.

Von Norden gegen den Balkan zu steigen die Längen-Breitenindices an, mit Annäherung an den Balkan erreichen sie ihre Maxima. Überschreiten wir nun den Balkan nach Süden, so beobachten wir den entgegengesetzten Prozeß. Mit Entfernung vom Balkan fallen die Längen-Breitenindices ab, und

[1]) J. B. Loritz, Craniologische Untersuchungen an bulgarischen Schädeln aus alter und neuer Zeit. Eben im Druck.

[1]) Bog. Hellich, Tscherepi. Isvertija russk. archael. instit. wof Konstantinopolja. Tom. X, Gl. 16. Prag 1905.

zwar außerordentlich beträchtlich. Man betritt mit der Maritzaebene ein von Nordbulgarien weit verschiedenes anthropologisches Gebiet.

Unter den Schädeln aus Tschirpan (Südbulgarien), die ich untersuchte, sind 69,3 Dolichokephale und kein einziger Brachykephaler. Das Zentrum der Dolichokephalie in Bulgarien ist das Gebiet um Plowdif (Philippopel) — Tschirpan.

Was ich hier für Schädel zeigte, fand ich genau so an Lebenden. Meine 52 Studenten aus Nordbulgarien zeigen einen mittleren Index von 81,33. Wateff findet genau dasselbe, nämlich 81,4. Die Studenten aus Sofia sind hier nicht mit eingerechnet, ebenso wie ich sie auch in der südbulgarischen Gruppe nicht mit einbezog. In Südbulgarien finde ich als Mittel nur 79,30, und dabei sind einige hohe Indices aus Dupnitza und Samokoff mit einbezogen, also aus Gebieten, für die auch Drontschilow eine hohe Zahl von Brachykephalen aufwies. Meines Erachtens muß bei einer Untersuchung Südbulgariens ganz exakt geographisch vorgegangen werden. Die Gebirgsgebiete Südwestbulgariens können nur zum Vergleich mit dem anthropologisch einheitlichen Gebiet der Maritzaebene herangezogen werden. Lasse ich diese fraglichen hohen Indices meiner Studenten aus Dupnitza und Küstendil beiseite, so bekomme ich ein ganz ähnliches Resultat wie Wateff, nämlich es liegt in der Mitte des Index 78.

Recht anschaulich wird das anthropologische Bild, wenn wir mit Querschnitten arbeiten. Legen wir einen geographischen Querschnitt durch Bulgarien von Nord nach Süd, und zwar sollen dargestellt werden die Ergebnisse meiner Untersuchungen an den schon mehrmals erwähnten Studenten bezüglich Körperhöhe, Längen-Breitenindex, Gesichtsindex und Nasalindex. Das Bild ist folgendes:

	Körperhöhe	Längen-Breitenindex	Gesichtsindex	Nasalindex
Nordbulgarien . .	1665	81,33	87,05	68,63
Südbulgarien . . .	1669	78,7	88,64	65,38

Klarere Verhältnisse wären wohl undenkbar. Von Nord nach Süd fortschreitend nimmt die Körperhöhe zu und der Längen-Breitenindex ab, von Nord nach Süd fortschreitend werden die Gesichter und ebenso die Nasen schmäler.

Drontschilow hat ganz das Richtige getroffen, wenn er vom Dolichocephalus schreibt, „auch durch ziemlich große Körperstatur und recht schmale Nase ausgezeichnet“. Die vorstehende Übersicht bestätigt das. Hohe Statur, brünett, langes Gesicht und schmale Nase ist für den südbulgarischen Dolichocephalus typisch. Drontschilows aufmerksamer Untersuchung gelang es, noch eine zweite Form als Dolichocephalus zu finden; er beschreibt ihn: „selten ganz rein, der blonde, schmalgesichtige, große Dolichocephalus, d. h. der nordische Typ“. Ich habe ihn noch nie gesehen. Er ist jedenfalls, wie auch Drontschilow sagt, selten, und ich glaube nicht, daß er am heutigen anthropologischen Bilde irgendwie auffällt. Ob er je in größerer Masse auftrat, ist wohl vorerst nicht zu entscheiden. Das eine aber kann wohl sicher gesagt werden, daß er gegenüber dem brünetten großen Dolichocephalus in der Minderheit von vornherein war. Denn während der brünette Typ sehr häufig anzutreffen ist, tritt der blonde eben nur ganz sporadisch auf. Südbulgarien, genauer noch gesagt die Maritzaebene, ein Tal, das, wie kurz bemerkt sei, tektonisch gebildet ist und ein riesiges Einbruchsbecken darstellt, ist das Zentrum des bulgarischen Dolichocephalus. Die Maritzaebene ist wohl das Ausstrahlungsgebiet für ganz Bulgarien.

Nun werfen wir die Frage auf: woher kommt denn dieser bulgarische Dolichocephalus? Drontschilow legt sich diese Frage in seiner zitierten Arbeit auch vor und glaubt, „daß die brünetten, langköpfigen Bulgaren seiner Serie mit jener älteren Bevölkerung Rußlands in Zusammenhang zu bringen sind“. Jene ältere Bevölkerung Rußlands war wohl großenteils langköpfig, soweit man bis heute die Ergebnisse überblicken kann. So ergeben nach Topinard, was auch Drontschilow zitiert, 10 neolithische Schädel vom Ladogasee 72,1 als Längen-Breitenindex und 140 Schädel aus Moskau 75,9. Dem stehen gegenüber 34 Kurganschädel, die aber bereits einen Index von 78,3 aufweisen. Es darf aber dennoch als richtig betrachtet werden, besonders auch nach den Untersuchungen von Toldt, daß die alten slawischen Schädel langköpfig waren oder doch den langen Gehirnschädelformen recht nahe standen.

Der Gedanke ist es, an den Drontschilow in seiner Arbeit anknüpft und der ihn dazu bestimmte, unseren bulgarischen Dolichocephalus mit jener altrussischen Bevölkerung in direkten Zusammenhang zu bringen.

Über die Zeit, wann die brünetten Langköpfe nach dem Süden kommen, äußert sich Drontschilow folgendermaßen: „Entweder sind diese brünetten Langköpfe schon vor den Slawen in den nördlichen Balkanländern ansässig ge-

wesen oder sie sind zugleich mit den Slawen eingewandert. Dann aber mußte man annehmen, daß diese Slawen, ehe sie über die untere Donau nach der Balkanhalbinsel kamen und dann das heutige bulgarische Volk bilden halfen[1]), lange Zeit in inniger Berührung mit der älteren finnischen[2]) Bevölkerung Rußlands gestanden haben". Das ist der fragliche Gedanke und Satz, der Drontschilow dann weiterhin bewegt, seiner Arbeit als Schlußsatz beizufügen, „daß unter den heutigen Bulgaren neben dem slawischen auch ein numerisch recht bedeutendes finnisches Element vertreten ist".

Wir haben nun oben gesehen, daß die Langköpfigkeit in Bulgarien von Nord nach Süd in ihrer Häufigkeit fortschreitet, wir fanden weiter, daß die Häufigkeit der Zunahme der Dolichokephalie zusammentrifft mit einer Zunahme des Größenwuchses. Wir konstatierten für Nordbulgarien die niedrigsten Körperhöhen und gleichzeitig relativ breite Schädel. Wir konnten weiterhin übereinstimmend mit Wateff feststellen, und indirekt bestätigt das auch Drontschilow, daß für diesen Dolichocephalus eine schmale Nase typisch ist. Wir fanden auch die Leptorrhinie viel häufiger in Südbulgarien als in Nordbulgarien. Weiterhin möchte ich beifügen, daß dieser südbulgarische Dolichocephalus eine beträchtlichere Nasenelevation besitzt, als sie in Nordbulgarien anzutreffen ist, und daß für ihn der gerade bis konvexe Nasenrücken eigentümlich ist. In Nordbulgarien treten dagegen neben der breiteren Nase viel häufiger die konkaven Nasenrücken auf.

Weist das nun nicht alles nach Süden hin? Und zum zweitenmal fragen wir: Woher kommt denn eigentlich dieser südbulgarische Dolichocephalus? Ich habe schon dargetan, daß in Nordbulgarien auch Dolichokephalie nicht selten ist, muß aber beifügen, daß Schumen, woher meine nordbulgarische Serie stammt, jedenfalls dolichokephaler ist als viele andere nordbulgarische und danubische Gebiete. Wir sahen auch, daß im 4. Jahrhundert dort in Nordbulgarien höhere Schädelindices nachgewiesen wurden, als das heute der Fall ist.

Für Sofia zeigen die von mir untersuchten Schädel aus römischer Zeit, daß diese alte Sofiater Bevölkerung schmalschädelig war, daß ihr relativ viel längere Schädel eigen waren als der heutigen Sofiater Bevölkerung, von der ich ja das bestätigen konnte, was Drontschilow von ihr sagt bezüglich ihrer Brachykephalie. Demnach konstatieren wir für Nordbulgarien (Schumen) in historischer Zeit eine auftretende längere Schädelform, für Sofia einen vorhanden gewesenen längeren Gehirnschädeltyp und ein modernes Überwuchern der brachykephalen Elemente. Und im Süden, in der schönen breiten Maritzaebene haben wir ein Zentrum niedriger Schädelindices. Lassen wir den Dolichocephalus von Norden kommen, so ist das Auftreten seiner größten Energie und Intensität im Süden des Balkans und sein geringes Auftreten im Norden des Balkans gar nicht zu erklären.

Auch daß wir im 4. Jahrhundert in Schumen, einer nordbulgarischen Stadt, eine Bevölkerung von beträchtlich höheren Schädelindices haben als heute, spricht jedenfalls nicht für eine Nordsüdrichtung der Verbreitung des dolichokephalen Typs. Daß wir andererseits in sehr alter Zeit Sofias viel längere Schädel antreffen und in moderner Zeit viel kürzere, spricht für eine ehemalige viel weitere Verbreitung und noch größere Häufigkeit der dolichokephalen Schädelform in Bulgarien. Dieser in der Jetztzeit so häufig auftretende Sofiater Brachycephalus mit seinem niedrigen Gesicht hat sein Verbreitungsgebiet nicht in Bulgarien, sondern im Westen. Ich stimme auch ganz mit Drontschilow überein, wenn er sagt, daß der hochwüchsige brünette Brachycephalus als herzegowinischer Typ zu bezeichnen ist. Es ist das ein typischer Bewohner adriatischer Küstenländer. Drontschilow fügt diesem dunklen hochwüchsigen Brachycephalus noch einen blonden hochwüchsigen Brachycephalus bei. Auch den konnte ich finden[1]), aber neben ihm ist noch ein relativ niedriger blonder Brachycephalus[2]) in Bulgarien vertreten. Ein früher in München weilender bulgarischer Student war sein Repräsentant. Es ist ein kurzgesichtiger, niedriger, hellfarbiger Brachykephaler. Weisbach[3]) fand für seine „Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens" die niedrigsten Körperhöhen mit blondem Typ und Brachykephalie vereint. Ich bringe diesen kleinen bulgarischen blonden Brachycephalus mit Weisbachs eben genanntem serbokroatischen Typ in Zusammenhang. Er ist sehr selten. Wieweit armenische Bestandteile auf das heutige anthropologische Bild von Einfluß sind, läßt sich vorerst noch nicht entscheiden.

---

[1]) Von mir gesperrt gedruckt.

[2]) Von Drontschilow gesperrt gedruckt.

[1]) Student.

[2]) Student.

[3]) A. Weisbach, Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens. Wien 1905.

Wir können also jedenfalls ein Überhandnehmen kurzköpfiger Elemente in der modernen Zeit Bulgariens konstatieren.

Wie liegen denn nun die Verhältnisse noch weiter südlich über Südbulgarien hinaus. Es schließt da Mazedonien an, und ich kann da nun meiner Untersuchungen an erwachsenen Männern und Frauen Kukuschs — die Kinder lasse ich hier beiseite — kurz Erwähnung tun.

Die Dolichokephalie, die wir so mächtig in Südbulgarien vertreten fanden, erreicht in diesem mazedonischen Gebiet, das nach dem Meere gelegen ist, ihr Maximum. Ich verlängere den Schnitt, den wir von Nordbulgarien über Südbulgarien zogen, damit er auch dieses Gebiet rings um Kukusch trifft. Eine solche Zusammenstellung wirkt am klarsten.

	Körperhöhe	Längen-Breiten-index	Gesichts-index	Nasal-index
Nordbulgarien . .	1665	81,33	87,05	68,63
Südbulgarien . . .	1669	78,7	88,64	65,38
Mazedonien ♂ . .	1677	74,23	86,14	73,93
(Kukuschko) ♀ . .	1543	72,77	83,48	70,13

Die Körperhöhe nimmt in Mazedonien noch weiterhin zu, und gleichzeitig auch werden die Gehirnschädel noch dolichokephaler. Anders liegen die Verhältnisse bezüglich der Gesichtsmaße. Da treffen wir etwas kürzere Langgesichter und vor allem breitere Nasen. Dadurch unterscheidet sich jedenfalls der hier vorliegende mazedonische Dolichocephalus vom südbulgarischen. Geradezu erstaunlich sind die niedrigen dolichokephalen Werte. So liegen aber die Verhältnisse durchaus nicht in ganz Mazedonien. In Westmazedonien herrschen viel kürzere Schädel vor und kürzere Gesichter, soweit ich Leute aus jenen Gebieten sehen konnte, in Thrazien dagegen finden wir nach Wateffs Mitteilungen ebenfalls lange Gehirnschädelformen. Hinweisen möchte ich noch darauf, daß ich unter meinen Männern aus Kukuschko (= Gebiet von Kukusch) relativ häufig Augen fand, die ich als „grau-grün" notierte. Ich erinnere mich übrigens, bei dem bulgarischen Dichter Karaweloff einmal gelesen zu haben von Nymphen mit „sivo-seleni otschi", mit graugrünen Augen. Auch in Bulgarien selbst sind graue Augen sehr häufig und wenn man besonders noch schwarze Haare damit vereint findet, so hat man die Sicherheit, einen Repräsentanten reicher Typenmischung vor sich zu haben. Die mazedonischen Frauen zeigten dagegen viel häufiger dunkle Augen, die sie selbst als „kesteni", kastanienfarbig, bezeichneten. Noch eins soll hervorgehoben werden, mongoloide Eigentümlichkeiten fand ich unter diesen Mazedoniern viel weniger als in Bulgarien. Nur zwei Mädchen mit sehr ausgeprägten asiatischen Merkmalen sind notiert und eine im Bilde festgehalten.

Auf Grund der angeführten Tatsachen glaube ich, dieses südmazedonische Gebiet verantwortlich machen zu sollen für den südbulgarischen Dolichocephalus. Im Süden liegt das Maximum der Dolichokephalie und das Maximum der Körperhöhe, nach Norden zu fallen beide Eigentümlichkeiten metrisch ab[1]). In Mazedonien am Ägäischen Meer fanden wir als Gesichtstypen lange und kurze, und in meinem Untersuchungsgebiet herrschen kürzere vor, mit denen sich breitere Nasen verbinden.

Für Nordbulgarien ist es gar nicht von der Hand zu weisen, daß ein Dolichokephaler von Norden kam, sei es mit den Slawen oder sei es, daß er bereits vor ihnen eingewandert war. Der nordbulgarische Dolichocephalus ist höher als der südbulgarische; in der Höhe beider fand ich für Schunen (Nordbulgarien) und Tschirpan (Südbulgarien) unterscheidende Momente. Daß aber auch der südbulgarische Dolichocephalus von Norden kam, halte ich aus den angeführten Gründen und Tatsachen für sehr unwahrscheinlich. Hinweisen möchte ich noch auf v. Luschan[2]), der bei seinen „Middle Minoan"-Schädeln als Längen-Breitenindex 73,6 fand, bei seinen rezenten Kretern 78,0. Unter den „Middle Minoan"-Schädeln waren 58,8 Proz. dolichokephale, unter den rezenten Kreterschädeln 21,4 Proz. Unter den „Middle Minoan"-Schädeln stehen 5,9 Proz. brachykephale, unter den rezenten 50,0 Proz. brachykephale. Also eine stark dolichokephale Urbevölkerung für Kreta. Gleichzeitig paart sich mit der hohen kretischen Dolichokephalie eine breitere Nase vom Index 49,5 und mit den brachykephalen rezenten Kreterschädeln eine schmalere Nase vom Index 47,6.

Also sehr schmale Schädel und etwas breitere Nase in der alten Kretaer Bevölkerung. Für die Mazedonier fand ich schmale Schädel und breite Nase. Es klingt das etwas ähnlich. Freilich, bis zu dem nun naheliegenden Schluß von einer einheitlichen Urbevölkerung, die sich über die Inseln des Ägäischen Meeres ausbreitete und den europäischen Kontinent im heutigen Mazedonien mit besiedelte, ist noch ein gut

[1]) Was aber für die Körperhöhe wichtig ist, si hält sich innerhalb einer Grenze, die den südbulgarischer Werten nahesteht.

[2]) v. Luschan, Beiträge zur Anthropologie vo Kreta. Berlin 1913. (Zeitschrift für Ethnologie, Heft 3

Stück Weg, und der führt über die Prähistorie. Die Prähistorie der Inselwelt des Ägäischen Meeres, und zwar denke ich da ganz besonders an die somatisch-anthropologische Seite, sowie die Prähistorie Bulgariens und Mazedoniens, wird uns die heute noch dunklen Fragen klären helfen.

Das eine aber glaube ich sagen zu dürfen, daß das Zentrum des südbulgarischen Dolichocephalus nicht im Norden, sondern im Süden des Kontinents zu suchen ist, woraus sich der Zusammenhang mit der Mittelmeerbevölkerung der verschiedenen Zeiten ergibt.

Über Alter und Herkunft der Kultur des Speltes (Triticum spelta L.).

Von Hugo Mötefindt, Wernigerode.

Unter allen Fragen aus dem Gebiete der prähistorischen Botanik ist im letzten Jahrzehnt wohl keine so brennend gewesen und hat den Pflanzenhistorikern so viel Kopfzerbrechen verursacht, wie die Frage nach dem Alter und der Herkunft der Kultur des Speltes oder Dinkels (Triticum spelta L.). Um die Lösung dieser Frage hat sich eine ganze Reihe von Forschern bemüht. Wir begnügen uns, von einschlägigen Arbeiten aus neuerer Zeit nur folgende anzuführen:

1. Georg Buschan, Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen der alten Welt auf Grund prähistorischer Funde, Breslau 1895. S. 21 ff.

2. Robert Gradmann, Der Dinkel und die Alemannen. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1901. Erschienen Stuttgart 1902. S. 103—158.

3. Johannes Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Straßburg 1905. S. 411—443.

4. Gradmann, Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum. Beiträge zur Verbreitungsgeschichte der Kulturgewächse. Jena 1909.

5. H. L. Krause, Besprechung von Gradmann, Der Getreidebau usw. Mannus II, 1910. S. 254—255.

6. H. L. Krause, Spelz- und Alemannengrenze. Mannus II, 1910. S. 200.

7. August Schulz, Die Geschichte der kultivierten Getreide, I, Halle a. S. 1913. S. 23 ff.

Wir wollen zunächst versuchen, an der Hand dieser Arbeiten einen Überblick über den Gang der Forschung und den augenblicklichen Stand der Frage zu geben. Daran sollen sich einige Ausführungen über Speltfunde aus vorgeschichtlicher Zeit schließen, die für den Pflanzenhistoriker neues Material bieten werden.

Buschan ging bei seiner Untersuchung von der Voraussetzung aus, daß Spelt in prähistorischer Zeit noch unbekannt gewesen sei. Mit de Candolle[1]) und Schweinfurth[2]) hielt er den Emmer (Triticum dicoccum Schrenk) für die älteste Kulturform des Speltes. Die Umwandlung des Emmer in den Spelt habe sich erst in sehr junger historischer Zeit, ziemlich gleichzeitig mit dem ersten Auftreten des Namens spelta, im Jahre 301 n. Chr. vollzogen, so daß der neue Name zugleich auch eine neue Pflanze bezeichnet hätte. Als Ursprungsland der Speltkultur, d. h. als dasjenige Land, in dem sich dieser Umwandlungsprozeß vollzog, kommt nach Buschan „das gemäßigte Osteuropa und seine benachbarten asiatischen Gebiete“ in Frage. Hier im Osten reiche die Speltkultur möglicherweise bis in prähistorische Zeiten zurück, was für Mittel- und Südeuropa jedoch ausgeschlossen sei.

Gradmann vertritt in seiner ersten Veröffentlichung folgende Ansichten: „Der Spelt ist ebenso wie der Roggen und Hafer zuerst von nordalpinen, keltischen und germanischen Völkern in Kultur genommen“ (S. 125) und „könnte recht wohl auch auf mitteleuropäischem Boden unmittelbar aus einem wildwachsenden Steppengrase gezüchtet worden sein, nur müßte man diesen Vorgang in eine ziemlich frühe Zeit hinaufrücken, eine Zeit, in der das Klima einen etwas kontinentaleren Charakter hatte und von einer steppenartigen Quartärflora noch mehr vorhanden war als in der Gegenwart“ (S. 123). Die Geschichte und Ausbreitung der Speltkultur ist nach Gradmann auf das engste verknüpft mit dem germanischen Stamme der Alemannen. Die Sueben oder Alemannen seien schon in ihren Ursitzen östlich der Elbe im Besitz dieser Getreideart gewesen und hätten sie aus ihrer ostelbischen Heimat nach Süddeutschland mitgebracht. Die scharfen Grenzen des heutigen

[1]) Ursprung der Kulturpflanzen, Leipzig 1884. S. 485.

[2]) Ägyptens auswärtige Beziehungen hinsichtlich der Kulturgewächse. Verhandl. d. Berlin. Anthropol. Ges. 1891, S. 654.

Speltgebietes deckten sich weder mit klimatischen, noch mit geographischen, noch mit wirtschaftsgeographischen Grenzlinien; sie seien vielmehr vom Standpunkt der physischen und Wirtschaftsgeographie aus völlig unverständlich und müßten als willkürlich erscheinen. Gradmann schließt sich darum den jüngeren Forschern an, die sich einer historischen Erklärungsweise zugewandt haben, bekämpft jedoch die von Stälin[1]), Titot[2]) und Volz[3]) vertretene Ansicht, daß die Römer die Träger der Speltkultur waren. Im Anschluß an Buschan unternimmt er es, auf Grund eines reichen, aus der klassischen Literatur zusammengetragenen Materials den Nachweis zu führen, daß die Römer in vorchristlicher Zeit den Spelt überhaupt noch gar nicht kannten, daß die Alemannen ihn nicht erst bei ihrer Niederlassung in den Agri decumates von den Römern, sondern daß diese ihn umgekehrt etwa im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung samt dem germanischen Namen von den Alemannen erhielten. Gradmann weist dabei vor allem darauf hin, daß der Wohnbezirk des schwäbisch-alemannischen Stammes zugleich das Hauptverbreitungsgebiet des Speltbaues sei, was schon Ed. Langethal[4]) und Th. Engelbrecht[5]) bereits früher bemerkt hatten. Gradmann geht aber noch weiter, indem er wahrscheinlich zu machen versucht, daß das heutige südwestdeutsche Speltgebiet im fünften Jahrhundert zur Zeit der endgültigen Festsetzung des schwäbischen-alemannischen Volkes entstanden sei, zumal der heutige Umfang des Speltgebietes fast bis ins einzelne der gleiche geblieben ist wie im Mittelalter. Auch die verstreuten anderen Speltgebiete in der Rheinprovinz, Italien, Herzegowina, Ungarn möchte Gradmann auf versprengte Alemannenscharen zurückführen, welche auf den zahlreichen weitreichenden Kriegszügen dieses Volksstammes in den fremden Ländern hängen geblieben seien. Einzig und allein für das belgische Speltgebiet gesteht Gradmann selbständigen keltischen Ursprung zu. Hinsichtlich des Speltbaues in Serbien und Südrußland bezweifelt er dagegen, daß es sich hier wirklich um Triticum spelta handle, und wenn ja, daß sich dasselbe zeitlich weit zurückverfolgen lasse.

Ganz erheblich abweichende Ansichten äußerte wenige Jahre später Johannes Hoops in seinem bekannten dickleibigen Werke „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum", das die Forschung in dieser Spezialfrage ebenso gefördert, wie es für das ganze Gebiet der Pflanzengeschichte befruchtend gewirkt hat. Hoops ging in der Speltfrage von Anfang an von einer ganz anderen Basis aus. Im Gegensatz zu Weizen, Einkorn und Emmer war Spelt in vorgeschichtlichen Fundstätten bis jetzt nirgends nachgewiesen. Nun hatte aber Oswald Heer[1]) Körner und Ährchen des Speltes in den bronzezeitlichen Pfahlbauresten der Petersinsel im Bieler See entdeckt. Buschan hatte gegen diesen Fund Bedenken vorgebracht, ob es sich überhaupt wirklich um Spelt handele, weil dieser Fund von der Petersinsel in der ganzen prähistorischen Botanik vereinzelt dastände[2]). Diesem Zweifel, den vor Buschan bereits de Candolle[3]), Körnicke[4]), Schweinfurth[5]) ausgesprochen hatten, schloß sich Gradmann[6]) in seiner ersten Abhandlung noch an. Hoops ging jedoch der Sache auf den Grund. Auf seine Veranlassung untersuchte der vorzügliche Botaniker E. Schröter in Zürich das von dem betreffenden Funde auf der Petersinsel erhaltene einzige Ährchen, jetzt im botanischen Museum des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich befindlich, noch einmal eingehend und gelangte trotz der gegenteiligen Behauptungen Buschans und de Candolles zu der Ansicht, daß das Ährchen ganz sicher Spelt sei. Auf dieses Ergebnis der Untersuchung von Schröter baute Hoops seine Folgerungen auf: der Spelt müsse bereits in der Bronzezeit in der Schweiz gebaut sein. Für jeden, der die Richtigkeit dieser Folgerungen anerkannte, fielen damit die von Buschan und Gradmann aufgestellten Kombinationen über Alter und Herkunft der Speltkultur, über die Stammesgeschichte der Alemannen usw. in sich zusammen. Bedenklich mußte aus der Hoopsschen Folgerung jedoch immer das eine bleiben, daß sie sich nämlich nur auf einen einzigen bisher für unsicher gehaltenen Fund stützte.

[1]) Wirtembergische Geschichte 1, Stuttgart u. Tübingen 1841. 107.
[2]) Beiträge zu einer Geschichte des Feldbaues usw. Korrespondenzblatt des Kgl. Württemb. Landwirtschaftl. Vereins, N. F., 29, 1846, 130.
[3]) Die Getreidearten und Hülsenfrüchte der Alten. Korrespondenzblatt des Kgl. Württemb. Landwirtschaftl. Vereins, N. F., 29, 1846, 130. Beiträge zur Kulturgeschichte, Leipzig 1852. S. 145.
[4]) Geschichte d. deutsch. Landwirtschaft 1, 1847, 47.
[5]) Die Landbauzonen der außertropischen Länder 1, 1899, 41.

[1]) Die Pflanzen der Pfahlbauten. Mitteil. d. antiquarischen Ges. zu Zürich 1865, S. 15.
[2]) A. a. O., S. 24.
[3]) A. a. O., S. 458.
[4]) Die Arten und Varietäten des Getreidebaues. Band 1 des Handbuches des Getreidebaues von Körnicke und Werner, S. 76, 83, 110. Berlin 1885.
[5]) Verhandlungen usw. 1891, S. 653.
[6]) A. a. O., S. 118, Anm. 7.

Hoops begnügte sich mit diesem Ergebnis nicht, sondern ging noch weiter. Im weiteren Verlauf seiner Untersuchungen wies er nach, daß der Name spelta germanischen Ursprunges ist und wahrscheinlich eines der frühesten deutschen Lehnwörter im Lateinischen sein dürfte. Aus dieser Feststellung folgerte er jedoch nicht, daß die Römer mit dem Namen auch die Pflanze von den Germanen erhalten hätten — womit er sich an Gradmanns Ansicht angeschlossen hätte —, sondern er griff auf den Fund von der Petersinsel zurück und begründete durch ihn folgende Ansicht: Es gibt keine Belege von einem prähistorischen oder auch frühhistorischen Anbau des Speltes in Deutschland und den nordischen Landen; die schweizerischen Pfahlbauer haben den Spelt dagegen sicher gebaut. Auch im Mittelalter und in der Neuzeit ist außerhalb des Alpengebietes und des südwestlichen Deutschlands, in Mittel- und Nordeuropa gleichfalls nirgends Speltbau getrieben worden. Deshalb spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Germanen in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Norddeutschland und den nordischen Ländern den Spelt nicht besaßen, sondern ihn erst bei ihrem Vorrücken nach Süddeutschland und den Alpenländern kennen lernten, und weiter, daß der Name spelta zwar deutsch, die Frucht aber undeutsch ist; den Romanen sollte der Spelt bereits früher bekannt gewesen sein, das germanische Fremdwort spelta sei ihnen aber erst im Laufe des dritten und vierten Jahrhunderts durch den Getreidehandel bekannt geworden und habe sich bei ihnen durchgesetzt.

Hoops leugnet nicht, daß der Speltbau in Deutschland vorzugsweise eine Eigentümlichkeit des schwäbischen Stammes ist. Er erkennt es vielmehr als unbestreitbares Verdienst von Gradmann an, daß er auf Grund eines umfassenden Materials für die Gegenwart wie für das Mittelalter diesen Nachweis erbracht hat. Aber die Alemannen kann Hoops nicht als die Urheber des Speltbaues anerkennen; der letztere ist nicht durch sie nach Südwestdeutschland eingeführt worden. Hoops nimmt an, daß die Alemannen den Spelt selber erst im Dekumatenlande kennen gelernt haben; sie seien hier sozusagen in die Speltkultur hineingewachsen, hätten sie dann vielleicht in manche Gegenden eingeführt, wo sie vorher nicht zu Hause gewesen wäre, und hatten auf jeden Fall bis auf den heutigen Tag mit großer Zähigkeit an ihr festgehalten. Hoops bezweifelt aber auch die Richtigkeit der Ansicht Gradmanns, daß sich das Speltgebiet überall genau mit dem Siedelungsbereich des schwäbischen Stammes decke, und wendet sich vor allem gegen Gradmanns kühne Hypothese, daß die zahlreichen außerschwäbischen Speltgebiete auf dem Hunsrück, in der Eifel, in Frankreich, Spanien, Italien und Österreich auf einwandernde Alemannenscharen zurückzuführen seien. Diese heutigen Speltgebiete sind nach Hoops vielmehr als Reste eines ehemaligen größeren Speltkulturgebietes aufzufassen. Hoops hat sofort auch daraus die Konsequenzen gezogen und die Frage, wann denn jenes große Speltreich entstanden sei und ob bei der Ausbreitung desselben vielleicht irgend ein Volk besonders beteiligt war, zu beantworten versucht. Hier wies er zunächst darauf hin, daß die Römer zur Einführung und Förderung der Speltkultur in ihren Provinzen wohl ziemlich viel beigetragen haben werden. Dann aber erinnerte er an die Tatsache, daß in der Umgegend der Schweizer Seen der Spelt bereits in der Bronzezeit kultiviert wurde. Er zieht daraus den kühnen Schluß, daß der „Spelt zur Bronzezeit schon im ganzen Mittelmeergebiet heimisch war; denn wenn der Spelt zur Bronzezeit schon nördlich der Alpen bekannt war, so wurde er sicher auch in Südfrankreich kultiviert, denn die alte Völkerverkehrsstraße vom Mittelmeer nach der Westschweiz führte das Rhonetal aufwärts". Hoops sprach dabei die Überzeugung aus, daß „bei genauerer archäologischer Nachforschung nicht nur in Italien, sondern auch in anderen Mittelmeerländern noch Spuren einer prähistorischen Speltkultur zum Vorschein kommen werden".

Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Hoopsschen Werkes erschien eine neue Schrift von Gradmann über den „Getreidebau im deutschen und römischen Altertum" (Jena 1909). In dieser Schrift nahm Gradmann ganz entschieden Stellung gegen die von Hoops vorgetragenen Ansichten. Gradmann läßt dort seine Vermutung, daß die Alemannen den Spelt aus ihrer nordostdeutschen Heimat mitgebracht hätten, auf die von Hoops vorgebrachten Einwände hin fallen. Die Differenzen zwischen Gradmanns jetzigem Standpunkt und dem Hoopsschen Buche drehen sich vor allem um die Auffassung und Interpretation einiger einander widersprechender Pliniusstellen, über die man allerdings verschiedener Meinung sein kann. Hoops hat bisher zu diesen Ausführungen Gradmanns noch nicht Stellung genommen.

Wie ein Motiv hört man überall aus der Darstellung heraus, daß die Germanen keine einzige Getreideart den Römern zu verdanken haben. Andererseits wird der römische Ursprung

des deutschen Gartenbaues voll anerkannt. Für den Orient und Osteuropa läßt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß man dort niemals Spelt gekannt hat; für Italien ist das wenigstens möglich. In der Literatur erscheint der Spelt erst 301 n. Chr. Die Grenze des Hauptspeltgebietes fällt in Südwestdeutschland im Mittelalter wie noch jetzt auf weiten Strecken in auffälliger Weise zusammen mit den Grenzen der alemannischen Siedlung. Den Ausnahmen gesteht Gradmann wenig Bedeutung zu, während Hoops gerade diese hervorgehoben hatte. Der Ursprung des Speltes erscheint nun ganz dunkel. Aus den vorgeschichtlichen Funden ergibt sich, daß der Spelt in der Schweiz bereits lange vorher gebaut wurde, bevor die Alemannen kamen, und in deren Wohnsitzen ist kein Speltbau erkennbar. Gradmann sucht deshalb den Ursprung dieses Getreides jetzt in einer vorgeschichtlichen deutschen Steppe. Diese letztere Hypothese ist aber, worauf bereits E. H. L. Krause in seiner Besprechung des Gradmannschen Buches hingewiesen hat, durchaus unannehmbar; denn soweit wir die postglazialen Felder auf Grund von Fossilien und Relikten wiederherstellen können, müssen sie in Fauna und Flora einen durchaus sibirischen Charakter gehabt haben, und dort im Osten wird ja gerade jede Spur von Spelt vermißt; dieser muß demnach wohl westeuropäisch sein.

Ernst H. L. Krause lehnte in seiner Besprechung des Gradmannschen Buches die Gradmannsche Hypothese vom alemannischen Ursprung noch einmal entschieden ab, konnte aber für das auffällige Zusammentreffen der Stammes- und Wirtschaftsgrenze keine anderweitige Erklärung geben. Jetzt glaubt er in dem Haferbau der alten Alemannen und den klimatischen Bedingungen des Weizenbaues eine Erklärung für das auffällige Zusammentreffen gefunden zu haben.

Schließlich hat noch August Schulz in seinem oben angeführten Buche eingehend zu diesen Fragen Stellung genommen (S. 23 ff.). Er setzt sich wieder eingehend mit der römischen Literatur auseinander und kommt dort zu der Ansicht, daß die Römer und Griechen bis zum zweiten Jahrhundert nach Christus den Spelt gar nicht gekannt haben. Neue Gesichtspunkte bietet Schulz eigentlich nicht. Er unterscheidet sich von Hoops vor allen Dingen durch die Meinung, daß der Anbau des Speltes im nördlicheren Europa bereits in neolithischer Zeit begonnen haben soll (S. 40). Für diese Ansicht kann Schulz jedoch keinerlei Beweise vorbringen, und es handelt sich lediglich um eine Sache der persönlichen Überzeugung.

Seit dem Erscheinen des Schulzschen Buches hat sich meines Wissens noch niemand wieder über die uns hier beschäftigenden Fragen geäußert. Wir können deshalb unseren Überblick über die bisher dargelegten Meinungen über Alter und Herkunft der Speltkultur hiermit abschließen und wenden uns dem zweiten Teile unseres Aufsatzes zu, in dem wir auf einige neue Funde hinweisen möchten.

Als Basis der Hoopsschen Ansicht bezeichneten wir bereits oben den Fund von der Petersinsel. Es mußte immer sehr unsicher erscheinen, einen einzigen derartigen Fund zum Grundstock für Theorien zu machen, zumal dieser Fund noch von mehr als einer Seite angezweifelt war. Das letzte Wort nach dem Alter des Speltbaues mußte deshalb immer noch der zukünftigen Spatenforschung überlassen bleiben. Und diese Forschung ist seitdem auch nicht müßig gewesen. Seit der Veröffentlichung des Hoopsschen Buches sind zwei neue Funde von prähistorischem Spelt entdeckt, von denen einer in der Literatur noch so gut wie völlig unbekannt ist; es verlohnt sich deshalb, hier auf diese beiden neuen Speltfunde näher einzugehen.

Ein Speltfund ist zunächst unter den Fundstücken aus dem bronzezeitlichen Pfahlbau von Möringen im Bieler See im Jahre 1908 im historischen Museum in Bern wieder entdeckt worden. Es gelang hier dem um die Erforschung der prähistorischen Pflanzenreste hochverdienten Botaniker Neuweiler, ein verkohltes Ährenstück sicher als Spelt zu rekognoszieren; meines Wissens ist dieser Fund bisher leider noch nirgends eingehend veröffentlicht; er findet sich nur in Gradmanns Buche auf S. 81, Anm. 2 angeführt.

Dieser Fund besitzt eigentlich wissenschaftlich keine große Bedeutung; denn abgesehen davon, daß Funde von prähistorischem Spelt bisher so selten sind und deshalb jeder weitere Fund als willkommener Beleg mit großer Freude begrüßt wird, wurde unsere Kenntnis des prähistorischen Speltbaues durch diesen Fund von Möringen in keiner Weise erweitert, denn dieser Fund sagte uns ja nichts Neues, was wir nicht durch den Fund von der Petersinsel bereits gewußt.

Anders dagegen der zweite Fund.

Am Südende des Thüringer Waldes befinden sich in der Nähe von Römhild zwei große Befestigungen aus vorgeschichtlicher Zeit, der große und der kleine Gleichberg, die zahlreiche Funde aus der La-Tène-Zeit geliefert haben[1]).

[1]) Vgl. G. Jacob, Die Gleichberge bei Römhild als Kulturstätten der La-Tène-Zeit Mitteldeutschlands. Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen,

Am kleinen Gleichberge entdeckte im Jahre 1901 der Technikumslehrer Kümpel aus Hildburghausen eine Wohn- oder Vorratsgrube, über welcher früher der Wall mit seiner ganzen Mächtigkeit gelagert haben soll und die demnach älter als der Wall selbst sein müßte. Bei der Untersuchung des Inhaltes dieser Grube stieß Kümpel auf einige Körner und, nun aufmerksam geworden, durchsuchte er durch Sieben und Schlämmen große Bodenmassen an der Stätte und erhielt so aus einer bestimmten Schicht an Zerealien 1/4 Liter, an Mohn 1 Liter, an Ackerbohnen 1/4 Liter, von anderen Fruchtsorten kleinere Mengen [1]).

Um zunächst über das Alter des Fundes zu sprechen, so ist die von Kümpel gegebene Datierung des Fundes in die Bronzezeit völlig unsicher. Leider sind die bei dem Funde gehobenen „zahlreichen Scherben" in der Kümpelschen Publikation weder näher beschrieben noch abgebildet, trotzdem gerade Scherben ein Leitfossil des Prähistorikers sind. Der Fund dürfte vielmehr, wie die übrigen Siedlungsfunde vom Gleichberg, in die La-Tène-Zeit gehören.

Nach der Bestimmung von Braungart in München sind in dem Gleichbergfunde folgende Fruchtsorten vertreten:

1. Triticum monococcum L., Einkorn;
2. Triticum spelta L., Spelt;
3. Triticum vulgare compactum muticum, Dinkel- oder Igelweizen;
4. Triticum vulgare antiquorum O. Heer, kleiner Pfahlbauweizen;
5. Hordeum hexastichum sanctum, kleine Pfahlbaugerste;
6. Vicia faba L. varia celtica nana O. Heer, keltische Zwergbohne;
7. Pisum sativum L., Erbse;
8. Papaver somniferum var. antiquorum, Gartenmohn;
9. Ein unbestimmbares Fruchtkorn, wahrscheinlich ein Apfelkern.

Dieser zweite neue Speltfund erweitert unsere Kenntnis der prähistorischen Verbreitung des Speltes in bisher ungeahnter Weise. Durch ihn wissen wir jetzt, daß der Speltbau in der La-Tène-Zeit über beträchtliche Teile von Süddeutschland verbreitet gewesen sein wird, und zwar ziemlich weit nördlich reichte, wie es bisher kein Forscher vermutet hatte.

Gradmann suchte in seiner Arbeit zu beweisen, daß „überall da, wo für das Mittelalter Dinkelbau nachweisbar ist, auch heute noch Dinkel gebaut wird" (S. 115). „Die Behauptung, daß der Dinkelbau seit alter Zeit beständig zurückgegangen sei", sagt er, „hat demnach zum mindesten für das deutsche Sprachgebiet keine Geltung. Das heutige Dinkelgebiet hat seine enge Umgrenzung nicht erst allmählich im Laufe der Zeiten erhalten; vielmehr hat der Dinkelbau die gleichen Grenzen wie heute schon im frühen Mittelalter inne gehabt, und erst in den letzten Jahrzehnten hat die Intensität des Anbaues besonders in der Schweiz und im Oberelsaß beträchtlich abgenommen, wodurch jedoch das geographische Verbreitungsbild kaum eine Veränderung erlitten hat". Dieser Hypothese Gradmanns ist der neue Fund am Gleichberge nicht günstig; denn aus ihm scheint hervorzugehen, daß tatsächlich das Speltgebiet in vorgeschichtlicher Zeit größer gewesen ist als im Mittelalter und heutigestags.

Dagegen tragen diese beiden neuen Funde wesentlich zur Stützung der von Hoops und Schulz vertretenen Ansicht bei. Hoffentlich sind diese beiden neuen Funde aber noch nicht die letzten und erhalten wir bald weitere Belege. Vielleicht werden wir dann unsere Ansichten über Alter und Herkunft des Speltes noch etwas umändern müssen, wobei sie aber auf jeden Fall auch eine weit sichere Grundlage als bisher erhalten werden.

Heft 5—8, 1887 ff. Außerdem die Aufsätze von Götze in den Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1900, S. 416, in den Neuen Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Altertums, Lieferung 16, Meiningen 1902, und in den Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens, Heft 31, 1904, S. 466.

[1]) C. Kümpel, Ein Zerealienfund vom kleinen Gleichberg bei Römhild. Ohne Ort und ohne Jahr.

Ein mineralogisches Erkennungszeichen prähistorischer Feuersteinartefakte.

Von Max Stein [1]), Dresden.

Bei Aufsammlung der Feuersteinartefakte bemerkte ich auf denselben immer wiederkehrend schwarzbraune, halbkugelige Ansammlungen eines Minerals, welches meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Bei näherer Untersuchung durch die Lupe stellte sich dasselbe als eine Eisenverbindung heraus, wofür mir eine Erklärung der Entstehung anfänglich fehlte, da ich die Beobachtung immer nur an Feuerstein-

[1]) Vorgetragen in der Sitzung der Prähistorischen Sektion der Isis, Dresden, am 19. November 1914.

splittern machte, welche sich als von Menschenhand bearbeitet erwiesen.

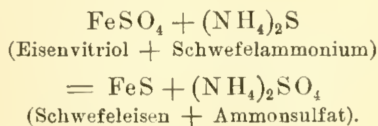
Die äußere Form dieses in oft winzig kleiner, oft auch größerer kugeliger und oft auch ringförmiger Gestalt auftretenden Minerals ließ mich auf die Vermutung kommen, daß ein zersetzter Pyrit vorliegen müßte. Und zwar deshalb:

Beobachtet man das Vorkommen des Pyrits in der Natur, so findet man denselben

1. als Ausscheidung auf Erzgängen in der oben beschriebenen Form (z. B. auf den Erzgängen von Freiberg) oder
2. als Vererzungsmittel (z. B. innerhalb der Gehäuse der Kephalopoden, im Ton von Löthain bei Meißen als Vererzung von Holzteilen, in der Braunkohle von Böhmen und vielen anderen Orten).

Die Chemie hat nun nachgewiesen, daß der Pyrit aus einem chemisch flüssigen Prozeß hervorgeht. Besonders bemerkenswert aber ist der Umstand, daß die Abscheidung desselben immer an Stellen geschieht, an welchen ein Verwesungsprozeß stattgefunden hat, wo Schwefelammonium aus Eisenvitriol Schwefeleisen fällte oder auch die Bildung der Ansammlungen von Eisensulfid (FeS_2, Pyrit) veranlaßte.

Chemische Formel:



$$FeSO_4 + (NH_4)_2S$$
(Eisenvitriol + Schwefelammonium)
$$= FeS + (NH_4)_2SO_4$$
(Schwefeleisen + Ammonsulfat).

In dieser letztgenannten Form erscheint dieser nun an den Artefakten (wenn auch im Laufe der Zeit wahrscheinlich wiederum eine Zersetzung eingetreten ist) als ein Beweis, daß auch hier eine Verwesung organischer Stoffe stattgefunden haben muß. Die Feuersteinartefakte, welche beim Gebrauch durch Menschenhand eine Menge Fett aufgesogen hatten oder auch mit tierischen Resten behaftet waren, kamen in die Erde, wo nun gleichfalls der oben geschilderte Prozeß zur Bildung von Schwefeleisenverbindungen in Tätigkeit treten konnte.

Es ist mir möglich gewesen, nachzuweisen, daß diese Schwefeleisenverbindungen an allen Artefakten aller Altersstufen sich vorfinden, teils häufiger, teils seltener, aber sie sind vorhanden!

Sie zeigten sich an den Artefakten der jüngsten Steinzeit unserer Gegend, an den Artefakten von Rügen, an denen von Spiennes (Belgien), an einem mir vorliegenden Schaber von Nordamerika, an allen Altersstufen der paläolithischen Funde des Vezèretales und selbst an den Eolithen von Kent (England).

Bei meinem letzten Besuche in Markkleeberg bei Leipzig konnte ich auch dort an den aufgesammelten Artefakten das Vorhandensein dieser Schwefeleisenverbindung feststellen, allerdings immer nur an den vor nachträglicher natürlicher Bearbeitung geschützten Stellen.

Niemals aber konnte ich diese Schwefeleisenablagerung an Feuersteinen und Splittern aus natürlichen Fundplätzen (Kiesgruben usw.) nachweisen.

Wenn nun diese Beobachtung auch von anderer Seite gemacht würde und eine chemische Untersuchung von fachmännischer Seite meine oben angeführte Mutmaßung der Bildung dieser Schwefeleisenablagerung bestätigte, hätte man vielleicht ein Erkennungsmittel mehr, um die künstliche oder natürliche Entstehung zweifelhaft erscheinender Artefakte nachzuweisen.

Dionysos-Sabazios.

Von Dr. Emil Fischer (Bukarest).

Einleitend muß bemerkt werden, daß ich in mehreren Arbeiten („Anthropos" 1913, Bd. 8, 1915; Korrespondenzbl., Hamburg 1914, Heft 1 2; Zeitschr. f. Ethnol. 1914, Heft 2) nachgewiesen zu haben glaube, daß sich thrakische Völkerschaften ehemals von Rätien und Venetien bis nach Phrygien hin ausgedehnt haben und daß die Pelasger — ein nordgriechischer Stamm, der seinen Volksgenossen in der Kultur wohl um einiges vorausgeeilt war — mit demselben Recht als die Voreltern der späteren Griechen[1]) angesehen wurden und als solche verehrt werden durften, wie die späteren Ἕλλος oder Σέλλος (um Dodona) als die Stammväter der Hellenen.

Alle diese Völker: die Pelasger, die Thraker, Illyrier, Daker, die Hellenen, die Kreter, die Phryger (Bryger), Myser (Moeser) waren, da

[1]) Nach Jacobitz und Seiler lautete der alte Name der Griechen Γραικός, früher als Ἕλλην (Arist. Apd. St. B.).

wir sie kennen lernen, noch Hirten, die erst zum Ackerbau überzugehen im Begriffe waren. Das schließt nicht aus, daß z. B. bei den Thrakern auch schon der Weinbau einigermaßen geübt wurde.

Die alten griechischen (und ein Teil der lateinischen) Schriftsteller verlegen den Ursprung der hellenischen Theogonie zu den nördlichsten thrakischen Völkern. Viele späteren Riten und Mysterien, den „Musendienst“ der Griechen finden wir schon bei diesen „Barbaren“, so z. B. bei den Dakern eine Priesterkaste, die im Zölibat lebte, eine eigene Kleidung trug und sich strenge von gewissen Speisen enthielt, bei den Thrakern die „Orphiker“, die den Wert des Diesseits leugneten und das wahre Leben erst in das Jenseits verlegten, die Askese übten, an die Seelenwanderung glaubten und sich reinigenden, heiligen Weihen unterzogen, wie wir sie auch im späteren Hellas antreffen.

Daß Apollo (dak. Aplu), Hermes (dak. Armi(s), Sarmiz), Dionysos (thrak. Sabazios, Sabadios), daß Zeus[1]) (thrak. *Ζα*, artic. *Ζαλ*, macedovlax. dza = Gott, vgl. Delametra) bei den Dakern und Thrakern verehrt wurden, steht unwiderleglich fest. Richtig ist es, daß die erwähnten Gottheiten nicht die späteren hellenischen Namen trugen und daß mancher ihrer Kulte noch nicht die Ausgestaltung der folgenden Jahrhunderte an sich hatte.

Die griechischen Urstämme, die im Norden des Balkans und des Ister, seinerzeit vielleicht noch jenseits der sogenannten „Hyperboreer“ saßen, waren sicherlich weniger volkreich, als am Ende ihrer Südwanderung, sie waren in Sprache und Gewohnheiten auch noch einheitlicher, fremde Volkssitten waren auf sie noch von geringem Einfluß gewesen — man denke z. B. an die Phryger (Bryger) und Myser (Moeser) in Kleinasien, an die Griechen in Kypern, die mancherlei Einrichtungen orientalischer Völker kennen gelernt und zum Teil angenommen hatten. Aber eins darf mit aller Bestimmtheit gesagt werden: daß es unter ihnen schon damals eine Gemeinsamkeit der Idee der großen Gottheiten, der Nationalgottheiten gab, die sie nicht erst von anderen Völkern entlehnen mußten. Zu ihnen gehört vor allem der echte „thrakische“ Gott *Βάκχος*, der bei den Hellenen Dionysos [Zagrens[2]), der „Jäger“ = Z + *ἀγρεύς*] hieß, jedoch mit dem vorigen vollkommen wesensgleich ist. Bakchos hatte auch den thrakischen Namen Sabazios, Sabadios. Die Vorstellung der Thraker von ihrem Gott, die Feste (Mänaden, Korybanten) und Mysterien, mit denen er gefeiert wurde, sind zu bekannt, um hier des breiteren dargelegt zu werden. Nur so viel sei erwähnt, daß Bakchos als der Ausdruck der Zeugungskraft der Natur auch als Stier gedacht wurde, wie bei einem Hirtenvolk auch nicht anders zu erwarten. In derselben Gestalt aber verehrten die alten Ägypter ihren Osiris, auch die Kreter ihren Minos (Minotaurus), sogar die alten Juden ihren Stiergott Jahve. Gleiche Lebenslagen erzeugen ja bei den Völkern gleiche Deutungsversuche.

Ich halte deshalb die Meinung Belochs („Griech. Geschichte“ 1912 bis 1913, Zweite Auflage, I, 1, S. 165) für unbegründet: „Daß Dionysos nicht aus Thrakien gekommen ist, zeigt schon der Name, der mit Zeus zusammenhängt; der Versuch Kretschmers, diesen Namen aus dem Thrakischen abzuleiten, hat mich so wenig überzeugt, wie Rohde. Der entsprechende thrakische Gott heißt Sabazios. Auch die allgemeine Verbreitung des Dionysoskultes schon in homerischer Zeit, als die thrakischen Küsten noch gar nicht von Griechen besiedelt waren, würde diese Annahme sehr unwahrscheinlich machen.“ Darauf muß nun gesagt werden, daß die Einwanderung der Griechen mit ihren Herden in ihre Halbinsel doch am natürlichsten über Thessalien, d. h. auf dem Landwege, vor sich gegangen ist und nicht über das Meer, etwa vom thrakischen Chersonnes her. Eine andersartige, gekünstelte Annahme ist nur danach angetan, das Erkennen der tatsächlichen Ereignisse unmöglich zu machen. Ferner kann gezeigt oder mindestens sehr wahrscheinlich gemacht werden, daß beide Gottheiten: Dionysos und Sabazios anfänglich mit Zeus zusammenhängen[1]). Auch Zeus hatte, wie sie, chthonischen Charakter als Gott des Erdsegens (Beloch, l. c., S. 164). Sabazios läßt sich ungezwungen zerlegen in: S-aba-zios. Das prothetische S (eine dialektische Aspiration) kommt im Dakischen und Thrakischen mehrfach vor: Armi(s) = Sarmi(z) = Hermes; Sarmizegetusa; Zagreus; Sirmus (König der Triballer

[1]) Hierher gehört auch *Ζαλμόξις* (*Ζα*, *Ζαλ* = Zeus und *mox = rumän. mos, Vater, Ahnherr, also etwa „Gott Vater“); vgl. N. Densusianu „Dacia preistorica“ 1913, S. 1110.

[2]) Beiname des ersten Bakchos, Sohn des Zeus und der Persephone, der von den Titanen bald nach der Geburt zerrissen und verzehrt wurde. Das Herz rettete Athena. Zeus verschlingt es und zeugt dann mit Semele einen anderen Dionysos.

[1]) Ed. Meyer, „Geschichte des Altertums“ 1893, II, S. 116. „. . . Naturgott Dionysos ursprüngliche Gestalt des Zeus“, II, S. 733. „Der kretische Zeus entspricht dem kleinasiatischen Sabazios und dem griechischen Dionysos.“

in Moesien) = Rimus = Irmus (Transposition) + S (dialektische Aspiration); aba = ἀββᾶ = pater (Suid.) = ἄππα, ἄπα[1]); zios (Ζέος bei Sext. Empir. African.) = Zeus; demnach (S)-aba-zios = Gott Vater oder Himmel Vater [griech. Ζεὺς πατὴρ, ind. Dyauspitar, ital. Juppiter. — Deivos (Gott) ist von djēus (Himmel) abgeleitet. Kretschmer, Einleitung 80]. N. Densușian, l. c., S. 891, leitet Sabazius von Saba und dius her: „In Thrakien wurde Liber pater oder Bacchus, als Gottheit der Sonne, unter dem Namen Sebazius, Sabazius, Sabadius verehrt (Macrobius, Sat. I, 18). Diese thrakische Gottheit ist eine und dieselbe mit dem altnationalen Sonnenheros Sabus[2]) der Latiner, Sabiner, (Sabeller) und Umbrer (Dionys. II, 49. — Sil. Ital. VII, 424)"; Völkerschaften, die mit den Massapiern, Venetern und Thrakern ehemals im engsten ethnischen Zusammenhang gestanden haben. Dieser Eponymus Sabus war ein Sohn des Gottes Semo Sancus.

Aber *Βακχος* (Dionysos) wurde gerade so wie Zeus auch als Stier vorgestellt[3]). *Baku bedeutete im Thrakischen = Stier, femin. bacca = vacca (Act. frat. arval.), in der Lingua latina rustica lautete es boca [Bocas dicunt esse boves marinos quasi boacas. Isid.][4]). Im Istrovlachischen bedeutet băc heute noch Stier.

Osiris wurde auch als Stier gedacht. Beider Hauptfeste fielen bezeichnenderweise in dieselbe Jahreszeit; beide waren halb chthonische Wesen[5]), und es ist dabei griechischer Einfluß (namentlich seit Alexander d. Gr.) nicht ausgeschlossen. *Βούκερως* = mit Rindshörnern, wurde von Herodot und Aeschylos für Bakchos gebraucht (Jakobitz und Seiler).

Auch bezüglich der orphischen Lehre äußert Beloch, l. c., I, 1, S. 434, seine Bedenken wie folgt: „Ob diese Religion sich ganz selbständig auf griechischem Boden entwickelt hat oder wieweit etwa mythologische und kosmogonische Vorstellungen der benachbarten Thraker und Phryger bzw. der Kulturvölker des Orients auf ihre Ausbildung von Einfluß gewesen sind, läßt sich zurzeit noch nicht entscheiden."

Darauf ist zu erwidern, daß es gar keinem Zweifel unterliegt, daß Orpheus in der Vorstellung der Hellenen stets als Thraker gegolten hat. Auch was wir vom Hermeskult der Besser[1]) wissen, weist ebenfalls manche verwandte Züge auf, die also wohl im thrakischen Volkscharakter begründet sein müssen. Die Grundlage auch der orphischen Lehre ist zweifellos thrakisch[2]). Da aber die Hellenen auf ihrer Südwanderung lange Zeit mit den Thrakern in naher Berührung gestanden haben müssen, da sie weiteres anfänglich sogar desselben ethnischen Ursprunges mit ihnen sind, so ist es ganz ausgeschlossen, daß „mythologische und kosmogene Vorstellungen der Thraker" auf sie hätten ausbleiben können.

Weiter. Die Phryger waren, wie heute festgestellt ist, ebenfalls thrakischer Herkunft (Bryger), sie haben daher, falls eine Einwirkung von ihrer Seite auf die Griechen stattgefunden hat, sich vorwaltend in diesem genetischen Sinne geltend gemacht. Dabei soll aber nicht vergessen werden, daß gerade diesen (phrygischen) Einflüssen auch „Vorstellungen der Kulturvölker des Orients" (Mithraskult usw.) beigemischt sein mußten.

Es kann also diesbezüglich festgestellt werden, daß wir zurzeit zwar den Ursprung aller Einzelheiten der Entlehnungen, welche die Hellenen in der Ausbildung der „orphischen Lehre" gemacht haben mögen, noch nicht angeben, daß aber ihre Grundlage thrakischer, besser gesagt, thrako-hellenischer Herkunft, in letzter Linie ein gemeinsames indogermanisches Gemütserbe ist. Zügelloser Lebensgenuß und Weltflucht waren von jeher allen alten Balkanvölkern gemeinsam, ihr Hang zu Mysterien, zum asketischen Lebenswandel[3]) hat sich bis auf unsere Tage rege erhalten, selbst bei ihren weitest entfernten Nachkommen.

---

[1]) Teste N. Densușianu „Dacia preistorică": „Rex Samuel (c. 1040), qui pro sua pietate Oba vocabatur". Anonym. Belae, 32. Aba war also auch in Pannonien noch zur Zeit der Arpaden gebräuchlich.

[2]) Ed. Meyer, l. c., II, S. 740. „— die Sonne ist eine Manifestation des Dionysos." — Sabazios ist aber mit Dionysos identisch. — N. Densușianu erwähnt gelegentlich der Nennung dieses Sabus den balkanischen Heil. Sava, den er für eine volkstümliche Fortsetzung jenes Sonnenheros Sabus erklärt, eine Deutung, der wir doch nicht folgen können, ebensowenig jener für Sabbath, Sabbato (Samstag) = Sabus.

[3]) So hat Zeus, in Stiergestalt, unter der berühmten Platane bei Gortyn (Kreta) mit Europa Hochzeit gefeiert.

[4]) Teste N. Densușianu, l. c.

[5]) Le boeuf Hapi est l'âme d'Osiris. G. Maspero, „Histoire ancienne des peuples de l'Orient. S. 36/37. 1905.

[1]) Sie waren die Hüter des (dem Hermes geweihten) Nationalheiligtums, vornehmlich einer Grotte in der Rhodope. Der Name der Besser ist etwa mit Priestervolk wiederzugeben (albanisch besε = Glaube).

[2]) Ed. Meyer, l. c., II, S. 739. Den Orphikern ist alle göttliche Macht nur Ausfluß einer ursprünglichen weltbildenden Gottheit, die zugleich Dionysos und Zeus ist. II, S. 740. Dionysos ist — wie Zeus — zugleich männlich und weiblich — (Orphikerlehre).

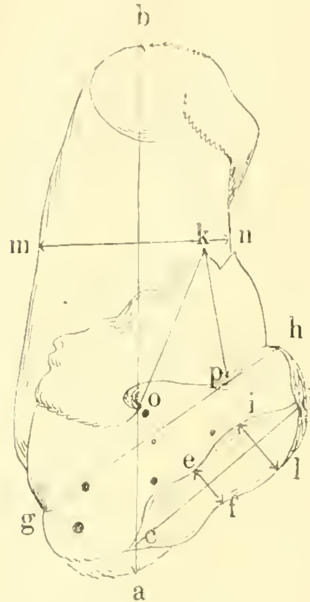
[3]) Vgl. die zahlreichen Balkanklöster, die teilweise nur im Hängekorb zugänglich sind.

Rechter Calcaneus eines Paläolithikers aus dem Diluvium von Gr.-Winnigstedt im Kreise Wolfenbüttel.

Von L. Knoop, Börßum.

Zur neolithischen Zeit war der südliche Teil des Kreises Wolfenbüttel — die Ufer der Oker von Ohrum bis Heiningen und des Hasenbaches von Kalme nach Börßum — stark besiedelt[1]). Spuren aus paläolithischer Zeit konnten dagegen,

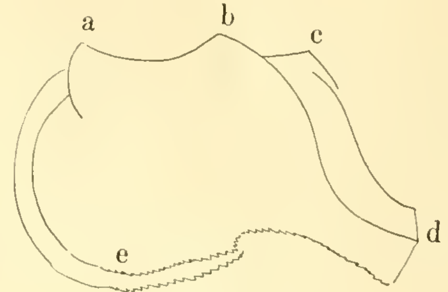
Fig. 1.



Von der unteren Seite.

von den Eolithen der Interglazialzeiten abgesehen, bislang nur zweimal festgestellt werden. In dem einem Falle handelt es sich um das Mittelstück eines Oberschenkels[1]), das 1892 in dem feinkörnigen Kiese nördlich von Börßum beim Brunnenbau ausgegraben wurde, während der zweite Fund 1908 bei Gr.-Winnigstedt[2]) gemacht wurde. Obgleich der hier in Betracht kommende Knochen nicht tadellos erhalten ist, machte seine Bestimmung als menschlicher Calcaneus keine Schwierigkeiten. Er wurde mit verschiedenen anderen Knochen, die wegen ihrer mangelhaften Erhaltung nicht bestimmt werden konnten, in der westlichen Kiesgrube, die sich auf der Höhe von Gr.-Winnigstedt nach dem Bahnhofe Mattierzoll befindet, nebst zahlreichen Senonpetrefakten aufgefunden. Der Kies gehört seinem Alter nach der zweiten Interglazialzeit an und ist vermutlich als Anschwemmungsprodukt eines größeren Stauwassers aufzufassen. Jener Calcaneus fällt durch seine geringe Größe auf. Die stark ausgeprägten Berührungsflächen

Fig. 2.



Von der Innenseite.

mit dem Talus beweisen aber, daß es sich keineswegs um ein jugendliches Individuum handeln kann. Zur weiteren Charakteristik mögen folgende Maßverhältnisse dienen:

Fig. 1: ab (Durchmesser) = 70 mm, mn (Querschnitt) = 24 mm, cd = 29 mm, il = 12 mm, ef = 8 mm, gh = 37 mm, ko = 25 mm, kp = 21 mm.

Fig. 2: ab = 22 mm, ac = 42 mm, ad = 61 mm und ae = 39 mm. (Die Längen bezeichnen die geraden Luftlinien.)

[1]) Siehe Braunschw. Magazin 1915, Nr. 4: „Die vorgeschichtlichen Siedelungen in der Umgebung von Börßum" von L. Knoop.

[2]) Er wird aufbewahrt in der Sammlung des Lehrers Fr. Thiemann daselbst.

Mitteilung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft.

Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft wird am 12. bis 15. September d. J. in Genf ihre 97. Jahresversammlung abhalten und gleichzeitig die Jahrhundertfeier ihrer Gründung begehen. Mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Umstände hat das Komitee der Gesellschaft beschlossen, diese Feier in sehr bescheidenem Rahmen zu halten und die üblichen Einladungen an die gelehrten Gesellschaften des Auslandes und die außerhalb der Schweiz wohnenden Naturforscher zu unterlassen.

Der Präsident des Jahreskomitees
Prof. Dr. Amé Pictet.

Methodische Siedelungsforschung.

Von Ernst Lentz, Berlin-Lichterfelde.

„Beim Ausschachten eines Hauses stießen die Arbeiter auf Knochen und Gefäße; der sofort benachrichtigte Leiter des Museums in Z. konnte feststellen, daß ...“ oder „Schon längst hatte eine Stelle im Gelände meine Aufmerksamkeit geweckt, weil ...“, so beginnt fast ohne Ausnahme die Veröffentlichung vorgeschichtlicher Forschung. Je nach der Zahl und örtlichen Verteilung der so angebahnten und zur Veröffentlichung oder doch zur Aufzeichnung gelangten Untersuchungsergebnisse ist die Grundlage zustande gekommen, auf der sich die Schlüsse allgemeiner Überblicke aufbauen. Selbst bei vorausgesetzter Erschöpfung des Möglichen an Zuverlässigkeit bleibt es mißlich, die Vollständigkeit des Materials zu beurteilen. Es fällt heute keinem Forscher ein, aus dem Fehlen von Beobachtungen Schlüsse zu ziehen, bevor er glaubt, das gesamte Gebiet lückenlos zu überblicken, aber in der Sache liegt es, daß ihn jeder neue Zufallsfund zu einem unser Vertrauen schwächenden Rückzug nötigen kann. Es erübrigen sich Beispiele.

Dies und der in der Vorgeschichte bereits stark veredelte, aber noch kaum organisierte Dilettantismus machen es verständlich, wenn heute noch der „exakte Historiker“ und der „klassische Archäologe“ die Vorgeschichte und besonders die Sachforschung nicht bedingungslos als ebenbürtig anerkennen. Nun bietet aber die vorgeschichtliche Sachforschung mindestens die gleiche Möglichkeit exakter Arbeit, wie diese älteren Lehrgebiete.

Was zurzeit an Beobachtung von Siedelung und Bestattung, Hausrat und Ernährung in der Vorzeit vorliegt, genügt durchaus, um die Wege zu beleuchten, auf denen sich die vorgeschichtliche Forschung von Zufallsfunden unabhängig machen kann.

So gut sich die von Dr. Kiekebusch bei Küstrin untersuchte Siedelung in den Urkunden als slawisches Dorf Klößnitz erkennen ließ, so wird es der Forschung möglich sein, mindestens die Mehrzahl der z. B. im Codex diplom. Brandenb. oder im Landbuch Kaiser Karls genannten und heute verschollenen Siedelungen im Gelände einwandfrei festzustellen. Dabei sind wir durchaus nicht auf Volksmund und Flurnamen, alte Salz-, Hoch- oder Heerstraßen und Verteilung der Gewanne allein angewiesen.

Soweit wir uns über die Bedürfnisse der früheren Kulturabschnitte unterrichten konnten, gibt uns diese Kenntnis beachtenswerte Winke. Keine Siedelung ohne Wasser; keine, bei welcher wir Hütten mit Lehmbewurf voraussetzen dürfen ohne Lehmgrube in unbeschwerlicher Nähe; keine Haustierzucht, ohne den Pfad der Tiere und ohne Hürde. Das gilt von jeder Zeit. Je weiter zurück, je mühsamer mit dem vorhandenen Gerät die Bodenbearbeitung, um so kostbarer die fruchtbare Ackerkrume und um so beschränkter das Gebiet für den Suchenden. Das Unland für Siedelungen muß schnell trocknenden Boden haben; Sand wird um so mehr bevorzugt, je unvollkommener das Grabgerät. Ein Platz, zu dem man von allen Seiten leicht Zutritt hat, muß nach allen Seiten weiten Überblick bieten, aber ein Schlupfwinkel mit nur einem Zugang ist unbrauchbar. Im wildesten Luch führt uns das von Horst zu Horst wechselnde Wild heute sicher auf alte Furten. Gewachsene Furten gibt die geologische Landkarte an, und da fast jede vom Menschen vervollkommnet werden mußte, muß die Stelle zu finden sein, von der die Furtschüttung entnommen wurde. Daheim am Kartentisch müssen wir Siedelungen ermitteln, wie Galle den Planeten Neptun, und mit dem Spaten dann unsere Schlüsse beweisen.

Daß die Bücher füllende Frage der Runddörfer mit dem Spaten beantwortet werden wird, ist ein Trost der Prähistorie angesichts des Versagens der Dokumentenforschung. Für die Zeit, worin die Rundlingform geschaffen wurde, bietet der Grundriß des Dorfes einen guten Anhalt, verglichen mit den Grundrissen ausgesprochener Rundstädte. Man halte z. B. die bei der Kolonisation entstandenen Stadtbilder von Demmin, Templin oder Neubrandenburg neben die Dorfanlage von Lüdersdorf (Kr. Teltow) oder Räsdorf (Kr. Zauche). Das Runddorf ist nie ein gewachsenes, sondern nur als gegründete Siedelung mehrerer Zeitgenossen denkbar. Dabei kann natürlich die Kolonisation zu jeder Zeit stattgefunden haben, wie die wendische Siedelung bei Hasenfelde (Kr. Lebus) beweist.

Was von der Siedelungsstätte vorauszusetzen ist, gilt auch von der Siedelungsform. Soweit in der Steinzeit Gefäße zurückverfolgt werden können, die unterhalb des Umbruchs Verzierungen aufweisen oder gar auf der ganzen Unterseite, so weit müssen wir die Spuren von Pfostenbau und Schwellenbau finden. Diese Gefäßverzierungen haben nur Sinn, wenn sie an ihrem Aufbewahrungsort oder beim Gebrauch dem Auge des Beschauers zugänglich sind. Sie standen nicht auf dem Erdboden, nicht in Zelten, sondern ihr Standort fußte lotrecht in der Erde und muß in ihr zu finden sein.

Einige Forscher rechnen noch für die Steinzeit mit Teilen der Bevölkerung, welche weder Ackerbau noch Viehzucht, sondern Jagd trieben. Sie sollen Zeltbau über Wohngruben gehabt und nach den gefundenen Knochenresten ausschließlich Jagdtiere verspeist haben. An solche Siedelungen vermag ich nicht zu glauben. Entweder sind das Jagdlager oder Wanderlager, aber keine Siedelungen. Die typologisch oder, wenn man will, chronologisch bestimmbare Töpferei der Steinzeit ist so durchgebildet, daß erst in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ein kleiner Fortschritt festzustellen ist. So hoch entwickelte Töpferei setzt einen mindestens gleich alten Ackerbau voraus, dessen Alter wohl ethnologische Gliederung der nordeuropäischen Bevölkerung verträgt, aber für kulturelle Reste einer Jägerbevölkerung keinen Raum läßt. Töpfe mit mühsam und kunstvoll gearbeiteter Verzierung entstehen in festen Siedelungen; der Jäger braucht solche Zierstücke nicht, so wenig dem Ackerbauer jemals Zelte genügten.

Wenn z. B. die Erforschung südwestdeutscher Steinzeitsiedelungen keine Spuren von Pfostenbau um sogenannte Wohngruben gefunden hat, so bleibt nur die Möglichkeit einer noch nicht gesuchten und des-

halb uns verborgenen Technik des Baues lotrecht stehender Wände. Eine noch offene Frage ist, ob wir jede gefundene Siedelung auch zu erkennen vermögen. Nach den zurzeit vorliegenden Veröffentlichungen gewinnen wir die Erkenntnis aus der vom gewachsenen Boden sich abgrenzenden Kulturschicht und aus den sie begleitenden Einschlüssen des Bodens. Durchweg beschränken sich die Beweismittel auf Artefakte und Steinpackungen auf Pfostenlöcher, Vorrats- und Abfallgruben und ihren Inhalt. Gräbt aber der Mensch in jungfräulichem gewachsenen Boden ohne andersfarbige Decke, so wird die rohe optische Spur davon sich der Wahrnehmung um so öfter entziehen, je länger zersetzende und ausgleichende Faktoren, wie Witterungswechsel, Feuchtigkeit und Druck einwirken konnten. Nicht einmal die Holzkohle ist unbedingt haltbar, geschweige denn gebrannter Lehm, Knochen oder pflanzliche Stoffe. Wohl aber ist jeder nicht an der Oberfläche liegende Stein — solange nicht eine Sendung durch Auswaschung seines Untergrundes oder durch wühlende Kräfte ersichtlich ist — als dort eingelagert anzusehen, wo ihn die letzte Bewegung bettete. Inmitten von Sandaufwehungen darf kein Stein unbefragt bleiben. Aufgewehter Boden und im Wasser abgelagerter Niederschlag ist unschwer zu erkennen, aber auch in anderem Boden ist die Einwirkung von Pflanzen oder Lebewesen noch optisch ohne besonders abweichende Färbung an der Struktur zu erkennen. Die Pfahlwurzel eines Baumes kann im Mergel, besonders im Anschnitt gesehen, Erscheinungen ähnlich einer Grube hervorrufen. Trocknet der Anschnitt im Sonnenbrand, so verrät er sich schnell durch die schuppigen Abblätterungen, weil die saugenden Faserwürzelchen den Mergel in kleine Würfel zerlegten. In wirklich bewegtem Boden bewirkt die verschiedene Schwere der einzelnen Bestandteile und ihr abweichendes Verhalten gegenüber der durchsickernden Feuchtigkeit, Sonnenbestrahlung und Frost ein Bestreben gegenseitigen Lagerungsausgleichs, der im frischen Anschnitt optisch stets als gewisse Maserung erscheint und noch leichter bei photographischer Vergrößerung zu erkennen ist. Es ist dringend zu wünschen, daß durch photographische Aufnahme und Veröffentlichung vergrößerter Ausschnitte von jeder erwiesenen Kulturschicht unser Erkenntnisvermögen bereichert wird.

In ähnlicher Weise wirken die als Ortsteinbänder, Eiserlinien bekannten Sickerungserscheinungen und ihre auffälligen Ablenkungen, auf die hingewiesen zu haben ein Verdienst Dr. Kiekebuschs ist.

Im Flämingdorfe Grubo fand ich einen Anschnitt in der Richtung dreier gleichmäßiger Pfosten, die in jungfräulichem Sand, also in nur mühsam zu begrenzenden Pfostenlöchern von gleicher Tiefe und gleichem Durchmesser stehend, lediglich als senkrechte Bahnen winziger Kohleteilchen einwandfrei festzustellen waren. Wenn diese außergewöhnlich kleinen Reste nicht das Ergebnis natürlicher Oxydation sind, so haben wir es hier mit Pfählen zu tun, die vor ihrer Einsenkung dem Feuer oberflächlich ausgesetzt waren und von deren Kohlenhaut ein großer Teil optisch unerkennbar wurde.

Aber chemisch müssen die Pfähle noch wahrnehmbar sein. Die als Oxyd flüchtig gewordene Kohle muß sich als Anreicherung ihrer Lagerstelle mit Kohlensäureverbindungen verraten, genau so, wie sich behauptete Abfallgruben als Anreicherung bestimmter Salzverbindungen chemisch im Erdreich erweisen müssen. Deshalb ist wünschenswert, daß die chemische Untersuchung der Erdproben mehr in den Bereich vorgeschichtlicher Siedelungsforschung gezogen wird.

Bei dieser Gelegenheit sei einer in allen bisherigen Veröffentlichungen empfindbaren Mißachtung des Materials gedacht, weil sie uns Wege der Erkenntnis verschleiert. Die Forscher beschränken sich auf Mitteilung von grob augenfälligen Merkmalen, wie Form der Gefäße und Art und Technik der Muster, während nur selten von feingeschlemmtem oder geraultem oder klingend hart gebranntem Material und dann auch nur flüchtig geschrieben wird. Die hierauf gestützte Chronologie kann bestenfalls nur eine des Geschmacks sein; wenig aber finden wir Beiträge zur ungleich wichtigeren Chronologie der Technik. Und doch hilft uns diese in all den vielen Fällen, wo wegen Kleinheit der Scherbenreste die Chronologie oder Typologie des Geschmacks glatt versagt. Wir müssen fortan einmal das typologisch genau bestimmbare Scherbenmaterial, auf seine Masse untersucht, veröffentlichen und zum anderen auf die Verarbeitung der Masse. Der vergrößerte Dünnschliff des Scherbendurchschnitts zeigt nicht nur die Mischung des Materials, sondern auch, ob die Oberfläche rein mechanisch geglättet, verstrichen oder aufgelegt ist — innen und außen. Ich weiß nicht, ob schon chemisch untersucht wurde, welche kohlenstoffhaltigen Aufbaumittel in den keramischen Perioden dem Ton oder Lehm beigemengt wurden. Verständlich aber kaum gewürdigt ist z. B. die häufig wiederkehrende Beobachtung, daß der Oberflächenstrich der Außenwand horizontal, der der Innenwand senkrecht oder schräg verläuft. Beobachtungen, die am trockenen Gefäß nur schwer, aber fast stets leicht am feuchten Scherben nach der Waschung augenfällig sind. Ich habe Scherben vor mir, in die sich der polierende Graswisch eingrub und solche, deren feiner Strich nur durch Sand oder Gewebe(?) erklärlich erscheint. Daneben Scherben, die nur im Aufstrich, nicht aber in der Masse die metallisch glänzenden Blättchen der Hornblende enthalten. Zahlreich sind ferner die mit leeren Abdrücken der beim Brennen vergangenen Reste abgerissenen Glättungsmaterials.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen
sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 12. Oktober 1915.

Korrespondenz-Blatt
der
Deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von
Professor Dr. Georg Thilenius
Generalsekretär der Gesellschaft
Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVI. Jahrg. Nr. 9/12. Jährlich 12 Nummern. Sept./Dez. 1915.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Das Aufsuchen und Feststellen vor- und frühgeschichtlicher Siedelungsspuren.

Von Dr. Albert Kiekebusch.

In meinem Vortrage über „Vorgeschichtliche Wohnstätten und die Methode ihrer Untersuchung", den ich auf der Anthropologenversammlung in Weimar hielt [1]), habe ich auch kurz über die „Gelegenheiten zur Entdeckung vorgeschichtlicher Ansiedelungen" gesprochen. Da im engen Rahmen jenes Vortrages nur das Wichtigste gesagt werden konnte und im Laufe dreier Jahre naturgemäß neue Erfahrungen hinzugekommen sind, dürfte eine ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes wünschenswert sein. Besonders aber die in unserer Mark Brandenburg in Angriff genommene systematische Erforschung vorzeitlicher Siedelungen macht es notwendig, den freiwilligen Helfern und auch sonstigen Altertumsfreunden und -forschern zur Erkennung alter Wohnstätten möglichst genaue und ausführliche Anleitung zu geben. Festzuhalten bleibt da immer, daß es sich hier nur um die Entdeckung, nicht um die Untersuchung vorgeschichtlicher Wohnstätten handelt. Das Recht der Ausgrabung ist ja jetzt glücklicherweise beschränkt und geregelt durch das Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1914.

[1]) Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1912, S. 63—68.

1. Die äußeren Kennzeichen vorgeschichtlicher Wohnstätten.

Vorgeschichtliche Siedelungen verraten sich in erster Linie durch Scherben, die auf oder in dem Boden der Fundstelle beobachtet werden können. Liegen die gut erhaltenen Kulturreste der Wohnstätte auch tiefer, so daß sie fast immer von der modernen Humus- oder Ackerschicht bedeckt werden, so reißen Pflug oder Spaten bei jeglicher Kulturarbeit stets einige alte Überreste mit nach oben. An Stellen, die lange und dicht bewohnt waren, ist die Oberfläche des Ackers nicht selten mit Gefäßresten dicht besät, so daß ein auch nur flüchtiges Sammeln meist schon die Bestimmung der in Frage kommenden Zeit ermöglicht. Werden an der Stelle Bodenverbesserungen vorgenommen oder Baugruben ausgehoben, so daß der Boden auch aus tiefer liegenden Schichten nach oben kommt, so finden sich neben den Scherben vor allem auch große Mengen von Tierknochen vor. Sie sind schon ein einigermaßen sicheres Zeichen dafür, daß es sich wirklich um eine Wohnstätte und nicht um ein Gräberfeld handelt. An verschiedenen Stellen, wenn auch nicht so häufig wie Scherben und Knochen, treten auch Lehmbrocken auf, die, wenn sie

deutliche Abdrücke von Rundhölzern, von kantigen Stämmen oder von Rutengeflecht aufweisen, mit fast unfehlbarer Sicherheit auf Siedelungsspuren schließen lassen. Ganz sichere Anhaltspunkte sind kleinere oder größere Steinpackungen aus Feldsteinen, die sorgfältig angelegt sind, fast immer auf und zwischen den Steinen größere Massen von Holzkohle, Scherben und Knochen enthalten und aus teilweise ganz mürbe gebrannten Feldsteinen bestehen, die sich leicht zwischen den Fingern zerreiben lassen. Der sicherste Beweis für eine Wohnstätte mit lang andauernder Besiedelung ist eine schwächere oder stärkere alte Kulturschicht, die sich oft ganz gleichmäßig unter der modernen Schicht hinzieht und neben alten Kulturresten viel Branderde enthält. Von dieser Schicht aus reichen dann schmalere oder breitere Gruben (Pfostenlöcher, Herdgruben, Abfallgruben usw.) in den gewachsenen Boden hinein. Das Bucher Profil [1]) ist in seiner Anschaulichkeit der Ausgangspunkt zur Entdeckung vieler Siedelungen geworden. Ein ähnliches Profil wiederholt sich auf allen Siedelungsstätten, die von der Steinzeit an bis in die Wendenzeit hineinreichen und ist der untrüglichste Beweis für das Vorhandensein einer vorgeschichtlichen Wohnstätte.

Das Bucher Profil hat denn auch in neuester Zeit am häufigsten zur Entdeckung vorgeschichtlicher Siedelungen beigetragen. Auch die steinzeitliche Wohnstätte bei Trebus und das germanische Dorf bei Kleinbeeren aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sind an diesem Profil erkannt worden [2]). Sind uns erst die Kennzeichen vorgeschichtlicher Siedelungen vertraut geworden, so kommt es nur darauf an, die Plätze mit diesen Kennzeichen aufzufinden.

2. Ältere Berichte in Fachzeitschriften, Zeitungen u. dgl.

Eine große Fülle derartiger Fundstätten ließe sich zunächst feststellen beim Durchstöbern der vorgeschichtlichen Literatur. Zuweilen sind in früherer Zeit die Wohnstätten als solche erkannt worden; meist aber standen die Forscher vor einem Rätsel und wußten nicht recht, was sie aus dem Befunde machen sollten. Da sie fast nur in der Untersuchung von Gräbern geübt waren, so erkannten sie nicht selten, daß man es an bestimmten Stellen sicher nicht mit Gräbern zu tun hatte. Eine weitere Deutung lag ihnen meist fern. Einige kamen einen Schritt weiter und schlossen aus mannigfach beobachteten Abfällen, daß hier einmal Leute gewohnt haben mußten. Noch andere bezeichneten die in den Wohnstätten vorkommenden größeren Gruben als „Wohngruben". Bei vielen hat dieser Begriff auch Unheil angerichtet, weil sie glaubten, daß diese elenden, bestenfalls $1^1/_2$ m und wenig darüber messenden Erdlöcher, in denen ein Erwachsener kaum hocken, viel weniger aber stehen oder liegen konnte, wirklich als die ganze Wohnung menschlicher Wesen zu betrachten wären. Andere sahen wenigstens die Unmöglichkeit und Widersinnigkeit dieser Ansicht ein und rechneten ganz richtig damit, daß diese „Wohngruben" nur ein Teil menschlicher Wohnstätten gewesen sind. Auf jeden Fall läßt sich aus der großen Zahl mehr oder weniger klarer Berichte eine unendliche Fülle von Ausgangspunkten zur Erforschung neuer Siedelungen gewinnen. Eines der besten Beispiele findet sich in der Zeitschrift für Ethnologie [IX, 1877, S. (254)]. Aus dem Virchowschen Bericht über eine Fundstelle bei Selchow (Mark) entnehmen wir trotz aller Unsicherheit des Verfassers, daß es sich ohne Zweifel auch um Wohnplätze handelt. „Wir fanden nur Bruchstücke" von Tongefäßen, „Stellen, wo Mengen von gebrannten Kohlen zusammenlagen", „ein Rinderzahn, eine beliebige Rippe, bimssteinartig gebrannte Tonmassen, die bei starkem Feuer gelegen haben", lassen schon mit Sicherheit auf eine Siedelung schließen. Noch deutlicher aber sind die Hinweise des damaligen stud. phil. und späteren Guineaforschers, des in diesem Jahre durch Infektion in einem Kriegslazarett verstorbenen Prof. Dr. Richard Neuhauß in seinem Bericht an das Märkische Museum [1]). „In kohlschwarze Branderde eingebettete Scherbenhaufen bedecken eine weite Fläche; kreisförmige Anordnung der Brandstellen; zuweilen schwach gebrannte Lehmpatzen; oft beginnt die Branderde schon wenige Dezimeter unter der Oberfläche; 1 bis 2 m ist die vorherrschende Tiefe; die Zahl der Scherbenhaufen ist sehr groß; zahlreiche mittelgroße Steine fehlen unter den Scherben nie; die Wirkung des Feuers ist an vielen Töpfen unverkennbar; nirgends eine Spur von Menschenknochen; Scherben von 20 bis 30 der verschiedensten Gefäße auf ganz engem Raume." Jedes Wort und jeder Satz paßt auf Buch und auf alle Wohnstätten, die wir bis jezt untersucht haben.

[1]) Brandenburgia 1910, Taf. VIII; Prähistor. Zeitschrift II, 1910, S. 379.

[2]) Vgl. außerdem Zeitschr. f. Ethnol. XLVI, 1914, S. 887; Prähistor. Zeitschr. VI, S. 307.

[1]) „Bär" 1878, S. 19 ff.

Sehr gut beobachtet sind auch folgende Einzelheiten: „Seit der Zeit, welcher unsere Gegenstände angehören, ist der Boden auf dem Hünenberge nicht angeschwemmt oder durch Flugsand erhöht, was man bei der tiefen Lage der Brandstellen vermuten könnte. Offenbar gruben die Alten Vertiefungen, in denen sie arbeiteten, denn an den Plätzen, wo die Brandstätten fehlen, ist die Erde bis zur Oberfläche geschichtet.“ Hier fehlt nichts weiter — als die richtige Deutung. Der Nebensatz „in denen sie arbeiteten“ fügt sich dem Gedankenkreise des jungen Forschers ein, der annahm, daß auf der südlichen Hälfte des Hünenberges die Urnen angefertigt seien, die auf der nördlichen Hälfte in den Gräbern zu finden waren. Es wird heute schwerlich jemand geben, der nach dem Lesen des guten Berichtes von Neuhauß daran zweifelt, daß auf der Südseite die Wohnstätten lagen, deren Herdstellen, Pfostenlöcher, Abfallgruben, Wandreste u. dgl. mit anerkennenswerter und erwünschter Klarheit geschildert sind. Rudolf Virchow kannte diesen Bericht, aber auch nach eingehender Besichtigung noch war er — wie wir oben gesehen haben — der Meinung, „daß es sich im wesentlichen um ein Gräberfeld handelt“, „daß von irgend einer anhaltenden Bewohnung nicht die Rede sein kann“. Immerhin gesteht er die Möglichkeit zu, „daß in späterer Zeit dort vorübergehend Leute gehaust haben“.

Bei E. Friedel[1]) finden wir den Gedanken an Wohnstätten ebenfalls: „Die Scherbenanhäufungen in Gruben oder Erdtrichtern finden sich bei diesen primitiven Begräbnisstellen hier und da, sie deuten die Anlage von Wohnplätzen, jedenfalls von Feuerungsanlagen, wo gekocht (vielleicht der Leichenschmaus bereitet) wurde.“ Es ist ungemein interessant zu sehen, wie hier der für die märkische Vorgeschichtsforschung so hochverdiente Verfasser, der die Umgebung Berlins schon vor 40 Jahren systematisch nach Fundstellen absuchte, mit den von mir breitgesetzten Worten die richtige Deutung schon getroffen hat, mit dem eingeklammerten Satze dagegen der herrschenden Anschauung noch seinen Tribut zollen muß.

Als „Wohnstätte“ sehen wir denn den Hünenberg bei Selchow auch zitiert in einer Arbeit, die uns an dieser Stelle ganz besonders interessieren muß. Auch noch in neuester Zeit wird mir oftmals entgegengehalten, daß die Siedelungsplätze in anderen Provinzen nicht so leicht zu erkennen wären wie in der „sandigen“ Mark.

[1]) „Bär“ 1878, S. 79 f.

Für gewisse Gegenden, wie etwa die Schwarzerde der Magdeburger Börde, mag das — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — zutreffend sein. Daß man aber auch anderswo die letzten Spuren vorgeschichtlicher Siedelungen sehr wohl beobachten kann, mag aus dem durch Voß mitgeteilten Bericht von Credner, „Über das Gräberfeld von Giebichenstein bei Halle“ hervorgehen[1]). Die in den Sand eingeschnittenen, auf S. 48 dargestellten Grubenprofile könnten sehr wohl in Buch aufgenommen sein. Credner deutet sie als „Gräber und Opferstätten (zum Teil wohl auch Wohnplätze)“.

Die hierauf unter Klopfleischs Leitung durch die Historische Kommission der Provinz Sachsen unternommene Untersuchung stellt 13 Gruben fest, „gefüllt mit Resten einstmaliger Opferungen und Opferschmäuse“. Voß spricht dagegen mit Recht (S. 56) wieder von Begräbnissen „auf der Stelle eines Wohnplatzes“, über dessen Natur und dessen Einzelheiten niemand recht wagt, eine Meinung zu äußern. Auf die auch an anderen Stellen scharf hervortretenden Grubenprofile vgl. meine Ausführungen in der Prähist. Zeitschr. VI, 1914, S. 327 und Moritz Heyne, Deutsche Hausaltertümer I, S. 59 (13b), wo Siedelungsreste als Töpferöfen gedeutet werden.

Aus vorstehenden Bemerkungen dürfte zur Genüge hervorgehen, welch reiche Fundgrube für vorgeschichtliche Wohnstätten die durch alle Zeitschriften weithin zerstreuten Berichte sind.

3. Handschriftliche Aufzeichnungen in den Sammelkästen der Museen und Archive.

Nicht jede Beobachtung, die durch Zufall, auf Ausflügen oder beim systematischen Aufsuchen von vorgeschichtlichen Fundstellen gemacht werden konnte, ist durch Druck der Öffentlichkeit übergeben worden. In den Archiven jedes einzelnen Museums finden sich zahlreiche Nachrichten, auf die hin nicht immer gleich umfangreiche Untersuchungen angestellt werden konnten. So sind z. B. die „Sammelkästen“ des Märkischen Museums wahre Fundgruben für noch nicht bearbeitetes Material. Diese von Herrn Friedel bei der Gründung des Märkischen Museums eingerichteten Sammelkästen haben sich durch vierzig Jahre hindurch ausgezeichnet bewährt, und wo etwa in anderen Museen nicht schon ähnliche Einrichtungen vorhanden sind, kann man nicht warm und dringend

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. XI, 1879, S. (47) ff.

genug diese wahren Schatzkammern aufgehäuften Wissens empfehlen. Es ist geradezu unglaublich, was sich in diesen Kästen an flüchtigen Notizen wie an ausführlicheren Mitteilungen im Laufe der vierzig Jahre angehäuft hat. Mögen auch zuweilen belanglose Bemerkungen mit unterlaufen. Man kann wirklich nicht immer wissen, was in späteren Jahrzehnten wichtig oder nichtig erscheinen könnte. Besser, man ist in der Sammlung aller möglichen Nachrichten zu weit gegangen, als daß Wesentliches versäumt worden ist. Für alle Wissenszweige, die nur irgend welche Berührung mit dem Museum haben, sind Kästen vorhanden. [Über Aberglaube und Abdeckerei, Abgeordnetenhaus, Abfuhr aus Berlin, märkischen Adel und Adelswappen, Adreßkalender, Ärzte und Ärztewesen, Akademien, Alkoholismus, Alraune, Alt-Berlin, Altertumsforscher usw. wird in Kästen alles gesammelt, was nur irgend einem Museumsbeamten in die Hände fällt.]

Für vorgeschichtliche Siedelungen kommen aber vor allem die außerdem noch vorhandenen Kreis- und Ortssammelkästen in Betracht. Jeder Kreis hat seinen „Kreiskasten“ mit alten Karten des Kreises und allgemeinen Nachrichten. In den Ortssammelkästen hat jedes Städtchen, ja jedes Dorf seine Mappe (früher nannte man so etwas bekanntlich „Faszikel“). Bevor ein Museumsbeamter auf einer Dienstreise einen Ort berührt, braucht er nur alle Nachrichten des Sammelkastens zu studieren. Er ist dann über die Geschichte des Ortes, über seine Altertümlichkeiten, über alle wichtigeren Ereignisse im Dorfe oder Städtchen oft besser unterrichtet als die besten Lokalforscher. In diesen Sammelkästen ist nun auch ein unschätzbares Material für die Siedelungsforschung aufgespeichert. Man ersieht, wo irgend einmal „Scherben“ gefunden wurden, wo man vor dreißig Jahren „geborstene, mürbe Feldsteine“ zwischen Kohlenhäufchen, Tierknochen und zerbrochenen Tongefäßen beobachtete und weiß jetzt, daß das Herdstellen waren. Es begegnen einem sonderbare Flurnamen oder „Burgwälle“, die keine waren.

Ein Beispiel für viele: Im Jahre 1899 (am 5. Juni) unternahmen Pfleger des Märkischen Museums unter Friedels Führung einen Ausflug nach Genshagen im Kreise Teltow zu einem „Burgwall“, der sich nur als eine natürliche Erhöhung erwies. Wendische und mittelalterliche Reste fehlten; wohl aber waren „vorwendische Scherben“ in großer Zahl vorhanden. Vor allem wurden „Reste von Reibesteinen, feuergeplatzte Steine sowie gebrannte Tierknochen festgestellt“. Die Fundstelle wurde richtig als Ansiedelung erkannt; die Bedeutung der wenigen Beobachtungen ist uns heute viel klarer als sie einst den Augenzeugen sein konnte und muß nun natürlich dazu anreizen bei nächster Gelegenheit den Charakter der Siedelung gründlich zu erforschen.

4. Siedelungsfunde in Museen.

Wer die Literatur und die Archive gründlich durchstöbert hat, wird auch nicht versäumen, die Museumsfunde durchzusehen. Wohl stammt heute noch die größte Menge aller vorgeschichtlichen Funde aus Gräbern. In jedem größeren sowohl wie kleineren Museum finden sich jedoch meist ganz verschämt, in irgend einem Winkel verborgen, unansehnliche Scherben und Lehmstücke, die dem Kenner auf den ersten Blick sagen, daß Reste einer alten, meist gar nicht erkannten Siedelung vorliegen, die ähnliche Ergebnisse vermuten lassen, wie wir sie bei Buch zutage fördern konnten. Besonders empfehlenswert dürfte es sein, neben der Schausammlung auch die in vielen Museen schon vorhandene Studiensammlung und vor allem das in zahlreichen Museen aus wohlverschlossenen, unzugänglichen Kisten bestehende „Magazin“ einer gründlichen Durchsicht zu unterwerfen. Im Märkischen Museum bin ich dabei, sämtliche zwar unansehnliche, aber äußerst wichtige Siedelungsfunde in einem Speicher zu vereinigen. Wie ich mir die Einrichtung eines solchen Speichers (Magazins oder Depots) denke, habe ich ausführlich in einem Aufsatze der „Museumskunde“ (herausgegeben von K. Koetschau, 1916, Heft 1) auseinandergesetzt [1]).

5. Bekannte Gräberfelder.

Schon in meiner Dissertation aus dem Jahre 1908, also lange vor der Entdeckung des bronzezeitlichen Dorfes bei Buch habe ich (S. 67) gesagt [2]): „Die zu den Begräbnisplätzen gehörigen Ansiedelungen müssen und werden sich finden lassen. Einer oberflächlichen Betrachtung werden die Ergebnisse derartiger Ausgrabungen zwar wenig glänzend erscheinen; aber für das Verständnis altgermanischer Kultur und für die ganze germanische Forschung werden diese Resultate von unberechenbarer Bedeutung sein.“ Zu den mehr als 50 Gräberfeldern am Nieder-

[1]) Vgl. daselbst auch Abbildung.

[2]) Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Nebst einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel. Strecker u. Schröder, Stuttgart 1908.

rhein war damals keine einzige Siedelung bekannt. Auf meine diesbezügliche Frage und Mahnung, doch auf die Siedelungen zu achten, sagte mir ein sehr eifriger Sammler: „Siedelungen gibt es hier nicht." Als ich nach einem halben Jahre wieder an denselben Ort kam, konnten mir schon Funde aus einer Wohnstätte gezeigt werden und bei einem abermaligen Besuch wurde mir gesagt: „Jetzt können wir uns vor Siedelungen kaum noch retten." So ist es natürlich überall. Zu jedem Gräberfelde muß notwendigerweise mindestens eine Wohnstätte gehören. Und welche Fülle von neuen Fundplätzen würden wir kennen lernen, wenn erst für jedes bekannte Gräberfeld die Ansiedelung festgestellt ist! Oftmals ist die Wohnstätte bei der Ausbeutung des Gräberfeldes schon gefunden, aber nicht erkannt worden. Dafür ein Beispiel:

Das Märkische Museum besitzt von der Feldmark eines im Ruppiner Kreise gelegenen Dorfes eine reiche Auswahl von Altertümern aller möglichen Perioden. Leider ist nur ganz unsystematisch gearbeitet worden und von einer geordneten, gründlichen Untersuchung ist bis jetzt gar keine Rede gewesen. Immer ist nur von „Urnenfriedhöfen" die Rede. Ein Bericht erzählt jedoch von einer „Töpferwerkstatt". „Viele verworfene prähistorische Scherben, teils gut erhalten, teils verschlackt, dicke Tonpatzen, der Lehmboden durch Brand gerötet." Wir brauchen nicht mehr zu sagen, daß es sich um eine Siedelung handelt. Die Deutung solcher Fundstellen als „Töpferwerkstätte" ist mir übrigens in mündlichen und schriftlichen Berichten bereits so oft begegnet, daß wir sie schon allein beinahe mit Sicherheit als das Kennzeichen für eine Wohnstätte ansehen können.

In einem Bericht über eine in der Nachbarschaft der oben erwähnten Friedhöfe liegenden Fundstelle heißt es: „Einige Feuerstellen. Hiermit bezeichne ich die Steinpackungen, 2 bis 3 Fuß im Durchmesser, 1 Fuß tief, $1^1/_2$ Fuß unter der Oberfläche, deren Steine keinen Klang haben, sehr mürbe und ringsum von schwarzer Erde mit Topfscherben umgeben sind." Natürlich sind das Steinherde vorgeschichtlicher Häuser.

Oder in demselben Bericht heißt es von einer anderen Stelle: „Ich ermittelte einige Feuerstellen, einige runde Stellen, 9 Fuß im Durchmesser, betonartig aus kleinen geschlagenen Steinen und Lehm hergestellt. Ebenfalls eine „runde", 4 Fuß im Durchmesser haltende brunnenartige Steinpackung; der innere Raum war bis zu einer Tiefe von 4 Fuß mit gebranntem Lehm ausgefüllt; .... sehr viele Topfscherben ...., Fragmente von bedeutender Größe ... wohl die Größe eines Waschkessels ... Knochen und Zähne von Rind, Pferd und Schwein in der schwarzen Erde." Wer denkt da nicht gleich an die großen, in den Boden eingelassenen Vorratsgefäße von Buch? Wir können aus den angeführten Worten mehr herauslesen als der Verfasser damals ahnte. Die Untersuchung dieser Stätte verspricht recht große Erfolge und wird vielleicht noch eine der dankbarsten Aufgaben unseres Museums werden. Wie ich bei Hasenfelde vom Gräberfelde aus anf die Wohnstätten gestoßen bin, das mag man in der Prähist. Zeitschr. III, 1911, S. 288 nachlesen.

Was von Gräberfeldern gilt, das gilt auch von Einzel- und ganz gewiß auch von Depotfunden. Auf jeden Fall muß die Umgebung der Fundstellen nach Spuren vorgeschichtlicher oder verschwundener mittelalterlicher Siedelungen hin durchsucht werden. Schuchhardt nimmt bekanntlich sogar an, daß die meisten Depotfunde Schatzfunde seien, die einst im Hause des Besitzers aufgehoben waren [1]), und in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft wies er im Anschluß an die Besprechung des Fundes geradezu darauf hin, daß man ja bisher so gut wie gar keine Siedelungen erforscht habe, durch die Ausstellung des Märkischen Museums [2]) aber zur Anschauung gebracht worden sei, welche Aufschlüsse wir durch die Wohnstättenforschung zu erwarten hätten.

6. Heutige Dörfer.

In Anbetracht der Tatsache, daß viele unserer heutigen Dörfer mit ihrer Geschichte so weit zurückreichen wie die ältesten geschichtlichen Nachrichten, müssen wir uns die heutigen Dorfstellen und die unmittelbar an den Dörfern liegenden Gärten darauf hin ansehen, ob sie nicht Spuren älterer Siedelungen aufweisen.

Das frühmittelalterliche Bauernhaus von Niedergörsdorf [3]) lag unmittelbar neben dem letzten Hause des Dorfes und ähnliche Gefäßreste sammelte Herr Ortsvorsteher Richter in seinem Garten. Herr Dr. Hindenburg hat in einer ganzen Zahl von Gärten bei Großbeeren vorgeschichtliche Scherben festgestellt. Gerade diese Untersuchungen sind ja ungemein wichtig für die Kontinuität der Besiedelung von der Urzeit her, an

[1]) Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde, S. 46, Verlag f. Kunst u. Wissenschaft. Berlin 1914.

[2]) Korresp.-Blatt 1914, S. 61—73, Abb. 1—10.

[3]) Vorgeschichte der Mark Brandenburg. Landeskunde, Bd. III, S. 455 und Abb. Taf. XIX.

die ja viele auch heute noch nicht recht glauben wollen.

Ganz besonders werden unsere heutigen Dörfer uns dann auf die Spur vorgeschichtlicher Siedelungen führen, wenn sie (vgl. S. 44) auf Inseln mit Dünen liegen. Ein ganz vorzügliches Beispiel dafür ist Schmöckwitz im Kreise Teltow. Schon der Name weist darauf hin, daß wir dieses Dorf bis in die wendische Zeit hinab verfolgen können. Es liegt heute auf einer Halbinsel, die nur durch einen schmalen Streifen mit dem Festlande verbunden ist. Ein Blick auf die geologische Karte lehrt uns, daß diese Landbrücke früher ebenfalls unter Wasser stand. Die Kirche steht auf einer noch jetzt ganz deutlich erkennbaren Düne, von deren einer Seite sogar heute noch der Sand abgefahren wird. Und dabei ist der Kirchhügel so klein, daß die Kirchhofsmauer unmittelbar an die Sandgrube stößt. In der Sandgrube findet man seit Jahrzehnten vorgeschichtliche Scherben. Schmöckwitz und seine unmittelbare Umgebung waren sicher während der ganzen Vorzeit besiedelt. Seine schönsten Funde gehören ja der mittleren (dritte Periode; große Bronzefibel im Märkischen Museum) und der ältesten Bronzezeit an (erste Periode; zwei Schwertstäbe im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin). Merkwürdigerweise wurden die ältesten auf eine Wohnstätte deutenden Funde nicht auf der heutigen Dorfstelle, sondern auf dem gegenüberliegenden Försteracker gefunden. Es sind die bekannten Feuersteinsplitter und -geräte, die gewiß bis in die jüngere Steinzeit hinein gebraucht worden sind [1]).

7. „Wüste Feldmarken".

Bekanntlich sind während des Mittelalters zahlreiche Dörfer untergegangen. Besonders der schwarze Tod (1348) und der dreißigjährige Krieg scheinen unheilvolle Wirkungen ausgeübt zu haben. Wenn neuere Geschichtsforscher gern einer milderen Auffassung dieser Wirkungen zuneigen möchten, so kann man ihnen nur raten, sich für die Mark in die bekannten „Landreiterberichte" zu vertiefen. Da werden sie einen Begriff bekommen, welche furchtbaren Wunden der Krieg deutschen Landen geschlagen hat. Poetische Berichte bis zum Simplicius Simplicissimus können übertrieben sein. Die nackten Zahlen der Landreiterberichte reden jedoch eine weit furchtbarere Sprache. Wenn von 8 oder 13 Bauernhöfen eines märkischen Dorfes nach dem Kriege (1652) nur noch drei oder einer oder gar keiner mehr besetzt sind, auch alles übrige „wüst" geworden ist, dann kann man sich eine Vorstellung davon machen, welches das Schicksal der armen Dorfbewohner gewesen sein mag. Manches Dorf konnte sich nicht wieder erholen und blieb wüst. In Betracht gezogen muß allerdings auch werden, daß die im 12. und 13. Jahrhundert einsetzende, im großen und ganzen hervorragend erfolgreiche Kolonisation der ehemals slavischen Gebiete teilweise so blind und übereifrig gearbeitet hat, daß man dadurch an die „Gründerjahre" und den wirtschaftlichen Niederbruch nach dem französischen Kriege erinnert wird. Manche wüste Dorfstätte zeugt also auch von verfehlter Gründungswut.

Die Zahl wüster Dorfstätten ist sehr groß. Plawe oder Plaue am Plagesee in der Uckermark, Slatdorf im Kreise Teltow, Diepensee, Melwendorf, Altona sind nur wenige Beispiele. Oftmals wurde die wüste Feldmark wenigstens soweit wieder bebaut, daß sie jetzt ein „Vorwerk" trägt (Diepensee, Melwendorf, heute Neubeeren). In alten Kirchenbüchern ist oft von der „wüsten Feldmark" in der Nähe noch bestehender Dörfer die Rede. Andere (z. B. das alte Gerhardsdorf bei Königswusterhausen) haben geradezu die amtliche Bezeichnung Wüstemark oder auch Wustermark (z. B. bei Brandenburg) erhalten. An vielen dieser Stellen stehen heute wenigstens einige Häuser. Nicht selten scheint eine Försterei als letzter Rest des Dorfes übrig geblieben zu sein. Bei noch anderen hat sich nur der Flurname erhalten.

8. Flurnamen.

Auf alte Flurnamen muß denn auch der Siedelungsarchäologe ganz besonders sein Augenmerk richten. Sie sind ihm überaus wertvolle Wegweiser zu untergegangenen mittelalterlichen, aber auch zu vorgeschichtlichen Siedelungen. Ganz bekannt, fast berühmt, in mancher Beziehung sogar berüchtigt, ist ja die „Stadtstelle" im Blumental bei Straußberg geworden. Was ist über sie geredet und gefabelt worden! Eine gründliche Untersuchung hat noch nicht stattgefunden. Bei fast allen Auseinandersetzungen spielten in alter Dilettantenart die „Opfersteine" eine Rolle. All diesen Fabeleien hat ja Schuchhardt nun wohl ein Ende gemacht [1]). Schuchhardt schließt seinen Bericht mit den Worten: „Eine Grabung würde für die mittelalterliche

[1]) Vorgeschichte der Mark Brandenburg. Landeskunde III, S. 353.

[1]) Geschäftsbericht d. Brandenb. Prov. Kommiss. f. Denkmalspflege 1911—1913, S. 83 ff.

Kulturgeschichte gewiß Interessantes zutage fördern, eine Aufgabe für die vorgeschichtliche Forschung ist sie nicht". Damit kann er im Rechte sein, vorausgesetzt, daß das mittelalterliche Dorf nicht — wie so oft — an der Stelle eines vorgeschichtlichen stand. Auf keinen Fall wird aber eine genaue Untersuchung überflüssig. Im Gegenteil. Jetzt sind immerhin noch Reste vorhanden. Dürfen wir warten, bis auch der letzte Stein verschleppt ist? Außerdem ist gerade in der Mark die mittelalterliche Besiedelung mit der vorgeschichtlichen so eng verknüpft, daß beide gar nicht gesondert behandelt werden können. [Vgl. Brandenburgia, Monatsblatt 1915, S. 119, Abschnitt 2][1]).

Wie uns Sagen und Spukgeschichten gute Führer sein können, darüber lese man in der Zeitschr. f. Ethnol. 1912, S. 426 meinen Bericht über Breddin nach. In ausgezeichneter Weise hat sich auch der Flurname „alter Berg" in Verbindung mit einer Urkunde bewährt[2]).

9. Das Gelände und die Karten der geologischen Landesanstalt.

Die besten Führer sind nun aber die farbigen Karten der geologischen Landesanstalt. Ursprünglich wirtschaftlichen Zwecken dienend, geben sie auch der Vorgeschichtswissenschaft ein Material von unerschöpflicher Fülle an die Hand. Von unseren Geologen wird der heimische Boden auf seine Beschaffenheit hin so gründlich untersucht, daß man meinen sollte, schon durch die Herstellung so zahlloser Handbohrlöcher hätte im Laufe der Zeiten kaum noch eine vorgeschichtliche Fundstätte der Aufmerksamkeit der Bodenforscher entgehen können. Ganz gewiß hat die geologische Landesanstalt in erster Linie andere Aufgaben zu erfüllen. Das Handinhandarbeiten der verschiedenen Wissenschaften läßt ja auf anderen Gebieten ebenfalls noch manches zu wünschen übrig. Im vorliegenden Falle wäre aber vielleicht doch erwägenswert, ob die Arbeiten der Landesanstalt nicht zugleich in den Dienst auch der Siedelungsforschung zu stellen wären. Die daraus erwachsenden geringen Kosten und Mühen wären jedenfalls ganz unerheblich gegenüber dem ungewöhnlichen Erfolge, sei es auch nur, daß die Geologen verpflichtet würden, alle ihnen bei ihren Untersuchungen zufällig aufstoßenden Funde und Beobachtungen zu notieren und zu sammeln. Die Museen würden auf diese Weise Anhaltspunkte in großer Zahl gewinnen, und es ließen sich in kürzester Zeit Siedelungskarten für große Gebiete, zuletzt für den ganzen Staat und für das ganze Reich herstellen.

Erfreulicherweise ist während der letzten Jahre sowohl den Vorgeschichtsforschern wie auch den Geologen immer mehr die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens aufgegangen. Diese Zusammenarbeit muß nicht nur stattfinden auf dem Gebiete der paläolithischen Kulturen, sondern auch auf dem späterer Perioden. Vor allem aber für Siedelungsfragen muß die Erdgeschichte stets die Grundlagen bieten. Die Beschaffenheit des Bodens ist nicht nur für unsere Zeit von so erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung; sie war entscheidend auch für das Wirtschaftsleben der Vorzeit, für die Wahl des Wohnplatzes, für die Anlage der Dörfer, für den Betrieb von Ackerbau und Viehzucht. Vgl. dazu meine Ausführungen über die „Heukammer" bei Sophiendorf[1]). So sind die Ergebnisse der siedelungsarchäologischen Forschungen zugleich recht wesentliche Bausteine für die Geschichte der Besiedelung und Bewirtschaftung unseres Landes überhaupt, und damit auch für die Geschichte der deutschen Landwirtschaft. So erwogen, liegen auch die rein siedelungsarchäologischen Forschungen den Arbeiten der geologischen Landesanstalten weit näher als mancher bisher vielleicht angenommen hat.

Auch jetzt schon enthalten die „Erläuterungen" zu den einzelnen Blättern der geologischen Karten zuweilen wertvolle Hinweise auf vorgeschichtliche Fundstellen und müssen daraufhin genau so gewissenhaft wie die übrige Literatur durchgesehen und geprüft werden. Das Märkische Museum erhielt erst in letzter Zeit von Herrn Prof. Kaunhowen aus der Gegend von Lübben einige Funde überwiesen.

Das wichtigste Hilfsmittel zur Förderung der Siedelungsarchäologie bleibt aber für die Zukunft das Auffinden vorgeschichtlicher Wohnstätten im Gelände an der Hand der geologischen Karten.

Zahlreiche Beobachtungen an den vom Märkischen Museum untersuchten vorgeschichtlichen Wohnstätten und an den bisher — wenn auch nur aus einzelnen Funden — bekannten Siedelungsplätzen haben ergeben, daß die Wahl des Wohnplatzes gewissen Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Stellen, die sich für Besiedelung in her-

[1]) Über weitere verdächtige Flurnamen vgl. meine Ausführungen im Korr.-Bl. 1912, S. 65.

[2]) Vgl. meinen Bericht über die Ausgrabungen des Märk. Museums bei Cüstrin. Zeitschr. f. Ethnol. 1914, S. 882.

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1912, S. 415.

vorragendem Maße eigneten, müssen deshalb heute daraufhin untersucht werden, ob sie nicht in der Tat einmal als Wohnstätte gedient haben. Die mit Moorerde, Wiesenkalk oder Torf ausgefüllten alluvialen Niederungen scheiden als Wohnplätze für die Vorzeit fast ganz aus, da sie damals mindestens zu einem großen Teile, wenn nicht überschwemmt, so doch sehr sumpfig waren. Nicht so dürfen wir an den diluvialen Ablagerungen des oberen und unteren Geschiebemergels sowie des oberen und unteren Sandes vorübergehen. Wir müssen damit rechnen, auf diesen trocken und hochgelegenen Plätzen alten Wohnstätten zu begegnen. Auf diluvialen Hochflächen liegen z. B. die altgermanischen Dörfer bei Großbeeren, Lagardesmühlen und Paulinenaue, wie die wendischen Siedelungen bei Cüstrin und bei Hasenfelde. Weit besseren Schutz noch boten aber die aus einer alluvialen Niederung emporragenden Inseln und Werder, meist aus Talsand gebildet und von Dünensanden überweht. Diese Stellen ziehen in allererster Linie unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie boten mit ihrem Dünensande nicht nur trockene Wohnplätze; der Tal- oder Flußsand der nächsten Umgebung gab vielmehr zugleich Gelegenheit zum Hackbau. Die Wohnstätten selber lagen fast ausschließlich auf den Dünen, wohl auch um die wertvollen Stellen für den Anbau frei zu lassen.

Welche Bedeutung diese inselartigen Diluvialhöhen, die sich aus dem Alluvialen heransheben, für unsere Siedelungsforschung haben, das sei an folgendem Beispiel erörtert. Ich wähle aus ganz bestimmten Gründen das Blatt Zossen (Gradabteilung 45, Nr. 43), topographisch aufgenommen vom Kgl. Preuß. Generalstabe 1869 (Nachträge bis Ende 1875); geognostisch und agronomisch aufgenommen von G. Berendt und D. Brauns; die Erläuterungen dazu sind erschienen 1882.

Die gewaltigen Wassermassen, die sich am Ende der Eiszeit zwischen dem Baruther und Berliner Haupttal wälzten, haben die Diluvialhochfläche durchwühlt, zerrissen, zum Teil hinweggespült, zum Teil eingeebnet, so daß zwischen beiden Urstromtälern die Notte- und Nutheniederungen entstanden. Innerhalb dieser Niederungen sind jedoch ganze Blöcke des oberen Geschiebemergels stehen geblieben und ragen jetzt inselartig aus der wiesenreichen Niederung empor. Diese diluvialen Inseln müssen uns verdächtig erscheinen. Weit verdächtiger aber sind noch die aus eingeebneten Diluvialsanden bestehenden Talsandflächen, die teilweise rings von Niederungen umgeben sind, teilweise sich an höher gelegene Diluviallandschaften anlehnen oder diese an ihren Rändern begleiten. Recht häufig trieben auf diesen Talsandflächen die Winde ihr Spiel und wirbelten auch hier an gewissen Stellen die ganz unfruchtbaren Dünensande auf. Es ist kein Zufall, daß von den 10 heutigen Siedelungen, die in und an der Niederung liegen, nicht weniger als sieben, nämlich die Stadt Zossen, die Dörfer Dergischow, Schünow, Dabendorf, Telz, Jühnsdorf, auch Rangsdorf und das Vorwerk Pramsdorf auf Talsanduntergrund liegen. Nur Groß-Machnow und Nächst-Neuendorf sind auf rein alluvialen Bildungen entstanden; beim Besuch dieser beiden Dörfer kann man jedoch feststellen, was sich aus der Karte nicht ersehen läßt, daß sie auf einer gar nicht unwesentlichen Erhöhung liegen, die, wenn auch der Wiesenkalk sich in der Tat unter beiden Dörfern in ihrer ganzen Ausdehnung hinzieht, nur aus starksandiger Moorerde bestehen kann. Zur Zeit der Gründung der Dörfer Groß-Machnow und Nächst-Neuendorf muß also selbst die alluviale Niederung an den betreffenden Stellen schon so trocken gelegen haben, daß eine Ansiedelung möglich war. Für die Beurteilung des Zustandes unserer Heimat in den einzelnen Perioden sind derartige Erwägungen von größtem Werte und werden dazu beitragen, daß mit weit verbreiteten falschen Anschauungen endlich aufgeräumt wird. Für die Vorzeit und ihre unsicheren Rechtsverhältnisse gaben zweifellos die inmitten von unzugänglichen Sümpfen emporragenden Talsandinseln die günstigste Gelegenheit zur Besiedelung. Kein Ort auf unserem Blatte konnte sich in dieser Beziehung mit Zossen messen. So ist es nicht verwunderlich, daß diese Gegend reiche vorgeschichtliche Funde aufweist.

Hier kommt es mir nun darauf an zu zeigen, welche Früchte ein einziger Spaziergang zeitigen kann. Ich war bisher durch Zufall noch nie in diese Gegend gekommen. Der einzige Ort, den ich vor zwei Jahren einmal besuchte, war Rangsdorf. Vom Bahnhof in Rangsdorf wanderte ich am Langen Berge vorüber, überschritt den Zülowgraben und steuerte auf einen Dünenhügel zu, der mir auf der Karte verdächtig vorgekommen war. Er liegt auf einer Talsandfläche am Südfuße des Zabelberges und hat nur einen Durchmesser von 150 bis 200 m. Der Dünensand ist noch heute so leicht, daß er sich für Ackerbau nicht eignet. Es bedurfte nur einiger Minuten aufmerksamen Suchens an der Oberfläche, um vorgeschichtliche Scherben und Lehmbrocken zu finden und damit festzustellen, daß dieser Platz in vorge-

schichtlicher Zeit wirklich besiedelt war. Alle übrigen Fragen, die sich an diese erste Beobachtung knüpfen, können zurückgestellt werden bis zur gründlichen Untersuchung der Fundstelle.

Der weitere Weg führte mich am Mühlenberge vorüber nach Groß-Machnow. Fast unmittelbar südlich von diesem Dorfe führt die Zossener Straße über eine langgestreckte Talsandinsel mit Dünenhügeln. Da man zum Betreten dieser für vorgeschichtliche Besiedelung günstig gelegene Stelle erst besonderer Erlaubnis bedurfte, ließ ich sie diesmal liegen.

Westlich vom Pfählingssee erhebt sich aus der Niederung eine größere Talsandinsel mit teilweise recht stattlichen Dünen. Der auf den Dünen stehende Kiefernwald wird auf der Karte als „Wukrow-Fichten" bezeichnet. Am Südrande der Insel liegt Dabendorf. — Rechts des Weges, der von der Zossener Straße nach Dabendorf führt, ist etwa 200 m von der Chaussee entfernt Sand abgefahren worden. Dabei waren zwei runde schwarze Stellen zum Vorschein gekommen, wie sie auf jeder vorgeschichtlichen Wohnstätte ungemein häufig sind — die ersten sicheren Spuren einer vorgeschichtlichen Siedelung.

Am nächsten Morgen brach ich von Zossen auf, um zwei der nordwestlich von der Stadt aus der niederen Umgebung aufragende Inseln aufzusuchen. Da durch Regulierung des Nottelaufes der Wasserstand hier an manchen Stellen sogar mehr gesunken ist, als wünschenswert war, so vermag nur ein geübtes Auge diese Inseln als solche zu erkennen. Die größere Erhebung, über die heute die Berlin-Dresdener Eisenbahn geht und auf der heute das Gut Marienau liegt, war mir nicht zugänglich. Auf der westlich von der letzteren gelegenen kleineren Erhebung fand ich große Mengen von frühmittelalterlichen Gefäßresten.

An allen drei Plätzen also, die ich als für ältere Besiedelung geeignet besuchte, fand ich Reste alter Kulturen. Schwerlich wird das jemand für einen Zufall halten wollen.

In der in Rede stehenden Gegend interessierte mich nun aber noch ein Fundplatz, der nach der Beschreibung in den Erläuterungen zum Blatt Zossen nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen war. Ich vermutete als solchen aber doch eine kleine Talsandinsel, die in einer Torfbucht nur 500 m nordwestlich von Nächst-Neuendorf liegt. Die Vermutung bestätigte sich. Der größere Teil des Hügels war leider schon abgefahren; zermürbte Herdsteine, zahlreiche Scherben und ein eisernes Messer aus der Kulturschicht einer wallartigen Erhöhung bestätigten die von den Geologen vor mehr als 30 Jahren gemachten Beobachtungen. Außerdem hatte ich die Freude, durch einen glücklichen, unzweifelhaft sicheren Scherbenfund feststellen zu können, daß hier eine wendische Fundstätte vorlag.

Zwei weitere neue Fundstellen, die ich auf derselben Wanderung auffand, liegen bereits auf einem anderen geologischen Kartenblatt.

So hat eine einzige Wanderung, die sich am Sonnabend durch drei und am Sonntag durch acht Stunden erstreckte, immerhin fünf neue, bisher ganz unbekannte Fundstellen ergeben, und die schon bekannte sechste wenigstens chronologisch bestimmt. Ein derartiges Ergebnis ist natürlich nur möglich bei sehr aufmerksamer Beobachtung des Geländes an der Hand einer geologischen Karte.

Der oben angegebene Weg, das planmäßige Aufsuchen von vorgeschichtlichen Fundstellen, ist das beste Mittel zu dem erstrebenswerten Ziele, in absehbarer Zeit eine siedelungsarchäologische Karte zu erhalten. Selbstverständlich darf man sich mit dem bloßen Feststellen einer Siedelung nicht begnügen. Mindestens müssen wir durch Untersuchung der Fundstelle dahin kommen, die Zeit ihrer Besiedelung zu bestimmen. Wenn irgend möglich, wird es sich empfehlen, den Charakter der Siedelung so weit zu erforschen, wie ich es bei Hasenfelde, Cüstrin, Lagardesmühle, Paulinenaue, Kleinbeeren, Niedergörsdorf, Nackel, Stüdenitz usw. getan habe. Wo der Fundplatz gefährdet ist, muß natürlich jede in den Grenzen der Möglichkeit liegende gründliche Erforschung stattfinden.

Hauptsache ist, daß sich möglichst viele Kräfte in den Dienst der Sache stellen. In Berlin hat sich jetzt ein Kreis von Altertumsfreunden zu „Siedelungsarchäologischen Übungen und Studien am Märkischen Museum" zusammengeschlossen [1]). Freunde der Siedelungskunde, Lokalforscher und Vertreter verschiedener Grenzwissenschaften widmen als regelmäßige Teilnehmer oder als Gäste einen Teil ihrer Kraft unserem Werke und haben auch ganz unabhängig von mir recht erfreuliche Ergebnisse zu verzeichnen.

In kürzester Zeit werden sich schon an hinreichend zahlreichen Beispielen gewisse Eigentümlichkeiten und Unterschiede in der Wahl des Siedelungsplatzes während der verschiedenen Perioden feststellen lassen, so daß

[1]) Vgl. darüber Brandenburgia, Monatsblatt 1915, S. 117—120 (vgl. S. 55 f.).

*

wir von vornherein aus der Art des Geländes auf Steinzeit, Bronzezeit, Wendenzeit usw. schließen können.

10. Was muß geschehen, wenn ein neuer vorgeschichtlicher Fundplatz entdeckt worden ist?

Wenn nun ein frisch gepflügter Acker durch eine Reihe schwarz hervortretender Hausstellen, wenn eine Sandgrube, eine Baugrube oder ein Schützengraben durch Herdstellen und Pfostenlöcher sich verdächtig machen oder wenn der aufmerksame Beobachter irgendwelche Kulturreste an der Oberfläche entdeckt hat, dann kommt es — und das ist mindestens ebenso wichtig — darauf an, die Stelle für alle Zeiten im Interesse der Wissenschaft festzulegen. Zunächst muß die Lage des Fundplatzes auf einer guten Karte genau bestimmt werden. Dann ist es nötig, die Dorfflur zu ermitteln, zu welcher das Grundstück gehört. Auf den Meßtischblättern [1:25000] und den geologischen Karten sind die Flurgrenzen der Dörfer ja genau verzeichnet. Man hat besonders darauf zu achten, ob der Fundplatz zum Gemeinde- oder zum Gutsbezirk gehört. Wünschenswert, aber nicht immer ausführbar ist es, den Besitzer des Grundstückes ebenfalls zu erfragen. Auf jeden Fall lassen sich Notizen machen über den augenblicklichen Zustand der Stelle und Beobachtungen verzeichnen, ob Wald, Wiese oder Ödland vorhanden ist. Wichtig ist unter Umständen weiter, daß bemerkt wird, welche Feldfrucht der Acker, wenn es sich um einen solchen handelt, im laufenden Jahre trägt. Ein mit landwirtschaftlichen Verhältnissen Vertrauter kann daraus ungefähr ersehen, was für Boden vorhanden ist. Es ist ein großer Unterschied, ob der Acker mit Roggen oder mit Mohrrüben bestanden ist. Wo die letzteren üppig gedeihen, wird man selten eine Siedelung finden. Ein kurzer Bericht, der alle diese Dinge festlegt, wird von jedem Museum dankbar aufgenommen werden. Die letzte und zugleich wichtigste Aufgabe ist aber — und das verstößt gewiß nicht gegen den Geist des Ausgrabungsgesetzes —, auf der Oberfläche herumliegende Scherben und andere Kulturreste aufzuheben und als Beweisstücke dem Berichte beizulegen. Bei günstiger Gelegenheit muß die Fundstelle dann einer genaueren Prüfung unterzogen werden.

Um zu zeigen, wie wirksam die Wissenschaft und das Märkische Museum durch meine Hörer in der „Freien Hochschule“, der Lehrer- und Oberlehrerkurse und durch die Teilnehmer an den Übungen unterstützt wird, füge ich einige Beispiele an, die ohne weiteres als Muster dienen können und zugleich beweisen, mit welchem Eifer und Erfolg auf unserem Gebiete schon gearbeitet wird.

Auf diese Weise sind dem Märkischen Museum seit 1910 im ganzen etwa 200 vorgeschichtliche Fundstellen, fast ausschließlich Siedelungen, mitgeteilt worden. Jede dieser Fundstätten so zu bearbeiten wie es bei Buch geschah, ist natürlich zunächst bare Unmöglichkeit. Soviele Museumskräfte und so große Mittel gibt es gar nicht.

Eine gute Wirkung darf man sich aber weiter noch von unserer Arbeitsweise versprechen. Durch das planmäßige Aufsuchen der Fundstellen werden so viele neue Ausgrabungsplätze zur Verfügung stehen, daß die vielfach zutage getretene, nach außen hin so abstoßend wirkende, meiner Ansicht nach schon immer ganz überflüssige und unwürdige Konkurrenz zwischen den Museen aufhören muß. Das Arbeitsfeld ist so überreichlich groß, daß alle — die größten wie die kleinsten — Museen genügend Raum finden für rastlose Tätigkeit. Nur das unwissenschaftliche Jagen nach Paradefunden muß aufgegeben werden. Allein die gründliche, nach neuer Erkenntnis ringende Forscherarbeit, die unbeeinflußt von jeder Rücksicht auf äußere Erfolge ihren Weg geht, hat ein Recht darauf, Spuren der Vorzeit zu untersuchen.

Im folgenden gebe ich eine Zusammenstellung der dem Märkischen Museum seit der Entdeckung des vorgeschichtlichen Dorfes bei Buch (1910) bekannt gewordenen Siedelungen.

Vom Märkischen Museum sind bis jetzt teils eingehend untersucht teils wenigstens schon in Angriff genommen worden:

1. Buch I. Bronzezeitliches Dorf. (Brandenburgia, Monatsblätter 1910, S. 408 ff. Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 371. Hoops' Reallexikon der germ. Altertumskunde, Artikel „Buch“. Vorgesch. d. Mark Brandenburg, Landeskunde III, 1912, S. 313 ff.)
2. Buch II. Bronzezeitliches Dorf am Wege nach Carow. Bodenausschnitte in der Bucher Ausstellung. Herdstellen, Pfostenlöcher, Abfallgruben und Gefäßreste.
3. Buch III. Bronzezeitliches Dorf rechts vom Wege nach Hobrechtsfelde. Kulturschicht, Pfostenlöcher. Herdstellen, Abfallgruben, Scherben.
4. Buch IV. Frühmittelalterliche Siedelungsreste; nicht weit von Buch III.
5. Trebus, Kr. Lebus. Steinzeitsiedelung. (Prähist. Zeitschr. V, 1913, S. 340—361. Müncheberger Mitt. II u. III, Pfarrer Heßler.)

6. Wutzetz-Nackel, Kr. Ruppin. Bronzezeitliches Dorf, unter einer Düne verschüttet. (Brandenburgia, Monatsblatt XXIII, 1914, S. 33—45 ff.)
7. u. 8. Paulshof, Kr. Niederbarnim. Zwei Siedelungen und Gräberfeld. Grundriß, Pfosten, Herdstellen usw.
9.—12. Breddin, Kr. Ostprignitz. a) Wohnstätten und Gräber am Wege Stüdenitz-Kümmernitz, und zwar eine am „Handweiser" nach Sophiendorf, eine zweite in der Koberschen Sandgrube und eine dritte auf dem Blumentalschen Acker. (Zeitschr. f. Ethnol. 1912, S. 413—426.) b) Wohnstätten (Herdstellen) auf der Hirtenwiese.
13. Oderberg-Bralitz. Siedelung am Bahnhof Oderberg. Kulturschicht, Pfosten, Herdstellen usw.
14. Stüdenitz, Kr. Ostprignitz. Germanisches Dorf aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (Rädchentechnik). (Korresp.-Bl. d. Deutsch. Anthropol. Ges. 1913, S. 91—92.)
15. u. 16. Neukölln bei Berlin. Auf dem Richardplatze. Germanische und frühmittelalterliche Wohnstätte. (Korresp.-Bl. d. Deutsch. Anthropol. Ges. 1913, S. 90 ff.)
17. Klein-Beeren, Kr. Teltow. Germanische Siedelung aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (Rädchentechnik). (Großberliner Kalender 1913, S. 149—155.)
18. Lagardesmühlen bei Cüstrin. Germanische Siedelung aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. (Prähistor. Zeitschr. VI, 1914, S. 303—330.)
19. u. 20. Paulinenaue, Kr. Westhavelland. a) Germanische Siedelung aus dem 3. u. 4. Jahrh. n. Chr. (Prähistor. Zeitschr. IV, 1912, S. 152—165.) b) Frühmittelalterliche Wohnstätte auf dem Hasselberge.
21. Hasenfelde, Kr. Lebus. Frühwendisches Dorf aus dem 7. u. 8. Jahrh. n. Chr. 10 Grundrisse um einen Pfuhl („die Schafwäsche") herum.
22. Hasenfelde, Kr. Lebus. Bronzezeitliche Siedelung und Gräberfeld.
23. Eichwerder bei Warnick, Kr. Königsberg, Neumark. Wendische Siedelung. Pfosten, Abfallgruben, Getreidekörner. (Vgl. Brandenburgia XXIII, 1914, S. 60 f.)
24. Klößnitz bei Cüstrin. Wendisches Dorf (9. bis 13. Jahrh. n. Chr.). (Zeitschr. f. Ethnol. XLVI, 1914, S. 880—912. Fredrich, Die Stadt Cüstrin, S. 73. Der Name des Dorfes wird in einer Urkunde von 1261 genannt.)
25. Niedergörsdorf, Kr. Jüterbog. Deutsches Bauernhaus (12. bis 14. Jahrh.). (Vorgeschichte d. Mark Brandenburg, Landeskunde III, S. 455—458.)
26. u. 27. Niedergörsdorf, Kr. Jüterbog. a) Vorgeschichtliche Siedelung „Kesselsdorf". b) Wohnstätte in der Nähe des Bahnhofes.
28. Zorndorf, Kr. Königsberg. Neumark. Am Tanger. Herdstelle, Pfostenlöcher. Vorgeschichtliche Scherben. In der Nähe ein Gräberfeld.
29. Nowawes bei Potsdam, Kr. Teltow. Frühmittelalterliche Siedelung auf dem Grundstück des Herrn Häberer an der Nuthe. Kulturschicht, Hausstellen, Gefäßreste.
30. u. 31. Sonnewalde, Kr. Luckau. Zwei vorgeschichtliche Wohnstätten mit Kulturschichten, Herdstellen, Gefäßresten, Schlacken u. dgl. Spuren wie bei Buch und anderen bedeutenden Fundstellen.

Zu den bisher behandelten Siedelungen kommen die oben besprochenen:

32. Groß-Machnow, Kr. Teltow. (Am Zabelsberg.)
33. Dabendorf, Kr. Teltow. (Wuckrowfichten.)
34. Marienau bei Zossen.
35. Nächst Neuendorf, Kr. Teltow.
36. Saalow, Kr. Teltow.
37. Mellen, Kr. Teltow. (Mühlenberg.)

In der Nähe der vom Märkischen Museum untersuchten Siedelung bei Wutzetz-Nackel sind von Herrn Pfarrer Wolfram in Nackel aufgefunden und vom Märkischen Museum teils nur besichtigt teils auch schon angeschnitten worden:

38. Vorwerk Damm. „Frühmittelalterliche Scherben. Wohl alte Zollstätte."
39. An der „Völkerscheide". „Frühmittelalterliche Scherben. Wall und Graben."
40. „Lüneburg" im Zootzen. „Mittelalterliche Scherben. Wüstes Dorf."
41. u. 42. Läsikower „Breiten". „In der Asche der Torfschicht, die 1911 abgebrannt war, ein schwarzes, schön gearbeitetes Feuersteinbeil, ein walzenförmiger Hammer aus Sandstein, drei Reibesteine und eine Anzahl Scherben vorwendischer und frühmittelalterlicher Art."
43. Am „Gericht". „Hier soll es spuken. Spuren einer mittelalterlichen Siedelung."
44. Sandgrube an den „Hünenfeldbergen". „Wendische Gefäßreste."
45. Am Siepgraben. „Westlich am Abhange in der Höhe der kleinen Insel eine Stelle mit wendischen Scherben; der Boden ist teilweise dunkel gefärbt. Weiterhin nach Westen sehr viele Scherben vorwendischer Herkunft. Eine Probegrabung erwies vorgeschichtliche Grabstellen."
46. Nackeler Försterei. „Frühmittelalterliche Scherben sehr zahlreich."
47. „Pannenberg" bei Wutzetz. Frühmittelalterliche Siedelung; darunter bronzezeitliches Grab. (Ausgrabung des Märkischen Museums.)"
48. „Alte Hamburger Straße". „Übersät mit frühmittelalterlichen Scherben."
49. Das „heilige Land" in Läsikow. „Vorgeschichtliche Scherben."

Großes Interesse nehmen die Siedelungsspuren in den „Läsikower Breiten" (41 u. 42) in Anspruch. Herr Pfarrer Wolfram hatte bereits die Beobachtung gemacht und eine Besichtigung hat diese Beobachtung bestätigt, daß namentlich in den tiefliegenden und der Überschwemmung noch heute leicht ausgesetzten „Schlenken" vorgeschichtliche Kulturreste zu finden sind. Es handelt sich da unstreitig nicht nur um die beiden angegebenen, sondern um noch mehrere Wohnstätten. Siedelungen in den rein alluvialen Schlenken des Luches sind aber an sich sowohl wie nach all meinen Beobachtungen im Luch selber und an anderen Stellen eine Unmöglichkeit. Nach genauer Untersuchung löste sich das Problem. Von den im

Luch liegenden diluvialen Horsten hatte man den Sand in die sauren Wiesen gefahren, um den Graswuchs zu verbessern. Ich konnte zu mehreren Fundstellen die höher gelegenen Stellen ausfindig machen, von denen der Sand und die Scherben mit dem Sande abgefahren waren.

Über die von Herrn Pfarrer Wolfram in der Umgebung bei Nackel beobachteten Stellen vgl. Brandenburgia, Monatsblatt 1915. Außerdem verdanken wir Herrn Wolfram noch Mitteilungen über

50. u. 51. Altdrewitz bei Cüstrin (29. Oktober 1912). „Ich kann Ihnen zwei mittelalterliche Siedelungsstellen nachweisen, die auf sandigem Unland des rechten Oderufers liegen. Durchschnitt eines Pfostenloches mit dunkler Erde und Kohlenresten; der kleine, 6 cm starke Pfosten scheint nur eingetrieben zu sein. Die beiliegende Zeichnung 2 zeigt deutlich die obere jetzige Humusschicht (15 cm), dann etwa 5 cm Dünensand und unten die 20 cm starke Kulturschicht; reichliche Kohlenreste.“

Herr Dr. Hindenburg in Groß-Beeren, der schon die ersten bei Erdarbeiten ans Tageslicht getretenen Spuren der germanischen Wohnstätte am Lilowgraben auf der Feldmark Klein-Beeren entdeckte („nördlich davon liegt ein Gräberfeld mit Mäanderurnen“), hat in der Umgebung seines Wohnortes folgende vorgeschichtliche Siedelungen beobachtet:

52. bis 54. Klein-Beeren, Kr. Teltow. a) „Gutsfeldmark; Wuthes Pachtland. Kleine Steinherde, Scherben. Beim Chausseebau sind einst viele Gefäße gefunden worden und angeblich zum Teil in den Besitz des alten Behrend, des letzten Besitzers des Gutes Klein-Beeren, gekommen.“ b) „Am Kinberg, auch Weinberg genannt. Frühmittelalterliche Scherben.“ c) „Neues Feld“, südlich der Chaussee Groß-Beeren = Diedersdorf, unweit der Diedersdorfer Grenze; zahlreiche Scherben (Lausitzer Typus), scheibenförmige Wirtel mit Fingernageleindrücken, halber durchbohrter Steinhammer, Lehmbewurf, Tierknochen, Schlacken, Lehmkugeln.“

55. bis 58. Groß-Beeren, Kr. Teltow. a) „Am Dorf: Gärten von Mehlis und Wilhelm Dietrich im südlichen Ortsteil zwischen der Genshagener Straße und dem Lilow. Scherben des Lausitzer Typus, Tierknochen, Tonlöffel (Mehlis), Herde, Abfallgruben.“ b) „Beim Hausbau Tierarzt Dr. Garbe. Große Tierknochen, $1/2$ Wirtel [spät-kaiserzeitliche (?) oder slavische (?) Scherben.“ c) „Mein Garten. Frühmittelalterliche Scherben, $1/2$ Wirtel.“ d) „Knippling“ und „Kohlland“ am „Kuhdamm“ (westlich und östlich der Chaussee Groß-Beeren = Genshagen, nördlich der Genshagener Grenze. Scherben von zum Teil sehr großen Gefäßen, Tierknochen. (Westlich davon liegt das „Latène-Gräberfeld an den Schinderfichten“; vgl. Hindenburg, Mannus II, S. 194 ff.).“

59. Melwendorf, wüste Mark (Neu-Beeren). „Vom Märkischen Museum vor mehreren Jahrzehnten untersucht; auf den frisch bestellten Rieselfeldern heben sich noch jetzt die Hofstellen ab.

60. u. 61. Löwenbruch, Kr. Teltow. „Stellmachermeister Ewald Neumann, jetzt im Felde, der namentlich durch seine Mithilfe bei Grabungen des Märkischen Museums bei Klein-Beeren unterrichtet ist, kennt mindestens zwei Stellen mit Funden wie auf Wohnplätzen; ich glaube mich zu erinnern, daß die eine bei dem Vorwerk Weinberg, die andere nördlich von dem bekannten Latène-Gräberfelde (nordwestlich vom Dorfe) liegt.“

62. Jütchendorf, Kr. Teltow. „Südlich der Landbrücke zwischen dem Siethener und dem Gröbener See. Zahlreiche Tierknochen, Herde, Scherben. (In der Nähe vier Gefäße, darunter ein auf der Scheibe gedrehtes Latène-Gefäß mit Leichenbrand, dreigliedrigem, bronzenen Gürtelhaken und Latène-Eisenfibel mit geknicktem Bügel. Hindenburg, Mannus II, S. 197).“

63. Jühnsdorf, Kr. Teltow. „Lindenberg, Sandgrube an dessen Südwestabhange. Kleine Gruben mit dunklem Inhalt mit Kohle und kleinen Feuersteinartefakten, wie sie sich auf dem Lindenberge massenhaft finden. (Kiekebusch, Landeskunde III, S. 365.)“

64. Blankenfelde, Kr. Teltow. „Südabhang des Mühlenberges in der Nähe der Wiesen (nach mündlicher Mitteilung von Dr. Blume †). (Auf dem Mühlenberge bronzezeitliches Gräberfeld, z. B. doppelkonische Urne und Etagenurne.)“

65. Kolonie Dahlewitz (1913). „Nördlich der Chaussee Profile wie bei Buch. Scherben, Lehmherde; südlich der Chaussee dunkle Stellen auf dem westlichen Teile des großen Schlages, nach der Bestellung sichtbar.“

66. Birkholz, Kr. Teltow. „Am Mahlower See. Herde, ein dickwandiger Steinhammer, Scherben (ein doppelkonischer mit zirkulären Rinnen über dem Umbruch).“

67. Gütergotz, Kr. Teltow. „Am See wurden 1913 oder 1914 bei der Feldbestellung viele Scherben gefunden, welche Inspektor Grevé, Gütergotz, für das Märkische Museum aufbewahrt hat. Er zeigte sie mir, und ich gewann nach dem, was ich sah und hörte, die Überzeugung, daß es sich um einen vorgeschichtlichen Wohnplatz handelt.“

68. Königsberg i. d. Neumark. „Nordwestlich vom Galgenberge, nahe diesem, zahlreiche Stücke von gebranntem Lehmbewurf. Dicht dabei das bronzezeitliche Urnenfeld an der Graupenmühle.“

Die Funde der meisten Siedelungsplätze und Gräberfelder (Nr. 52—67) befinden sich in der schönen Sammlung des Herrn Dr. Hindenburg in Groß-Beeren.

Fruchtbare Tätigkeit hat auch Herr Gymnasialdirektor Prof. Dr. Fredrich, früher in Cüstrin, jetzt in Stettin, entwickelt. Vgl. dazu die Berichte über Lagardesmühlen und Klößnitz. Über die Gräberfelder in der Umgebung von

Cüstrin [Schiffbauerstraße (germanisch-wendisch), Pionierkaserne, Harnischs Gärtnerei usw.] vgl. Fredrich, Die Stadt Cüstrin 1913, S. 72 f. und 153 ff.

Zu den genannten Wohnstätten kommt noch die bei

69. Warnick, Kr. Königsberg (Neumark). Auf der Höhe neben dem Einschnitt der Eisenbahn.

In diesem Zusammenhange müssen auch genannt werden die von Herrn Dr. Bestehorn, früher Volontär am Märkischen Museum, entdeckten und für das Potsdamer Museum mit ausgezeichnetem Erfolge untersuchten Fundstellen bei

70. Krampnitz, Kr. Osthavelland. Germanische Siedelung der ersten Jahrhunderte (Rädchentechnik).
71. Göttin, Kr. Zauch-Belzig. Steinzeitsiedelung mit Tiefstichkeramik. Die Funde aus den beiden letztgenannten Wohnstätten befinden sich im Museum in Potsdam.

Recht beachtenswert ist auch eine Mitteilung des Herrn Bankbeamten Wilke über Beobachtungen bei

Hoppenrade, Kr. Westhavelland. „Am Mühlenberge, 2 km südlich von Hoppenrade, Kreis Westhavelland, befindet sich eine Sandgrube. Der Weg zu ihr führt an dem am Fuße des Mühlenberges gelegenen Gehöfte entlang. Aufmerksam geworden durch einige am Boden verstreute unverzierte Tongefäßscherben, beobachtete ich am Nordabhange der Sandgrube, 75 cm unter der Erdoberfläche, eine ungefähr 30 cm starke dunkelbraune Kulturschicht, die sich von dem hellen Sande deutlich abhob. Stellenweise nahm sie eine nahezu schwarze Färbung an. Eine Anzahl der aus der Kulturschicht entnommenen Tongefäßscherben zeigte Tiefstichverzierung und zwar Furchenstich."

Die hier von Herrn Wilke gefundene Steinzeitsiedelung ist schon bekannt (vgl. Brunner, Die Steinzeitkeramik der Mark Brandenburg, Arch. f. Anthropol. XXV, 1898, S. 11 u. Abb. 14). Dadurch wird der Wert dieser Beobachtung durchaus nicht herabgesetzt. Es ist im Gegenteil sehr erwünscht, zu hören, in welchem Zustande sich bekannte Fundstellen augenblicklich befinden. Außerdem werden die alten Beobachtungen auch ergänzt. Auf die 30 cm starke Kulturschicht, „die sich vom hellen Sande deutlich abhob", ist von Herrn Wilke zum ersten Male hingewiesen worden.

Weitere Fundstellen hat Herr Wilke an folgenden Stellen beobachtet:

72. u. 73. Havelberg. a) Am „Großen Burgwall". „Eine Kulturschicht, die unter einer zweiten liegt; mehrere Scherben, darunter einen mit Furchenstich." Wahrscheinlich also steinzeitlich. b) In der Sandgrube am Ostende der Weinberge. „Eine etwa 1 m starke Kulturschicht; darin Knochen, Scherben; ein Scherben mit Rädchentechnik." Wahrscheinlich germanische Siedelung aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.
74. Döberitz, Kr. Osthavelland. Am Truppenübungsplatz. „Mittelalterliche Scherben auf der Oberfläche; etwas tiefer vorwendische."
75. Philippstal an der Nuthe. „Scherben mit Rädchentechnik; Eisenschlacke; auf der Oberflache mittelalterliche Scherben." Diese Fundstelle mit germanischen Resten der ersten Jahrhunderte war dem Märkischen Museum bereits aus einer freundlichen Mitteilung des Herrn Major Allard (1911) bekannt.
76. Zwischen Schildow und Schönerlinde, Kr. Niederbarnim. Südwestlich der Arkenberge.
77. Zwischen Nauen und Bredow, Kr. Osthavelland. (März 1914.)
78. Östlich von Tamsel auf dem Gelände von Wilkersdorf, Kr. Königsberg (Neumark).

Von dieser Fundstelle sandte mir Herr Wilke einige Scherben ein. Sie liegt auf einer Hochfläche, die von Norden her ins Warthetal vorstößt. Durch eine Probegrabung stellte ich fest, daß am Abhange zur Warthe hin Siedelungsspuren zu beobachten sind. Die meisten Kulturreste liegen dagegen auf der Höhe. Gelegentlich eines Besuches mit Hörern der „Freien Hochschule" fanden wir neben zahlreichen anderen Kulturresten auch einen steinzeitlichen Scherben mit Tiefstichverzierung. Die Lage dieser Wohnstätte auf hohem, sandigem Bergrücken erinnert an die Lage der steinzeitlichen Siedelung bei Trebus und an eine Fundstelle bei Treuenbrietzen. Beim Ausheben von Befestigungsgräben (1914) stieß man auch auf ein Gräberfeld.

Herr Ferdinand Krause in Neukölln sandte folgenden interessanten Bericht ein:

79. Seddin, Kr. Westpriguitz (16. Okt. 1914). „An einer abgestochenen Wand zeigte sich unter der Humusschicht eine etwa 1,60 tief gehende, mit tiefschwarzer Kulturschicht ausgefüllte Grube, enthaltend kohlige Erde und überaus zahlreiche Gefäßreste; dazwischen einzelne etwas über faustgroße Steine; danebeu im Feuer gewesene Herdsteine. Ein einzelnes Stück zu rotem Ziegel gebrannter Lehmbrocken mit Eindruck eines kantigen Balkens ... Abfall- oder Scherbengrube; dicht daneben eine kleinere Grube, mit grauer Humuserde gefüllt. Eine andere Wand zeigt ein mit schwarzer Erde gefülltes, 1 m tiefes Pfostenloch ohne Einschlüsse."

Herr Krause hat auch schon auf die mittelalterliche Siedelung auf dem Richardplatze in Neukölln aufmerksam gemacht. Bei der genaueren Untersuchung fand ich dann in tieferen Schichten die germanische Wohnstätte aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. (Vgl. Nr. 15 u. 16.)

Herr Lentz [vgl. Korresp.-Bl. 1915, S. 35 f.][1]) machte dem Märkischen Museum Mitteilung von folgenden Siedelungen:

80. u. 81. Dahlem, Kr. Teltow (Juli 1912). a) „Gegenüber dem Bahnhof »Botanischer Garten«, Ecke Steglitzer und Moltkestraße. Profil wie bei Buch." b) „Frühmittelalterliche Scherben am Dorfe" (Dezember 1912)

82. Weinberge bei Fürstenwalde (Sommer 1912 und 1915). „In mehreren grubenartigen Vertiefungen vorgeschichtliche Scherben." Eine mit zahlreichen Hörern der „Freien Hochschule" ausgeführte Besichtigung bestätigte diese Beobachtung.

83. Schlabbersdorf (Schlabendorf, Schlamsdorf) bei Etzin, Kr. Osthavelland (Mai 1915). Wüstes Dorf; heute Vorwerk. „Auf der Feldmark haben die Landleute von jeher Scherben gefunden."

84. Jeserig bei Wiesenburg, Kr. Zauch-Belzig (Mai 1915). „Auf der Kuppe neben der Mühle Kulturschicht, Pfostenlöcher und Scherben."

85. Röthehof, südlich von Markee (Mai 1915). „Alte Kulturschicht unter sterilem Flugsand. Mittelalterliche Scherben."

86. Salzbrunn, Kr. Zauch-Belzig (Januar und März 1915). „Kohlen, Scherben (vorgeschichtliche und mittelalterliche), Henkel, Randstücke, großer Teil eines etwa 6 bis 8 mm starken Gefäßes. »Nucleus«, kleine Feuersteinabsplisse und zwei Steinkerne. Alle Funde lagen auf der Oberfläche." „Außer einem wahrscheinlich als Pfostenloch zu deutenden dunklen Anschnitt, der vom heutigen Humus durch eine sterile Schicht getrennt war, fand sich fast überall eine schwach gefärbte und nur durch eingesprengte Kohlenstückchen erkennbare Kulturschicht."

87. Wünsdorf, Kr. Teltow (November 1914). „Der große Wünsdorfer See hat an seinem südöstlichen Ende . . . eine kleine Bucht, gebildet durch die Ausläufer einer von Kiefern bestandenen Sanddüne. Die Spitze der Düne ist durch eine Sandgrube angeschnitten und zeigt deutlich in einer Tiefe von ungefähr 70 cm eine stellenweise 15 cm starke Kohlenschicht . . . grubenartige Einschnitte . . . Scherben. Etwa 15 cm unterm Planum befindet sich stellenweise eine zweite Kohlenschicht . . ., etwa 1 m noch eine unterste Kulturschicht . . . Feuersteinschlagstätte, Splitter, zwei Kernstücke, messerartige Spitzen, ein sehr schönes, mit Gebrauchsretouchen versehenes Faustmesser aus Feuerstein. Die festgestellte Siedelung tritt auch an einem Ausschnitt auf der Ostseite der Düne zutage. Die ganze Siedelung ist in ihrer Dünenstruktur und Lage ähnlich wie die von Trebus" (Prähist. Zeitschr. V, S. 340 ff.), . . . von Gräben umgebene Erhöhungen."

Frl. E. Bellot hat ihre Aufmerksamkeit namentlich auf den Fläming gerichtet. Ihre Fundstellen liegen sämtlich auf Blatt Klepzig der geologischen Spezialkarte von Preußen.

88. u. 89. Raben, Kr. Zauch-Belzig. a) „Nördlich vom Dorfe an der Straße Belzig-Wittenberg. Auf der wüsten Feldmark des in den Hussitenkriegen zerstörten Dorfes Wulkow. An der frisch abgestochenen Böschung der östlichen Straßenseite eine alte Kulturschicht. Vorgeschichtliche Scherben. Geologische Karte zeigt auf der diluvialen Hochfläche »Sand«; Meereshöhe 118,4 Das Alluvium des Tales Niederungstorf über Sand." b) „Auf derselben Diluvialhalbinsel, die, östlich und westlich von je einem Alluvialnebental (Rummel) des Flüßchens Plane begrenzt, in das Alluvium des Planetals hineinragt, befinden sich Reste des Dorfes Wulkow (Fundament der Kirche noch erkennbar). Außerordentlich viel mittelalterliche Scherben. Sand, lehmig, über Geschiebemergel." (Im Jagen 134 dicht bei der Planequelle Gräberfeld. Desgl am Wege nach Rädigke.)

90. bis 92. Rädigke, Kr. Zauch-Belzig. a) „Südlich von der Plane, an der Straße nach Raben auf einer Halbinsel von diluvialem Sande, die mit ihrem äußersten Zipfel noch über die Straße hinweg in den Talsand hineinragt, neben mittelalterlichen Scherben ein älterer vorgeschichtlicher." b) „Hinter der Kirche von Rädigke auf der Hochfläche (Sand, Meereshöhe 100). Sandgrube; am Anschnitt die alte Kulturschicht zu erkennen. Dort soll bis zum Jahre 1000 die Burg Rädigke gestanden haben. Die Scherben, die ich dort fand, sind aber nicht mittelalterlich, sondern älter; sie können sogar bronzezeitlich sein." c) Zu beiden Seiten des Weges von Rädigke nach Grubo; auf Talsand am Rande des Alluviums, neben der Scheune zahlreiche vorgeschichtliche Scherben, an den Anschnitten der Wegböschungen eine alte Kulturschicht zu erkennen."

93. Werdermühle bei Niemegk. „Talsand fällt ziemlich steil zum Alluvium ab (Niederungstorf

---

[1]) Während ich die erste Korrektur meines Aufsatzes lese, erscheinen im Korresp.-Bl. (1915, S. 35 f.) die Ausführungen von E. Lentz über „Methodische Siedelungsforschung". Sie enthalten manches, das recht beachtenswert ist. Über die bloße Berücksichtigung der Zufallsfunde sind wir allerdings bereits weit hinaus (vgl. meinen Weimarer Vortrag, Korresp.-Bl. 1912, S. 65 f. und vorliegenden Aufsatz). Zu der Frage der chemischen Untersuchung der Erdproben sei hier ein Beispiel angeführt, aus dem ersehen werden kann, wie notwendig derartige Untersuchungen oft sind, um geradezu eine Entscheidung herbeizuführen. Bei Hasenfelde war in einer Kiesgrube eine schwarze Stelle aufgedeckt worden, die einer vorgeschichtlichen Herdstelle in mancher Beziehung ähnlich war. Das erste, was mich stutzig machte, war die Lagerung in einer Schicht, die von der Grundmoräne überdeckt war. Außerdem ließ sich auch keine Spur von Kulturresten finden. Ich war davon überzeugt, daß es sich hier nicht um eine Herdstelle oder dergleichen handeln konnte, sondern nur um eine natürliche Verfärbung des Bodens. Andere glaubten an der Deutung als Herdstelle „unbedingt" festhalten zu müssen. Die von mir veranlaßte Untersuchung durch das „Städtische Untersuchungsamt für hygienische und gewerbliche Zwecke" hatte folgendes Ergebnis: „Organische Stoffe haben sich nicht nachweisen lassen. Die Braunfärbung hat ihren Grund in einem Gehalt an Braunstein; außer diesem wurden neben Sand und Steinchen Verbindungen des Kalkes, Eisens, der Phosphorsäure, Kieselsäure und Kohlensäure gefunden" (30. Okt. 1913). Damit war die Frage endgültig entschieden.

und Moorerde über Sand). Einige Scherben an der Straße, zum Teil mittelalterlich, doch auch älter."

Von Herrn Lentz und Frl. Bellot wurden gemeinsam gefunden und mitgeteilt:

94. Forsthaus Weinberg bei Ludwigsfelde, Kr. Teltow (Juli 1915). „Kulturschicht mit vorgeschichtlichen Scherben."
95. u. 96. Wietstock, Kr. Teltow (Juli 1915). a) Am Mühlenberg. „Kulturschicht. Vorgeschichtliche Scherben" Profil wie bei Buch. b) Höhe 38. „Vorgeschichtliche Scherben."

Von den Herren Lentz und Wehrens und von Frl. Bellot wurden gemeinsam beobachtet und mitgeteilt:

97. Turmhügel der Burg Eisenhart bei Belzig (Juli 1915). „Auf dem Hügel und im Garten finden sich in Massen blauschwarze Scherben."
98. Hügel der Brixiuskapelle (Juli 1915). „Vorgeschichtliche Scherben verschiedener Perioden."
99. Sandberg südwestlich des Bahnhofes (Juli 1915). „Vorgeschichtliche Scherben."
100. Schäferei Stollenberg (Juli 1915). „Vor allem große, mit Häcksel durchknetete Stücke von Lehm, zum Teil mit gewölbter Oberfläche."
101. Saarower Wiesen (August 1915). „Sichelförmige Landzunge mit der dort erwarteten Siedelung. Zu Hunderten neben unverzierten Scherben Absplisse der Feuersteinbearbeitung."
102. Petersdorf bei Fürstenwalde (August 1915). „Dünenspitze. Hartgebrannte Stücke von Lehmbewurf mit prächtigen Binsen- und Schilfabdrücken. Dazwischen viel Kohle ... neben Scherben des Mittelalters und vorgeschichtlicher Ware."
103. Fürstenwalde (August 1915). „Gegenüber der Kaiser-Wilhelmbrücke."
104. Grubo, Kr. Zauch-Belzig (Juli 1915). „Rußgeschwärzte Reste mindestens zweier Herde (nur gepackt, nicht verstrichen). Kulturschicht, Kohlenspuren; kleine unverzierte Scherben; Feuersteinbruchstücke."

Mit demselben Eifer und Erfolg im Aufsuchen vorgeschichtlicher Wohnstätten hat Herr Max Schneider gearbeitet. Auch seine Berichte enthalten alles Wissens- und Wünschenswerte und bilden darum im Verein mit den eingesandten Scherben und anderen Kulturresten ausgezeichnete Grundlagen für spätere Untersuchungen.

105. Golmberg bei Götz, Kr. Zauch-Belzig (26. Sept. 1915). „An der Nordwestseite des großen Götzer Horstes erhebt sich aus den Havelwiesen ein kleinerer Horst, der Golmberg. Wenn man die Chausse Götz-Ziegelei und dann die Bergstraße weiter verfolgt, so geht bald hinter den Sand- und Mergelgruben (rechts) ein Feldweg nach links ab. Er durchquert zuerst Wiesen auf grandigem Talsand, dann eine Zunge aus Dünensand und steigt rechts durch oberen Mergel zum flachen Gipfel des 43 m hohen Golmer Berges hinauf. Das ziemlich umfangreiche Plateau besteht nach der geologischen Karte von 1886/89 (44, Nr. 33) aus unterem Sande, der zum Anbau von Kartoffeln und Klee benutzt wird. Nur ein kleines massives Gerätehaus ist dort. Früher muß der Berg dicht besiedelt gewesen sein. Schon auf der Dünenzunge finden sich einige vorgeschichtliche Scherben: auf dem Gipfel aber, besonders auf dem Kleefeld an der Havelseite und auf der Südosthälfte des Plateaus sehr zahlreiche Scherben steinzeitlicher (Furchenstich, Punktstich, Schnurmuster) und anderer vorgeschichtlicher Keramik. Dazu auch Bruchstücke von zum Teil fein bearbeiteten Feuersteinen. Der Ton steinzeitlicher Zapfengefäßbruchstücke enthält auffallend viel Beimischungen von kleinen Steinchen. Auf dem Gipfel des Golmer Berges befinden sich einige Mergelgruben. Durch diese Gruben ist die äußere Erscheinung des Plateaus besonders an der Ostseite zwar verändert; dennoch hat es fast den Anschein, als ob früher eine kleine Wallanlage vorhanden gewesen wäre. Der Fahrweg uber den Gipfel steigt den Hang nach Nordost hinunter und verliert sich in den Wiesen zur Havel. Da, wo er von dem oberen Diluvium in die Wiesenebene tritt, liegt links auf schwarzer fetter Moorerde ein Acker, auf dem viele Scherben verschiedener Perioden liegen."

107. Vorgeschichtliche Siedelung bei Schmergow, Kr. Zauch-Belzig (Okt. 1915). „Mitten in dem wildzerrissenen Gebiete des Havelbruches erhebt sich der bis 55 m hohe und etwa 3 km breite, herzförmige Schmergower Horst. In der Hauptmasse aus oberem Mergel bestehend, weist der stark zernagte Ostrand, der der wühlenden Kraft des Havelwassers am meisten ausgesetzt war, die verschiedensten geologischen Formationen auf. Zwei Straßen führen zu ihm, die 7 km lange Chaussee vom Bahnhof Gr.-Kreutz über den Deetzer Horst und dann auf künstlichem Damm durch das Bruch und die nur halb so lange von Ketzin über die Fähre an der Havelenge; aber es ist die einzige weit und breit vom Havelland zur Zauche. In 15 Minuten gelangt man von hier auf breitem Damm durch das Schmergower Bruch zum Vorland des Horstes. Ein breiter Gürtel von Abrutschmassen — jetzt fruchtbarer Ackerboden — säumt ihn ein. Dann hebt sich langsam das Land zu beiden Seiten der Chaussee, steigt über sie hinweg, bildet einen kleinen schluchtartigen Engpaß und senkt sich dann wieder zum Hochplateau des Dorfes nieder. Wahrscheinlich war das ganze Gebiet zwischen dem Vorsaum und dem Engpaß einst vor Anlage der alten Straße nach Ketzin ein zusammenhängender Hügel, der nördliche Teil, Gehren genannt, Grand und Geröllmassen, unterlagert von Sand mit Lehmnestern und deswegen durch mächtige Sand- und Mergelgruben längs der Straße stark zerstört, der südliche, viel niedrigere, eine etwa 500 m lange Düne, mit Bändern von blaugrauem Ton durchzogen. Beide Gebiete tragen an den Außenseiten lichten Kiefernwald. In vorgeschichtlicher Zeit muß diese vorspringende Ecke stark besiedelt gewesen sein; dafür sprechen steinzeitliche Funde der Schnurkeramik, die Herr Pfarrer Schmidt in Ketzin jüngst auf den Nordhügeln gemacht hat, dafür sprechen besonders die reichen Funde auf dem Dünenplateau. Diese Düne auf der

Südseite der Chaussee hinter etwa 50 m breitem, buschbewachsenem Vorland ist in letzter Zeit durch einen 1 bis 2 m tiefen und straßendammbreiten Einschnitt von einer großen Scheune im Westen bis zu den Wiesen im Osten in ihrer ganzen Länge aufgeschnitten worden. Die Straße hat dabei eine Siedelung aufgedeckt, die sich über die Düne in ihrer ganzen Ausdehnung hinzieht. 20 bis 30 cm unter dem Planum läuft an beiden Grabenwänden eine schwarzbraune, teilweise graublaue Kulturschicht entlang, mindestens $^1/_2$ m stark, angefüllt mit außerordentlich zahlreichen vorgeschichtlichen Scherben, mit kleineren und größeren Herdsteinen. Eine Stelle in der Mitte des Nordrandes, dicht bei einem Weidenstrauch an einer einsamen großen Pappel, ist näher in ihrer Schichtenlage untersucht worden. Dabei ergab sich folgendes Ergebnis: Diese Stelle der Wand ist von dem Hauptteil des Dünenrestes abgerutscht. 25 cm unter dem Abrutschplanum beginnt die Kulturschicht, schwärzlich, stellenweise graublau. In ihr lag in einer Tiefe von 20 cm ein etwa 30 cm langer Herdstein, angeschwärzt. Er ruhte auf einer 5 cm starken ganz harten Lehmschicht. In dieser steckten unter anderen fast sämtliche Scherbenteile eines kleinen zierlichen Gefäßes. Dann folgte wieder eine Kulturschicht mit dunkler Erde (5 cm), dann eine 6 cm - Schicht aus Lehm, Kohlenstückchen, kleinen Steinchen. Darauf kamen 8 cm Sand, dann wieder 4 cm Lehm und Kohle, schließlich feiner Sand. Jenseits des Kiefernwaldrandes auf dem Acker des Südfeldes im unteren Mergel gab es neben zerstreuten vorgeschichtlichen Scherben viele frühmittelalterliche."

108. Bornim, Kr. Osthavelland (August 1915). „Acker am Düsteren See. Viele mittelalterliche Scherben."

109. Bornim (August 1915). „Auf Talsand ein lichtes Gehölz, im Norden von einer Viehkoppel (Wiesen) begrenzt. Zahlreiche vorgeschichtliche Scherben (»Wendenkirchhof«)."

110. Bornim. „Kl.-Heyneberg". „Reste verschiedener Perioden."

111. Chaussee Wannsee=Kl.-Machnow, Kr. Teltow (Juni 1915). „Brandschicht. Lehmbrocken mit Eindrücken wie von Weidenruten. Zahlreiche frühmittelalterliche und andere Scherben."

112. Seeberg bei Kl.-Machnow, Nordseite. „Frühmittelalterliche Scherben."

113. Kl.-Machnow (Insel). „Frühmittelalterliche und ältere Scherben."

114. Glashütte bei Teltow. „Frühmittelalterliche und ältere Scherben."

115. Stahnsdorf, Kr. Teltow. „Alte Kulturschicht, darunter frühmittelalterliche Scherben."

116. Bekewiese gegenüber Albrechts Teerofen. „Schützengräben; zahlreiche Pfostenlöcher; auch frühmittelalterliche Scherben; Lehmbrocken."

117. u. 118. Havelufer Werder-Phöben (Mai 1915). a) „Kulturschicht; Scherben sehr roher Arbeit, steinig, dunkel- bis schwarzbraun; ein Scherben mit Zapfen (steinzeitlich?)" b) „Frühmittelalterliche Reste."

119. Phöbener Berg. „Frühmittelalterliche Reste."

120. bis 122. Kemnitz, Kr. Zauch-Belzig. „An drei verschiedenen Stellen ältere und frühmittelalterliche Scherben."

123. Derwitz, Kr. Zauch-Belzig. „Ähnliche Scherben wie 117. Ein Scherben mit Zapfen."

124. Feldweg Derwitz-Krielow. „Frühmittelalterliche Reste."

125. bis 127. Krielow, Kr. Zauch-Belzig. a) „Am Dorfgraben zwischen Gutshaus und Burgwall frühmittelalterliche Scherben." b) „Feldweg nach Schmergow, frühmittelalterliche Scherben." c) Höhenland zwischen den Chausseen Krielow-Schmergow und Krielow-Deetz.

128. Deetz, Kr. Zauch-Belzig. „Königsberg; vorgeschichtliche und frühmittelalterliche Scherben weithin zerstreut."

129. Trebelberg bei Schmergow (Juli 1915). „Knochen und Tonscherben in einer Abfallgrube; schwarze Erde; Kulturschicht auf der Bergspitze."

130. Acker an der Chaussee Götz-Deetz (26. Sept. 1915). „Brachland auf unterem Sande (nach der geologischen Karte). Kulturreste verschiedener Perioden."

131. Acker an der Chaussee Götz-Ziegelei (26. Sept. 1915). „Auf oberem Geschiebemergel am hohen Uferrande bis zur Waldhöhe liegen zahlreiche Kulturreste verschiedener Perioden."

132. Mergelgruben an der Bergstraße bei Götz (26. Sept. 1915). „Vorgeschichtliche Scherben und Lehmbrocken."

133. Hinter dem Feldwege zum Golmer Berge (26. Sept. 1915). „Kartoffelfeld auf Talsand. Vorgeschichtliche Scherben."

134. Östlich von Götz in den Havelwiesen (2. Juli 1915). „Auf kreisrunder Fläche von oberem Geschiebemergel mit Durchbruch von unterem Sande (geologische Karte). Darauf Weizen und Kartoffeln. Viele vorgeschichtliche und unglasierte frühmittelalterliche Scherben."

135. Am Nordrand der Kochschen Lehm- und Mergelgrube (2. Juli 1915). „Viele frühmittelalterliche Scherben, dazu an vier Stellen Branderde wie bei Buch, etwa 20 cm dick, 50 cm breit." Zu den eingesandten Scherben gehört auch ein steinzeitlicher mit Bogenstichverzierung.

136. Sandgrube bei Götz (Sept. 1915). „Unterer Sand (nach der geologischen Karte), der an einigen Stellen von breiten Streifen aus Ton, Mergel oder stark lehmigem Sande durchsetzt ist. Große Bruchstücke eines bronzezeitlichen Gefäßes mit Resten von gebrannten Knochen ... Viele gebrannte Knochen; zahlreiche bronzezeitliche Scherben. 25 cm unter dem Bergplateau eine 10 cm starke Kulturschicht, die fast den ganzen Grubenrand entlang lief, zum Teil aber bis auf 75 cm hinabstieg ... Bronzereste ... Auf der Höhe Bodenstücke eines vorgeschichtlichen Gefäßes; ein anderes Gefäßbruchstück hatte im Boden noch ein Getreidekorn (?)."

137. Götz. „Vom Dorfausgang hinter der Kirche am breiten Wege zum Götzer Berg mit Aussichtsturm bis zum Wald und Aufstieg links. Viele frühmittelalterliche, glasierte Scherben."

Die von Herrn Schneider in der Umgebung von Götz mit so ausgezeichnetem Erfolge in so großer Zahl festgestellten Fund-

stellen geben zu der Vermutung Anlaß, daß unter Umständen nicht jede Fundstelle eine einstmals für sich bestehende Siedelung ist. Hier wie an anderen Stellen muß erwogen werden, ob die vorgeschichtlichen Kulturreste etwa von einer Stelle aus überall hin verschleppt worden sind. Dabei könnten die Mergelgruben eine recht erhebliche Rolle gespielt haben. Die Römer berichten uns bekanntlich schon, daß die Ubier das Mergeln der Äcker von den Kelten gelernt haben. Auch in unseren Gegenden dürfte diese Methode der Bodenverbesserung und -verjüngung sehr alt sein; sie war bis in die siebziger und achtziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts hinein in der Umgebung Berlins noch üblich und ist ganz auch jetzt noch nicht vergessen. Zweck der Mergelung war, die durch Verwitterung kalkarm gewordenen oberen Schichten des Diluvialmergels immer von neuem mit Kalk zu versorgen und so den Pflanzenwuchs zu fördern. Zu diesem Zwecke wurden die unteren, kalkreichen Schichten des Diluvialmergels freigelegt. Der Mergel wurde auf den Acker gefahren und dort auf die Oberfläche gestreut. Der Erfolg ist stets ein ausgezeichneter gewesen. An diese Methode der Düngung des Ackerbodens erinnern noch die zahlreichen „Mergelgruben", die wir in der Umgebung der Dörfer finden und die auf den geologischen Karten verzeichnet sind. Das Mergeln war eine erfolgreiche, aber auch sehr mühevolle Arbeit. Heute sind unsere Landleute mehr und mehr davon abgekommen. Tierischer und künstlicher Dünger ist an die Stelle des Mergels getreten. Schnitt einmal eine Mergelgrube eine vorgeschichtliche Siedelung an, so mußten die Scherben, die sich ja in ungezählten Mengen in alten Wohnstätten vorfinden, über die umliegenden Äcker weithin zerstreut werden. Vielleicht erklärt sich auf diese oder ähnliche Weise noch einmal das in schier unglaublicher Fülle an geradezu zahllosen Stellen und über weit ausgedehnte Flächen zu beobachtende Auftreten namentlich der frühmittelalterlichen Kulturreste. Gerade aber aus diesen Gründen ist es unbedingt notwendig, zunächst jede Fundstelle genau zu verzeichnen. Die nähere Untersuchung wird dann ergeben, ob es sich um gesonderte, für sich bestehende Siedelungen handelt oder ob einzelne Fundstellen nur Zeugen einer durch den Ackerbau oder aus irgend welchen anderen Gründen erfolgten Umlagerung der alten Kulturreste sind. Dem Rätsel des so überaus häufigen Vorkommens frühmittelalterlicher Siedelungsreste steht kraß gegenüber die Tatsache, daß wir mit Grabfunden aus jener Zeit recht wenig vertraut sind. Ein großes Arbeitsgebiet ist hier also nach zwei Richtungen hin zu beackern.

Herr Herbert Lehmann-Berlin hat folgende Fundstellen gemeldet (April-Okt. 1915):

138. „Nördlich von Plaue am Ostufer der Havel hinter dem Walde auf dem Acker slavische Scherben und Eisengeräte."

139. „Auf dem Wege von Pritzerbe, Kr. Westhavelland, zur Ziegelei zahlreiche Scherben, darunter ein verzierter."

140. „Südlich von der Kolonie Gapel, Kr. Westhavelland, auf dem Friedhof vorgeschichtliche Scherben."

141. „Südlich von der Ziegelei (trigonometrischer Punkt 31) liegt ein Burgwall. Er erhebt sich 3 m über Wiesen; zwei Vorwälle. Die Erhebung ist durchstochen und als Sandgrube benutzt. Es fanden sich Scherben mit Strichverzierungen, einer mit Rädchentechnik und Tierknochen." Also: auch germanische Besiedelung in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

142. „Zwischen dem Burgwall und der Ziegelei befindet sich eine flache Erhebung mit Aufschluß. Zahlreiche Feuersteinsplitter, vereinzelt unverzierte vorgeschichtliche Scherben. Ein Scherben mit Rädchentechnik." Also wieder germanische Spuren aus den ersten Jahrhunderten.

143. Reckahn, Kr. Zauch-Belzig. „Burgwall »Duster Reckahn«. Nordwestlich vom Wall am Wege zur neuen Mühle wendische und frühmittelalterliche Scherben (trigonometrischer Punkt 32). Beackert."

144. Hohennauen, Kr. Westhavelland. „Burgwall in der großen Lake. Westlich vom Wall Siedelungsspuren. In einem Aufschluß fanden sich Scherben mit Stichverzierungen, ein siebartig durchlochter Gefäßrest, Lehmbewurf und Tierknochen."

145. Görne, Kr. Westhavelland. „Burgwall. Aufschluß mit unverzierten vorgeschichtlichen Scherben. Lehmbewurf (mit Abdrücken)."

146. Bamme, Kr. Westhavelland. „Aschen- und Holzkohlenschicht; zerstörter Wall. Wendisch."

Weiter wurde das Märkische Museum in dankenswerter Weise auf folgende vorgeschichtliche Siedelungen aufmerksam gemacht.

147. Rummelsburg bei Berlin. „Frühmittelalterliche Siedelung im Garten des Arbeitshauses." Herr Oberinspektor M. Schmidt (1914).

148. Premnitz, Kr. Westhavelland. „Pulverfabrik; Siedelung der Bronze- und La-Tènezeit." Herr Pfarrer Schmidt-Ketzin (1913).

149. Rüdnitz-Bernau, Kr. Oberbarnim. „Viele Scherben und Lehmstücke." Herr C. Dombrowsky-Bernau.

150. Dubrow, Kr. Krossen. „Hausstellen; Lehmklumpen; geschwärzte Flecke." Herr Lehrer H. Brüger-Dubrow.

151. Hermsdorf, Kr. Niederbarnim. „Großes bronzezeitliches Dorf. Dieselben Beobachtungen wie bei Buch." Herren Ingenieur J. Ludwig (1910); Vorschullehrer W. Hunke (1912); Ingenieur W. Tabbert (1915).

*

152. Penzlin, Kr. Ostprignitz. „Tiefe schwarze Ablagerung unter der Ackerkrume, 10 bis 15 m im Quadrat. Reste von Lehmwänden; Scherben." Herr Ingenieur H. Voß-Charlottenburg (1912).
153. Rhinow, Kr. Westhavelland (Kietz). „Frühmittelalterlich; zahlreiche Scherben; auch wendisch." Herren Lehrer Rausch und Rektor Albrecht (1912 13).
154. Rohrwall bei Schmöckwitz, Kr. Teltow. „Wendisch." Herr Direktor P. Bestgen (1914).
155. Stolpe, Kr. Niederbarnim. „An der Wiesenniederung große Mengen von Gefäßscherben." Rektor Monke (1912).
156. Im Wentowsee bei Marienthal, Kr. Ruppin. Herr Lehrer Kriesen (1914).
157. Tiefwerder, Kr. Osthavelland. „Feuersteinsplitter, von denen einige Spuren von Bearbeitung verrieten. Düne; am südwestlichen Rande ein stark zurückgetretener Arm der Havel; deutlich ist noch das alte Flußbett zu erkennen. Zahlreiche Scherben." Der ausgezeichnete Bericht wird durch Zeichnungen (Pläne und Profile) und Photographien veranschaulicht. Herr Student Alfred Werner (Riga) 1911.
158. Dahnsdorf, Kr. Zauch-Belzig. „Scherben in der nördlichen Grube am Wege Komthurmühle-Dahnsdorf." Herren Primaner K. Hueck (Juni 1915); Rektor Troll u. Oberlehrer Dr. Schneider.
159. Cöpenick, Kr. Teltow. Am Ufer der Dahme. „Siedelungsstelle; Holzkohlenreste; Stirnzapfen der Ziege, ovale Grube; Pflasterung." Herr stud. archäol. Georg Lechler.
160. Krummensee, Kr. Niederbarnim. „Mittelalterliche Funde; Burg; »Hofstelle« oder »alter Hof«." Herr Lehrer Rohrsdorf (1911).
161. Buschow, Kr. Osthavelland. Herr H. Kirchner (1913).
162. Wilsnack, Kr. Westprignitz. „Frühmittelalterliche Siedelung; zahlreiche Scherben." Herr H. Wels-Friesack (1913).
163. Hoppegarten, Kr. Niederbarnim. „Siedelung und Gräber." Herr Horst Steinert (1914).
164. Rietz bei Brandenburg, Kr. Zauch-Belzig. „Siedelung." Herr Dr. Stimming (1913).
165. Mauskow, Kr. Oststernberg. „Frühmittelalterliche Siedelung." Herr Pastor Martiny (1913).
166. Britz, Kr. Teltow. „Siedelung und Gräber." Herr W. Lehmann (1913).
167. Lobetal, Kr. Niederbarnim. „Steinherde, Pfostenlöcher; zuweilen Scherben." Herr Däbritz-Rüdnitz (1914).
168. Rosental, Kr. Niederbarnim.
169. Marwitz, Kr. Osthavelland. Dr. Jahn (August 1910). [Vgl. Mannus III, S. 138].

Herr Dr. Bersu war so freundlich, vor seiner Einberufung zu den Fahnen dem Märkischen Museum noch folgende Siedelungen anzuzeigen (Dezember 1914):

170. Kliestow, Kr. Lebus. „Slavische Scherben; kleine Befestigung."
171. Sandgrube. „Kaiserzeitl. Siedelung."
172. Birnbaumsmühle, südlich der Bahn von Werbig. „Vorslavische Siedelung." (Blatt Frankfurt a. O.).
173. Boossen, Kr. Lebus. „Vorslavische Siedelung." (Blatt Boossen).
174. Brückmühle. „Vorslavische Siedelung."
175. Brückmühle, nördlich davon. „Vorslavische Siedelung."
176. Westlich vom Badeplatz. „Slavische Siedelung."
177. Sandgrube bei Höhe 52,7. „Vorslavische Siedelung."
178. Hohlweg nördlich der Abdeckerei. „Vorslavische Scherben."
179. Lebus, Fußweg von der Abdeckerei nach Klessin. „Vorslavische Scherben auf dem Acker (Siedelung)."
180. Klessin, Kr. Lebus. „In den Gärten des Gutes Klessin slavische Scherben (Siedelung)."
181. Burgwall, 2 km östlich Lebus. „Hügel mit Steinzeitscherben."
182. Brieskow, Kr. Lebus. „Weinberg 500 nördlich von Brieskow; Lausitzer Scherben (wohl das von Bekmann erwähnte Gräberfeld)."
183. Reipzig, Kr. Weststernberg. „In der Sandgrube 500 m östlich vorslavische Siedelung."
184. Madlitzer Fischerhütte. „Slavische Siedelung, vom Fußweg angeschnitten."
185. Buckow, Kr. Lebus. „Vorgeschichtliche Siedelung." Herr Paul Strauch (Juli 1915).
186. Alt-Landsberg, Kr. Niederbarnim. „Frühmittelalterliche Scherben; Lehmbrocken mit Strohabdrücken wie bei Niedergörsdorf." (Vgl. Nr. 25).
187. Ahrensfelde, Kr. Niederbarnim. „Am Friedhofsgelände; Kiesgrube; zwei Pfostenlöcher mit tiefschwarzem Inhalt." Nr. 186 u. 187 gefunden vom Museumshandwerker Herrn Cumbrowsky (1914).

Wie freudig jede Anregung aufgenommen wird und wie fruchtbar unter Umständen einige Hinweise werden können, dafür nun ein letztes Beispiel. Gelegentlich einer Vortragsreihe über „Märkische Vorgeschichte", im Winter 1912/13 vom Lehrerverein zu Brandenburg a. H. veranstaltet, hatte ich im Anschluß an meine Ausführungen über das Gräberfeld von Breddin auf die große Wichtigkeit der Flurnamen und der an bestimmte Örtlichkeiten anknüpfenden Sagen, Legenden und Spukgeschichten für vorgeschichtliche Forschung hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß Flurnamen und „alte Geschichten" gesammelt werden müßten. Kurze Zeit darauf erhielt ich von Herrn Lehrer Heinatz in Prützke bei Brandenburg einige Kisten mit Scherben zugesandt und dazu einen ausführlichen Bericht mit Angabe einer Reihe von Flurnamen aus der Umgebung von Prützke (Kietzhügel, das alte Dorf, Haininge und Hainholz, das heilige Land, Burnug, Rapstücken), von denen jeder einzelne Name schon von Bedeutung ist. Vor allem aber knüpfen sich an einige dieser Stellen ganze Sagenreihen, die uns eine Fülle von

Anhaltspunkten geben können für vorgeschichtliche Besiedelung (Untergang des Dorfes Görn und Entstehung des Görnsees; Frau Harke und die Entstehung des Holzberges; Mord- und Sühnekreuz sowie Steinhügel auf dem Holzberge; Sage von Owers Krug). Die Funde stammen:

188. vom Holzberg;
189. vom Görnberg (Brandstelle, Lehm, Scherben, Knochen, Spinnwirtel);
190. vom „alten Dorf“;
191. von den „Rapstücken“;
192. von der Flur „Burung“.

Hier der beste Beweis, was noch geleistet werden muß aber auch, was noch geleistet werden kann. Es ist allerdings beinahe die letzte Stunde. Die Spukgeschichten verschwinden immer mehr, auch auf den Dörfern. Flurnamen werden wenigstens oftmals durch die Separationsrezesse erhalten.

Ganz zum Schluß nun noch eine Warnung vor blindem Eifer und eine Mahnung zur Vorsicht und zu einer kaltblütigen Beurteilung der Fundverhältnisse. Durch Baumlöcher wird sich nach meinen Ausführungen in der Prähistorischen Zeitschrift (V, 1913, S. 352) niemand mehr irreführen lassen. Die bei alten Siedelungen aus der Kulterschicht in den gewachsenen Boden einschneidenden Gruben, die ich oben als eines der besten Merkmale einer vorgeschichtlichen Wohnstätte angegeben habe, können aber von Unkundigen unter Umständen auch da gesehen werden, wo sie nicht vorhanden sind. Sie zeigen nämlich eine gewisse Ähnlichkeit mit den sackartig nach unten führenden Ausbuchtungen an der unteren Verwitterungsgrenze des Geschiebemergels. In den meisten Fällen ist der diese Ausbuchtungen ausfüllende „sandige Lehm“ mit seiner gelblichen Färbung dunkler als der kalkhaltige und darum hellere, mit weißen Adern durchzogene Geschiebemergel. Ein Blick auf das in den „Erläuterungen“ zu den geologischen Karten oftmals wiedergegebene Profil des Geschiebemergels (z. B. Gradabt. 45, Nr. 26, S. 5) zeigt schon die äußere Ähnlichkeit mit dem „Bucher Profil“. In zweifelhaften Fällen entscheidet ja ohne weiteres der Inhalt der Gruben. Falls aber weder Brand- noch Kulturreste in einer Grube vorkommen, dürfte es nicht immer leicht sein, festzustellen, ob es sich um vorgeschichtliche oder um erdgeschichtliche Spuren handelt. Beim Profil von Klößnitz bei Cüstrin wagte auch ich nicht immer auf den ersten Blick bei jeder einzelnen der sich ganz schwach abhebenden Gruben mit Bestimmtheit zu sagen, ob sie eine Lehmausbuchtung ist oder ob sie der ältesten Gruppe der vorgeschichtlichen Siedelungsspuren angehört. An der nur in Schwarzweiß gehaltenen Abbildung in der Zeitschrift für Ethnologie 1914, S. 887, Abb. 7 ist das übrigens bei weitem nicht so gut zu erkennen wie an der von Herrn Maler Wehrens farbig dargestellten Originalzeichnung im Märkischen Museum.

Wir sehen, daß wir unser Auge nach jeder Richtung hin schärfen müssen, um es auf die feinsten Unterscheidungsmerkmale der Boden- und Siedelungsspuren einstellen zu können.

Wir haben schon einiges erreicht, aber wir stehen erst am Anfang. Ich bin vielleicht der letzte, der alle noch vorhandenen Schwierigkeiten übersieht. Und wenn ich hier eine so große Zahl von vorgeschichtlichen Wohnplätzen in der Mark verzeichnen konnte, so bin ich mir selber vollkommen darüber klar, welche Arbeit noch geleistet werden muß, um nur alle an diese Wohnplätze sich knüpfenden Fragen, namentlich in ethnologischer Hinsicht zu beantworten.

Immerhin: Seit der Entdeckung und Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes bei Buch, also seit 1910, stehen wir all diesen Fragen anders gegenüber als früher. Hilflos sind wir nicht mehr.

Wenn wir seit 1910 nunmehr 192 vorgeschichtliche Siedelungen finden konnten, so ist das ein erfreulicher Erfolg. Selbst wenn sich herausstellen sollte, daß an einigen Stellen zwei oder mehrere Fundplätze zu derselben Wohnstätte gehören, so bleiben doch mindestens 180 übrig. Dieser Erfolg war nur möglich durch die Mitarbeit vieler und eifriger Forscher und Altertumsfreunde. Hoffentlich erfreue ich mich dieser regen Mitarbeit auch in Zukunft, dann werden weitere Erfolge nicht ausbleiben. Der Weg dazu ist ja gegeben durch die „Siedelungsarchäologischen Übungen und Studien im Märkischen Museum“.

Durch das freundliche Entgegenkommen und die Unterstützung der Direktion des Märkischen Museums und vor allem ihres Vorsitzenden, des Herrn Bürgermeister Geheimen Regierungsrat Dr. Reicke, ist es mir möglich geworden, einen großen Teil der oben genannten Mitarbeiter und einige andere Altertumsfreunde zu einem Kreise zusammenzuschließen, der in regelmäßigen Sitzungen im Märkischen Museum zu gemeinsamer Arbeit zusammentritt. Erfolgreiche und durch wertvolle Veröffentlichungen bewährte

Forscher, Hörer meiner Vorlesungen in der „Freien Hochschule“, die sich seit Jahren durch eifriges Studium mit dem Stoffe vertraut gemacht haben, Teilnehmer an den von der Stadt Berlin veranstalteten, von mir geleiteten Lehrerkursen haben sich nach jeder Richtung hin gut vorgebildet, zusammengefunden. Wer gerechterweise die Tätigkeit dieses Kreises von Altertumsfreunden und -forschern nach den oben verzeichneten Früchten beurteilt, die vor dem Zusammenschluß gezeitigt wurden, darf gute und die Wissenschaft fördernde Ergebnisse erhoffen. Ich betrachte diese Einrichtung als einen wesentlichen Schritt zur Erfüllung meiner Forderung, daß alle vorgeschichtlichen Museen Forschungsinstitute im besten Sinne des Wortes werden müssen [1]).

In den Monatsblättern der „Brandenburgia“ (1915, S. 117 bis 120) habe ich in einem kurzen Artikel „Zur Einführung“ über die „Siedelungsarchäologischen Übungen und Studien im Märkischen Museum“ ausführlicher gesprochen. Heute ist mir schon die Gewißheit gegeben, daß sich der Versuch bewährt, und ich kann nur empfehlen, daß andere Museen ähnliche Wege einschlagen.

[1]) Korr.-Bl. 1914, S. 61 ff. und „Museumskunde“, herausgegeben von Kötschau 1916, Heft 1: „Aufgabe und Einrichtung der vorgeschichtlichen Sammlungen“.

Der Anteil des Slavischen im Rumänischen.

Von Dr. Emil Fischer (Bukarest).

Motto: „... nur die Volkssprache ist wirklich national und wenn sie noch so viele slavische Wörter enthält; die Kunstsprache, und wenn sie noch so viel slavische Wörter durch lateinische ersetzt, ist nur für ein paar gelehrte Köpfe verständlich, sie ist pseudonational.“
Titus Maĭorescu.
(Rede Prof. Meyer-Lübke's bei der T. Maĭorescu-Feier der Wiener „România Jună“, 28. Februar bis 1. März 1910.)

Die vorliegende Untersuchung befaßt sich nur mit der „Volkssprache“, die von den 6 Millionen Bauern des Königreichs gesprochen wird, so „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“. Die Städter — etwa 1 300 000 Köpfe, darunter 46 Proz. Fremde — verwenden für die Mode, Theater, Wissenschaften, Rechtsprechung, Militärwesen, Kunst, Gewerbe usw. einen kürzlich (mit Hilfe des Französischen und Italienischen) geschaffenen Jargon, der selbst nach dem Urteil des national-heißblütigen Historikers, N. Jorga, nur oberflächlich mit „zorzoane francese“, d. h. mit französischem Flitter, herausgeputzt wurde. J. Rădulescu bricht in der „Ehrengabe an T. Maĭorescu“ (Omagiu lui T. Maĭorescu, pag. 461) vollends den Stab über sie: „Nimm welche rumänische Zeitung immer in die Hand, ein Schulbuch, eine militärische Dienstordnung, ein Gesetz, ein ministerielles Umlaufschreiben, eine kirchliche Rundschau; hör' die Reden auf den Gerichten und in den gesetzgebenden Körperschaften, die Vorträge auf der Hochschule, und du wirst gewahr werden, welcher sprachliche Wechselbalg von den meisten gebildeten Menschen in Rumänien seit 30 bis 40 Jahren geschrieben und gesprochen wird, eine buntscheckige, rohe (barbarische), entartete Sprache, ohne Mark, ohne eigenen volkstümlichen Sinn und Zug — eine überstürzte, aus Frankreich eingeschmuggelte Sprache, in aller Eile behangen (dem Schein zuliebe) mit rumänischen Fähnchen, mit ein Paar lächerlichen Lappen: daß Gott erbarm'...“. Ilarie Chendi sagt zu diesem Urteil: „strenge, aber durchaus gerechtfertigt“.

Mit dieser „Boulevard- oder Boudoirsprache“ werden wir uns also nicht weiter abgeben. —

Der Volkssprache habe ich seit 33 Jahren eingehende Studien gewidmet. In dem rumänisch-deutschen Wörterbuch von L. Șaineanu (București, Socecŭ & Cie, 1889) habe ich, die Entlehnungen betreffend, folgende Zählungen vorgenommen:

Latein	2509	Schlagworte,
Slavisch	2284	„
Türkisch	833	Vokabeln [1]),
Magyarisch	342	„
Griechisch	1358	„
Unerklärter Herkunft	1485	„

Nur nebenbei sei erwähnt, daß Professor S. Mândrescu (Germanist an der Universität in Bukarest) fast 1000 deutsche Lehnwörter

[1]) L. Saineanuŭ führt in seinen „Elemente turcești usw.“ 1445 Vokabeln auf.

im Rumänischen aufgezählt hat, die wir aber hier vernachlässigen dürfen, weil sie erst in allerjüngster Zeit in den Sprachschatz eingedrungen und fast ausnahmslos gewerblichen Ursprungs sind, für die Beantwortung der Herkunftsfrage der Rumänen also ohne Belang bleiben.

Entscheidend für die Herkunft der Rumänen sind, wie ich schon des öfteren nachgewiesen habe, die Sexualtermini, die Fischnamen[1]), die Berg-, Fluß-, Orts- und Flurnamen der von ihnen (nördlich und südlich der Donau) bewohnten Gebiete, ihre Tauf- und Familiennamen, die Benennungen der Körperteile, der Haustiere[2]) (namentlich auch ihre Kose- und Schimpfnamen), der bäuerlichen Meteorologie, die Benennungen der Krankheiten und endlich der hydrographischen Nomenklatur (z. B. Strom, See, Teich, Insel, Ufer, Sumpf, die vielerlei Benennungen für Flußarme u. dgl.). —

Für die „patriotischen" rumänischen Gelehrten steht die lateinische Herkunft der Rumänen felsenfest, für sie haben alle historischen und sprachlichen Untersuchungen, die zum mindesten ein Mischvolk nachweisen, gar keine Bedeutung. Für sie hat Trajan: das alte Dacien erobert und durch seine Legionen und durch seine Kolonisten kurz und gut „römisch" gemacht, und zwar für alle Zukunft. Und damit: Basta! Daß gerade Trajan es war, der die Auswanderung aus Italien unter den strengsten Strafen verbot[3]), da der italische Bauernstand schon seit Sullas spanischen Kriegen arg zusammenzuschmelzen begonnen hatte[4]), das ficht die Verfechter der Latinität der Rumänen nicht im mindesten an, auch das nicht, daß die „Fasten der Provinz Dacia" (Beamtenlisten) nur ab und zu einen italischen Legaten oder höheren Beamten, unter den Legionen und Hilfsvölkern aber keine einzigen italischen — wohl aber britannische, mauretanische, kleinasiatische usw. Völkerschaften erwähnen. Die Kolonisten, die „ex toto orbe Romano" in der „Dacia felix" zusammengelaufen waren, waren gutenteils Syrer und Griechen, aber keine „Römer", ja nicht einmal Italiker.

Und dann dauerte die Römerherrschaft in der Dacia Trajana überhaupt nur 150 Jahre, und in so kurzer Zeit wird bei einem so widerhaarigen Element, wie es die Daker waren — man denke nur an ihre immerwährenden Aufstände — kein neues Volkstum und kein neuer Dialekt geschaffen. Und dann brach die Völkerwanderung ein.

Den nördlichen thrakischen Völkern angehörend, hatten die Daker, wie Herodot berichtet, manches an sich, was an eine Verwandtschaft mit den benachbarten Slaven (Anten, Bastarner, Karper) denken läßt, nämlich die Einrichtung der sogenannten Zadruga (Großfamilie), ferner die Sprache: z. B. Dierna, Tierna = slav. Černa, Berzovia, Berzava = slav. der „raschfließende" (Fluß); auch der damalige (illyrische) Markt = Trg (Tergeste) = slav. Trugŭ, das heutige Triest gehört sicherlich hierher. Endlich berichtet Strabon (VII, cap. 5) von einer thrakischen Völkerschaft in Dalmatien, daß es den (slav.) Mir ausübte. Alle acht Jahre wurden dort die Ländereien an die Bebauer von neuem verteilt.

Es läßt sich aber auch noch etwas anderes wahrscheinlich machen, nämlich eine viel frühere Südwanderung der Slaven nach dem Balkan hin, als die offizielle Geschichtswissenschaft es einstweilen noch zugeben mag. Die Slaven sollen etwa um das Jahr 600 die Donau überschritten haben. Vorher waren sie die Heloten der Avaren gewesen[1]). Nun sind uns in den alten Autoren (vor Christi Geburt) zahlreiche Vokabeln aufbewahrt — geographische und Völkernamen und sonstige Wörter —, die sich auf den Balkan und auf Kleinasien beziehen, die auffällige „slavische Anklänge" haben. Allerdings mag dabei auch die indogermanische Sprachverwandtschaft

[1]) Vgl. Fauna ichtiologică a României" de Dr. Gr. Antipa, (București, C. Göbl, 1909). Derselbe Gelehrte hat ein großes Werk über die rumänische Fischerei in Vorbereitung, das noch heuer erscheinen soll. Es bietet eine ungemein große Zahl von Benennungen der verschiedenartigsten Fanggeräte und Fangarten in dem Betriebe der Fischerei. — J. Aurel Candrea „Straturi de cultură și straturi de limbă". Bucaressti, 1914. Candrea macht in seiner Schrift auch darauf aufmerksam, daß alle Fische nicht lateinisch benannt sind und bemerkt (S. 16 Anm.), daß ich der erste war, der diesen auffälligen Zustand bemerkt hat.

[2]) Hier könnten, wenn es nicht doch zu weit führen würde, auch die Namen der in Rumänien vorkommenden Vögel angeführt werden, wie sie in der „Ornis Romaniae" (Die Vogelwelt Rumäniens) von Rob. v. Dombroskĭ (Bukarest, Staatsdruckerei, 1912) verzeichnet sind, und zum Vergleich die bulgarischen Vogelnamen in dem Werk Dr. E. Klein's „НАШИ ПТИЦИ" (Unsere Vögel) (Sofia, J. Kadela, 1909.)

[3]) Vgl. die betreffende Nachricht des Capitolinus.

[4]) Vgl. die von Grenfell und Hunten in Oxyrhynchos in Ägypten aufgefundene und veröffentlichte Liviusepitome (Bücher 48—55, Zeitraum 150—137 v. Chr.), die die Entvölkerung Italiens schon auf die Kriege Sullas zurückführt.

[1]) Das Magyarische hat mehr als 1000 slavische Lehnworte (Simonyi „Die ungarische Sprache". Straßburg, 1907.) Fr. Müller (Grundriß. I., S. 59) meint sogar, daß es zu einem Drittel slavische Elemente aufgenommen habe.

ihren Anteil besitzen. Man denke dabei nur an P. Papahagis „Parallele Ausdrücke und Redensarten im Rumänischen, Albanischen, Neugriechischen und Bulgarischen" (Leipzig, J. Ambr. Barth, 1908), wo für unsere moderne Zeit 451 ganz auffälliger Übereinstimmungen der „inneren Sprachform" abgehandelt werden[1]). Und dabei hat mir P. Papahagi die Versicherung gegeben, daß er mit Leichtigkeit das Doppelte, ja das Dreifache an Übereinstimmungen hätte geben können. —

Es müssen demnach die Slaven entweder früher, als bis noch angenommen wird, die Donau überschritten haben, oder es müssen gewisse verwandtschaftliche Beziehungen — auch sprachliche — zwischen den Slaven und den angrenzenden „Thrakern" bestanden haben, auf die wir nach und nach aufmerksam werden.

Es wird gut sein, diese entfernte slavische Verwandtschaft im Auge zu behalten.

Daß aber daneben auch eine gewisse Annäherung an die südwestlich abgewanderten „Lateiner" bestanden haben muß, darauf hat neuerdings auch N. Densușianŭ in seinen „arimischen" Studien aufmerksam gemacht[2]). (Die Nachfolger jener „Arimier" sind die heutigen macedovlach. Armuñen. Densusianŭ nennt sie in seinem Enthusiasmus auch „Protolateiner".)

Jedenfalls gelang die „lateinische" Beeinflussung der balkanischen Thraken und Illyrier den Römern besser — sie dauerte auch mindestens 600 Jahre — als den Dakern gegenüber. Ich habe mich darüber in meiner „Herkunft der Rumänen" (Bamberg 1904) ausführlich geäußert.

Es steht also außer allem Zweifel, daß die römische Verwaltung auf dem Balkan zur Bildung des neuen Volkselements der Thrakoromanen geführt hat. Aus diesen ist dann in Verbindung mit den Slaven das Vlachentum entstanden. Thrakoromanen + Slaven = Vlachen.

Die „Wiege" der walachischen oder rumänischen Sprache ist zweifellos auf dem Balkan zu suchen. C. Jirecek und ich halten die Gegend um Kossovopolje (Amselfeld) dafür[3]). Vom Balkan sind die vlachischen Wanderhirten[1]), wie F. Sulzer, Thunmann, v. Engel und R. Rösler ausgeführt haben, im Laufe der Jahrhunderte nordwärts, in die Karpathenländer, gelangt. Dieser „Wandertheorie", die anfangs von den rumänischen Gelehrten zum Teil wütend bekämpft wurde, widersetzen sich heute nur noch wenige Forscher. N. Jorga hat in der Akademie und im offenen Parlament sich offen zur „thrakischen Grundlage" im Rumänischen bekannt, und O. Densusianu gibt [in „Pastoritul la popoarole romanice" (Hirtenleben bei den romanischen Völkern) 1913, S. 28] ohne weiteres zu, daß: „wir (die Rumänen) schön allmählich unser Gebiet erweitert und in fremde Länder ausgeschwärmt sind.... Ohne diese Kraft der Ausbreitung wäre die Moldau, zusammen mit Bessarabien, ja selbst der größte Teil der Muntenia (der gebirgige Teil der Walachei), die ehedem von anderen fremden Völkern bewohnt waren, niemals rumänische Erde geworden"[2]). In seiner neuesten Arbeit „Graiul din Țara Hațegului" (Die Hatzeger Mundart), București, Socecŭ & Cie, 1915, erwähnt er (S. 14) die dortige Gewohnheit der Rumänen, sich einen Familien-Schutzheiligen zu wählen, gerade so wie es die Serben auch tun („Slava"). Die Familie heißt bei den Hatzeger Rumänen fară (alban. farɛ, bulg. fara), wozu O. Densușianŭ bemerkt (S. 60—61), daß dieser Ausdruck jedenfalls durch armunische Wanderhirten zugetragen worden sei.

Die „Toponimia" (Berg-, Flur- und Fluß-namen), die Tauf- und Familiennamen jener Gegend, „enthalte einen ansehnlichen Anteil von slavischen Elementen, und er war hier ebenso zahlreich wie anderwärts in unserem Gebiet... Andererseits war auch das rumänische Element in diesen Landesteilen weniger zahlreich, und die Namen der Dörfer zeigen uns, daß wir uns hier mit nach und nach und verhältnismäßig spät niedergelassen haben[3])." (S. 72) „Aus den toponymischen Untersuchungen geht hervor, daß in der Hatzeger Gegend zahlreiche Slaven gelebt haben und daß sowohl die einen wie die anderen (Slaven und Rumänen Dr. E. F.) das volks-

[1]) Auch P. Hasden hat auf den albanesischen Einfluß im Rumänischen nachdrücklich aufmerksam gemacht. Er meint, daß, wollte man das Albanesische daraus entfernen, der ganze rumänische Sprachbau zusammenstürzen müßte.

[2]) Vgl. dazu meine Arbeit „Die Thrako-Illyrier und die Arimier" im Korrespondenzblatt. Hermannstadt, 1914. Heft 8—9.

[3]) Alles Nähere darüber in meiner „Herkunft der Rumänen".

[1]) Vgl. meine „Alpen- oder Hirtensprache", Korrespondenzblatt. Hamburg 1915, Heft 1, worin über die rumänischen Wanderhirten ausführlich abgehandelt wird.

[2]) Auch Prof. S. Pușcariu („Zur Rekonstruktion des Urrumänischen") 1910, S. 28) gibt zu, daß: „... die Rumänen selbst im späten Mittelalter nicht so weit nach Osten reichten, wie heute."

[3]) Dieses Zugeständnis ist um so bemerkenswerter, als gerade hier, im südwestlichen Siebenbürgen, die früheste und lebhafteste Zuwanderung vom Balkan her, stattgefunden haben muß.

bildende Element in dieser Ecke Siebenbürgens waren."

Man darf hinzufügen: nicht nur in dieser Ecke, sondern im ganzen Karpathengebiet.

In meiner Untersuchung der Bergnamen Siebenbürgens (Jahrb. d. Siebenb. Karpathenvereins. Hermannstadt 1904), ferner in meiner Arbeit über „Das alte Burzenland und seine Besiedelung" (Sächs. Hausfreund. Kronstadt 1914/15) bin ich früher und unabhängig von O. Densușianŭ, zu demselben Ergebnis gelangt, zur Bestätigung der Mitteilung des Anonymus Belae Notarius [1]), daß: zur Zeit der Eroberung Siebenbürgens durch Stephan d. Heil. (also bald nach dem Jahre 1000) das Land noch zusamen mit den „Blassii et Slavi" (Blacci = Vlachen) bewohnt war. R. Rösler hat mit einem großen gelehrten Aufwand dem „Anonymus" die Glaubwürdigkeit absprechen wollen. Die Ergebnisse der jüngsten Untersuchungen haben jedoch dem Anonymus Recht gegeben. Rösler war nicht im Besitze unserer anthropologischen, ethnographischen, prähistorischen [2]), archäologischen, sprachwissenschaftlichen und rein geschichtlichen Forschungsergebnisse und hat deshalb befangen urteilen müssen. Dadurch ist aber zugleich erwiesen, daß wir auf anderen Wegen zur Beantwortung der Herkunftsfrage der Rumänen gelangt sind und deshalb mit Unrecht „Röslerianer" genannt und damit abgetan werden sollen.

Die Rumänen sind also, gerade in Siebenbürgen, keineswegs ein „neamul bastinaș" [3]), d. h. die Urbevölkerung, sondern sie sind allmählich zugewandert und haben sich in der Folge allerdings sehr stark vermehrt. Sie zählen (nach der neuesten ethnographischen Karte von H. F. Stanciovici, Craĭova, „Samitca", 1915) in Siebenbürgen und in den angrenzenden Landesteilen Ungarns 3 600 000 Seelen. Neben ihnen wohnen 3 400 000 Deutsche, Schwaben, Sachsen, Ungarn, Szekler, Csángós, Zigeuner, Armenier, Juden usw. Sie machen demnach nicht ganz 55 Proz. der Bevölkerung aus, während die andere (nicht rumänische) etwas über 45 Proz. beträgt und dabei ist diese in der Kultur bei weitem höher stehend. Auch in diesem Sinne darf also Siebenbürgen nicht eine Țară românească" d. h. ein rumänisches Land genannt werden. Eine Mehrheit von nur 200 000 rumänischen Bauern und Hirten, die auch wirtschaftlich noch gar sehr zurückstehen, darf Siebenbürgen nicht für sich allein in Anspruch nehmen, nicht als sogenannte Urbevölkerung, nicht der Kopfzahl, nicht dem Kulturgrad nach und nicht ökonomisch. Nach der kaiserlichen Fiskaldirektion betrug im Jahre 1751 ihre Zahl auf dem siebenb. Königsboden (d. h. auf dem von den Sachsen bewohnten Gebiet) erst 6000 Familien, also annähernd 30 000 Köpfe.

Aus den angeführten Daten sollen — für deutsche Wissenschaft selbstverständlich — keine, irgendwie gearteten, politischen Folgerungen gezogen werden. Auch daraus nicht, daß noch im Jahre 1751 das Siebenbürgische Gubernium in Wien: die Rumänen „als staatsrechtlich nur geduldete Nation" und zur Bekleidung von öffentlichen Stellen für unfähig erklärte. Ein weiterer Beweis, daß die Rumänen damals nicht als gleichberechtigte, und keineswegs als „Urbevölkerung" angesehen wurden. Erinnerte man sich doch, daß z. B. die „Kronstädter Rumänen" (die sogenannten Șchei) beim Bau der dortigen sogenannten „Schwarzen Kirche" eingewanderte Bulgaren (bulgarisch Șcheau) waren. Gab es doch im Jahre 1492 in Kronstadt erst 29 rumänische Steuerzahler, 1497 freilich schon 47. In den „Bulgerey" in Rosenau (Markt bei Kronstadt) werden im Jahre 1526 bloß 95 Vororterumänen erwähnt, aber im Jahre 1900 gab es dort schon 2611. In den Gemeinden des (siebenbürgischen) Burzenlandes haben sich die Rumänen seit dem Jahre 1790 fast ums Doppelte vermehrt.

Daß die Rumänen durch Vermischung viel slavisches Blut aufgenommen haben, wird auch durch ihre frühen und zahlreichen Heiraten und durch ihren reichen Kindersegen bewiesen. Dr. L. Colescu (der Direktor des Statistischen Dienstes beim Domänen-Ministerium in Bukarest) hat diesbezüglich im Jahre 1903 auf dem Statistischen Kongreß, einen Vortrag gehalten [1]), in dem er auseinandersetzte: „La

[1]) Es hat zwei ungarische Könige mit dem Namen Béla gegeben (1061—63 und 1235—40), es ist bisher unentschieden, wessen Notar der „Anonymus" war.

[2]) Vgl. meine „Steinzeitliche Zustände bei den heutigen Rumänen" (Umschau, Leipzig, 1909, Nr. 39): „Haus- und Kleidertracht vorgeschichtlicher Karpathen- und Balkanvölkerschaften". Arch. f. Anthropol. 1908, Bd. VII, Heft 1.

[3]) Neamul baștinaș lassen sich die siebenb. Rumänen in neuerer Zeit mit Vorliebe nennen. — Mihaiŭ Viteazu war „beschworenermaßen" nur „Gubernator" des Kaisers Rudolf II., und auch das nur $1\frac{1}{2}$ Jahre, er war aber niemals „Herr in Siebenbürgen".

[1]) Résumé démagographique présenté à la IX[e] session de l'institut international de statistique. Berlin 1903. Vgl. auch J. Scarlutescu u. Miscarea populatiunei Româniec pe ani 1898 si 1899. (Natalität 35 bis 40 v. H.; Mortalität 25 bis 30 v. H.); ferner Dr. Dinescu „Ne mor copii" (die Kinder sterben uns), Jassy 1915.

Roumanie fait donc exception à ce sujet (hohe Geburtsziffer und große Kindersterblichkeit) au groupe de nations romaniques, qui, comme on le sait, manifestent un faible tendance d'accroissement de leur population." Er schloß mit der Bemerkung, daß die Rumänen in diesem Betracht anthropologisch zu den südosteuropäischen Völkern gehören. Eine spätere lahme Erläuterung in einem Bukarester politischen Tageblatt hat die offizielle Erklärung in Berlin natürlich nicht entkräften können.

Auch noch ein anderes anthropologisches Merkmal ist ein slavisches Erbe, nämlich die auffallende Kurzbeinigkeit der Rumänen, was namentlich an den Frauen unseren Künstlern schmerzlich auffällt. Die Haare und Augen sind in der Überzahl dunkel[1]), Rundköpfe sind sehr häufig, die Körperlänge ist durchschnittlich mittelgroß.

Pogoneanu-Rădulescu, der ausersehen wurde zusammen mit Prof. S. Pușcariu das große Wörterbuch der Rumänischen Akademie herauszugeben, sagt in seiner historischen Grammatik der rumänischen Sprache (S. 14): „So sehen wir denn wie das Slavische die Gestalt unserer Sprache verändert hat. Zuerst sind eine Menge slavischer Wörter in sie eingedrungen und haben sich zu unserer Sprache umgewandelt und zwar ebenso viele wie die ererbten lateinischen; und zwar nicht nebensächliche Wörter. sondern solche, die für unser Denken und Fühlen unumgänglich nötig sind, für unsere tagtägliche Rede, Wörter ohne die wir unsere heutige Sprache gar nicht denken können." Das ist doch gewiß sehr bestimmt und sehr deutlich. Die slavischen Entlehnungen im Rumänischen sind, wie wir noch genauer sehen werden, sehr häufig nicht Synonyme, sondern Wörter eigener Bedeutung.

Eine Besonderheit der rumänischen Sprache, die sonst in keiner mir bekannten Sprache vorkommt, bilden die Sexualtermini, und zwar sind alle männlichen lateinische und alle weiblichen — ausnahmslos — nichtlateinische (vorwaltend slavische) Entlehnungen. Wie ist das zu erklären? Meiner Meinung nach nur so, daß wir sagen: Als die thrakoromanischen Wanderhirten von ihren Bergen in die Ebenen herunterzusteigen begannen, da fanden sie diese schon von den Slaven besetzt. Die thrakoromanischen Männer, die in das große slavische Volksmeer hineinsickerten und die Slavinnen zur Ehe nahmen, brachten ihre romanischen Termini mit und fanden die weiblichen slavischen bei ihren Weibern vor.

Gleicherweise müssen wir uns den Vorgang bei den 485 Fischnamen denken. Im Gebirge gibt es in den kleinen seichten Bächen nur geringe Fische. Als die thrakoromanischen Gebirgshirten die großen wohlschmeckenden Fische in den großen Flüssen der Ebene kennen lernten, da konnte das wiederum nur durch die dort ansässige slavische Bevölkerung geschehen. Man bedenke nur, welch wichtige Rolle der Fisch bei den Rumänen spielt und doch ist kein einziger lateinisch benannt, auch der crapu (Karpfen) nicht, der vom serbischen Krap herkommt, und auch der moldauische carașu (Karausche) nicht, der eher auf serbisch karač, czechisch karas, lithauisch karósas zurückzuführen ist.

Hierher gehören ferner die Berg-, Fluß- und Flurnamen. Ich habe im Jahre 1904 die siebenbürgischen Bergnamen sprachlich untersucht, die Prof. Xenopol in seiner „Teoria lui Rösler" angeführt hat, und habe nachgewiesen, daß von den 318 Namen mindestens 80 slavisch und nur 65 lateinisch sind[1]). Eine weitere (von mir gegebene) Liste von 88 Bergnamen zeigt ein gleiches Ergebnis. Auch die von O. Densușianu aufgestellte Liste von Berg-, Fluß- und Flurnamen aus der Hatzegengegend hat die auffällig große Zahl slavischer Benennungen ergeben. Das gleiche hat meine Ortsnamenforschung im Burzenland gezeigt. Auch im Szeklergebiet sind die Ortsnamen, die nicht mit Szent— gebildet sind, sehr häufig slavischen Ursprungs.

Daß die Taufnamen der Rumänen, schon durch den Umstand, daß sie der slavisch-orthodoxen Kirche angehören, vorwaltend slavisch sind, war von vornherein zu erwarten. Aber auch ihre Familiennamen sind mit Vorliebe vom Slavischen hergenommen[2]).

Für die Benennung der Körperteile liefert uns die Volkssprache auch eine ansehnliche Zahl slavischer Ausdrücke, die keine Synonyme haben: glava (Hirnschale), gât (Hals), gâtlej (Schlund), găltan (Kehlkopf), gușă (Kopf), rânză (Magen), crac (Röhrenknochen, Schenkel),

[1]) In der Moldau sind Blonde und Blauäugige häufiger als in der Walachei.

[1]) In Lenk v. Treuenfels' „Siebenbürgisches Ortslexikon" kommt (das slav.) Vîrf 157 mal, das (alban.) Măgură 123 mal vor, dagegen tritt (das latein.) Munte sehr zurück, etwa 15 mal. Sogar im „Dictionaru topographicu și statisticu alu Românieč" de D. Frundescu (București, Staatsdruckerei, 1872) kommt Múnte, Munti, Muntenel, Muntenesci nur 18 mal, dagegen Măgla, Magura, Măgurele, Măgureni 43 und Deal-Delureni 60 mal vor.

[2]) Vgl. O. Densușianu „Graĭul din Țara Hategului" 1915.

gârb (Buckel), gleznă (Knöchel), ciolan (Röhrenknochen), gâlcă (Drüse), drob (Eingeweide), sold (Hüfte), țurloiŭ (Schienbein), țîță (Brustdrüse), bale (Geifer), obraz (Gesicht), sgârciu (Knorpel), vîrtecap (Halswirbel), brâŭ (Gürtel), lopățică (Schulter), trup (Körper, Schoß), stinghie (Leistengegend), tidvă (Hirnschale), matcă (Gebärmutter), prapor (Netz), borbot (Kot), poală (Schoß), pragŭ (Schambogen), splină (Milz), tărtiță (Steißbein), teme (Kopfweiche), plod (Samen, Gebärmutter), colț (Ellbogen), chisiță (Knöchel), lenți (Drüsen), gârlanț (Luftröhre), coș (Brustkorb), mozol (Drüse) usw.

Ein Teil der Haustiere ist nur slavisch (resp. albanisch oder griechisch) benannt, z. B.: țap (Ziegenbock), capă (Stute), cotoiu (Kater), cocoș (Hahn), gâsca (Gans), mânz (Fohlen), malac (Büffelkalb), bibilica (Perlhuhn), măgar (Esel), godan (Jungschwein), pîrciŭ (Schöps), catîr (türkisch Maultier), soldan (junger Hase), curcă, curcan (Truthenne, Truthahn) usw. Von den Kose- und Schimpfnamen der Haustiere habe ich in meiner „Herkunft der Rumänen" und O. Densusianŭ in seinem „Graiul din țara Hațegului" genügende Proben gegeben.

Aus der bäuerlichen Meteorologie verzeichnen wir: trăsnet (Blitz), vîfor (Sturm), chiciură, cicură (Reif), sloiŭ (Eiszapfen), năboiŭ (Eisbruch), produf (Wacke), namete, nemete (Schnee), nagodă (Unwetter), zăpore (Eisstoß), omet (Schneehaufen), poleiu (Eisschlag), zapadă (Schnee), lapoviță (Schneeschmelze), promoroacă (Reif), sloata (feuchtes Wetter), cea ă (Nebel), pîclă (Schwüle), moina (Tauwetter), bură, burează (Sprühregen), inie (zuerst sich bildendes Eis eines Flusses) usw.

Hochinteressant ist das Glossar, das ich aus Tudor Pamfiles „Industria casnică la Români" (das häusliche Gewerbe der Rumänen), Bucuresti Socecŭ & Cie. 1910, zusammengestellt habe. Es sind 2969 Vokabeln, von denen 774 slavischer und 716 lateinischer Herkunft sind. Einstweilen unbekannten Ursprungs sind 914, von denen aber sicherlich fast zwei Drittel slavisch sein dürften, wie schon die Endungen auf —viță, —iță, —iscă usw. verraten [1]).

Von den Krankheitsnamen sind wenigstens 56 slavischen und nur 43 lateinisch-griechischen Ursprungs. („Rumänische Termini" Krankheitsnamen. Korrespondenzbl. Hermannstadt 1905, Heft I.)

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Die rumänische Volkssprache" im Korrespondenzbl. Hermannstadt 1911, Heft 6 bis 7.

In der Liste der hydrographischen Terminologie können wir die Slavismen anführen: puhoiŭ (Strom), balta, ezeru (See), ostrov (Insel), mal (Ufer), potmolit (unterwaschenes Ufer), smârc (Pfütze), mlastina (Sumpf), grind (Sandbank), produf (Wuhne), plaur, prundoiu (schwimmende Insel), gârla (Bach), prund (Kiesbank), perîsip (höher gelegene Teile des Überschwemmungsgebietes), japșe (kleinere, flachere meist temporäre Tümpel), saha (umgewandelte alte große Donauarme, die jede Verbindung mit der Donau verloren haben). Interessant ist es, daß der einfache Steg (Baumstamm), wie er im Gebirge über die schmalen Bäche gelegt wird, noch punte, also lateinisch, daß dagegen die kunstvolle Brücke, wie sie in der Ebene durch die grossen Flüsse notwendig gemacht wird, podu, also schon slavisch benannt ist. Wiederum deshalb, weil die Ebenen schon mit Slaven besetzt waren, als die Thrakoromanen anfingen von den Gebirgen herunterzusteigen.

Aber nicht nur der lexikalische Teil der rumänischen Sprache, sondern auch ihr formaler hat, wie ich ausführlich und zu wiederholten Malen gezeigt habe [1]), reiche Anlehen beim Slavischen (Bulgarischen) gemacht.

Vielerlei in Kleidung, im Bau und in der Einrichtung der Wohnungen, in der Nahrung (Backglocke usw.), in Lebensgewohnheiten, in Tänzen, Volksliedern, Erzählungen, im Glauben und Aberglauben, in Sitten und Gewohnheiten ist nördlich und südlich der Donau, in den Karpathen und im Balkan so ähnlich, manches so vollkommen gleich, daß man notgedrungen an einen gemeinsamen Ursprung denken muß. Man darf es ruhig aussprechen, daß es das „Thrakoslavische" ist.

Ich habe alle hierher gehörigen Fragen in mehr als fünfzig streng wissenschaftlichen Spezialarbeiten untersucht und habe meine Arbeiten in der hiesigen Akademie und in der Universitäts-Stiftung Carol I. niedergelegt; ferner habe ich sie an die rumänischen Seminare der Universitäten Berlin, Leipzig und Wien geschickt und vielen deutschen Historikern und Sprachforschern zugestellt. Ich habe von allen Gelehrten, die die Wissenschaft um ihrer selbst willen betreiben, viele wertvolle Zustimmung erfahren, hierzulande freilich, wo auch die „Wissenschaft" politischen Zwecken zu dienen

[1]) Vgl. meine „Herkunft der Rumänen", ferner „Die Herkunft der Rumänen nach ihrer Sprache beurteilt". Korrespondenzbl. Hamburg, 1909, Heft 1 bis 2.

*

hat, auch manche Anfeindung, und zwar in gröbster Form.

Zusammenfassend sei gesagt, daß die Rumänen ein ausgesprochenes Mischvolk sind und (wie die Volkssprache auch heute noch beweist) eine Mischsprache reden. Der Hauptanteil an ihrem Volkstum ist das Thrako- bzw. das Dako-Slavische. Wie aber ihre Sprache und die Geschichte bezeugt, so ist auch das Lateinische seinerzeit von mehr oder weniger großem Einfluß gewesen; in der „Dacia Trajana" war er allerdings stets gering und hörte nach Aurelian (271 n. Chr.) ganz auf, im Balkan führte er dagegen zur Bildung des Thrakoromanischen. Aus diesem, in Verbindung mit den Slaven, ist das Vlachische entstanden.

Das Hin- und Herwandern der walachischen Gebirgshirten hat danach das neue Volkstum und die neue Sprache immer weiter verbreitet: von Nordgriechenland bis nach Mähren und bis an den Dnjester. Im Schutze des Karpathenwalles und angeregt durch in der Kultur hochstehende Landsgenossen (Sachsen, Deutsche, Schwaben) haben die siebenbürgischen Rumänen unter ihren Volksverwandten, nach Zahl, Wohlstand und Zivilisation die größten Fortschritte gemacht. Physisch stehen sie sicherlich am besten. Auch in manchen Charaktereigenschaften (Arbeitsamkeit, Ausdauer, Sparsamkeit, Moral) haben sie zweifellos ihre südlichen Volksgenossen übertroffen.

Zum Schluß einige kurze historische Bemerkungen, die aber nicht ohne Wichtigkeit für die Herkunftsfrage der Rumänen sind.

1. Das Fürstengeschlecht der Bassaraba scheint vom Balkan abzustammen. Mindestens erwähnt schon Diodorus Siculus (149 n. Chr.) einen *Βαρσαβὰν τὸν Θρακῶν βασιλέα* und führt Jornandes eine Nachricht des Dio Chrysostomus (*Τὰ Γετικά*) an, wonach alle dakischen und getischen Könige aus der Familie der „Zarabos Tercos" abstammten. (Zarabos Tereos darf man vielleicht mit Zarabi oder Sarabi terei wiedergeben. Sarabi würde also Herzog, Fürst bedeutet haben.)

2. Steht fest, daß nach der Einnahme und Zerstörung Tîrnovás durch Bajazed (a. 1393) die Hauptmasse der bulgarischen Bojaren auf das linke Donauufer auswanderte.

3. Das slavisch-orthodoxe Christentum ist den Rumänen aus den Balkanländern zugekommen. Bezeichnend genug hieß der erste Metropolit der Moldau Sârb. Die ersten Buchdrucker in Rumänien (Govora, Monastirea din Deal) waren slavische Mönche von jenseits der Donau.

4. Eine Anzahl von rumänischen Fürstinnen waren serbische oder bulgarische Prinzessinnen.

5. Eine ansehnliche Zahl der rumänischen Distrikte hat heute noch slavische Namen: Prahova, Ilfov, Jalomiţa, Neamţ, Putna, Vlaşca, Gorj'ŭ, Dolj'ŭ usw.

6. Die Zuwanderung aus Bulgarien ist auch heutigentags noch sehr groß (Schankwirte, Taglöhner, Gemüsebauer usw.). Die „Archondologia" und andere Listen der alten Bojarenfamilien (Ghibanescu usw.) zeigen es deutlich, wieviel slavisches Blut (aber auch griechisches, magyarisches, ja sogar deutsches) von den rumänischen Bojaren aufgenommen wurde.

7. Die Hof- und Gerichtssprache (Urkunden, Geschäftsbriefe) war jahrhundertelang die slavische. In den Kirchen sangen die Sänger noch im Jahre 1864 ausschließlich russisch. Die Bücher, Theaterzettel usw. werden erst seit dem Beginn der sechziger Jahre lateinisch gedruckt.

Trotz aller dieser Tatsachen, die einem Historiker doch bekannt sein müssen, hat N. Jorga die leichtfertige Ausflucht gebraucht: das Slavische im Rumänischen eine Mode zu nennen, die nun überwunden sei.

Jeder denkende Leser der vorstehenden haargenauen Ausführungen wird vielmehr erkannt haben, daß das Slavische zum organischen Aufbau, zum innersten Wesen, des auf thrakischer Grundlage Gewordenen gehört, und das Rumänische ohne das Slavische zusammenstürzen müßte, wie das Hasdeu vom vorausgesetzten Fehlen des Albanesischen im Rumänischen ausgesprochen hat.

Mitteilungen aus den Lokalvereinen.

Bonner Anthropologische Gesellschaft.

In der Hauptversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Bonn am 20. Januar 1914 berichtete der Vorsitzende, Herr Geheimrat Verworn, über das abgelaufene Geschäftsjahr folgendes: Die Zahl der Mitglieder betrug zu Beginn des Jahres 1913 128, durch Wegzug von Bonn verlor die Gesellschaft 10, durch den Tod 4 Mitglieder, so daß heute die Zahl 114 beträgt. In den sieben Sitzungen des verflossenen Jahres wurden zehn Vorträge aus den verschiedenen Gebieten der Anthropologie gehalten. Sodann erstattete Herr Bankdirektor Steinberg Bericht über die Finanzlage der Gesellschaft. Die Revision der Rechnungen wurde von Herrn Professor Schöndorff vorgenommen. Dem Kassenführer wurde Entlastung erteilt.

Die Wiederwahl des Vorstandes wurde gemäß einem Antrage aus der Versammlung durch Akklamation vorgenommen. Darauf sprach der Vorsitzende, Herr Geheimrat Verworn, über „ideoplastische Kunst".

Unter den beiden großen Richtungen der Kunst, die wir bereits in prähistorischer Zeit unterscheiden können, der physioplastischen und der ideoplastischen Kunst tritt bekanntlich die erstere als die früheste Kunstäußerung, und zwar mit dem Beginn der Renntierzeit auf. Sie wird allmählich von der im Paläolithikum zunächst nur spärlich neben ihr erscheinenden ideoplastischen Richtung vollkommen verdrängt, und die letztere herrscht dann unumschränkt in allen späteren prähistorischen Kulturstufen bis zur klassischen Zeit und zur Renaissancekultur ebenso wie in den primitiven Kulturen fast aller modernen Naturvölker. Ist die physioplastische Kunst charakterisiert durch ihr Streben nach naturwahrer Wiedergabe des sinnlich wahrgenommenen Objekts, so ist andererseits die ideoplastische Kunst eine durchaus von der Naturwahrheit abgekehrte Kunst, welche die Gegenstände in merkwürdiger Entstellung und seltsamer Umgestaltung der Formen häufig bis zur völligen Unkenntlichkeit und zu phantastischer Neugestaltung verändert darstellt. Diese ideoplastische Kunst erfordert ein nicht minder großes Interesse als die in unserer Zeit so viel bestaunte und durch die wunderlichsten Theorien gedeutete physioplastische Kunst der diluvialen Renntierjäger.

Die Kunst ist ganz allgemein ein Ausdrucksmittel für Bewußtseinsvorgänge. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt die primitive Kunst der prähistorischen Zeiten eine ganz besonders hohe Bedeutung. Wir schöpfen aus ihrer Analyse ein geradezu unschätzbares, vielfach durch nichts zu ersetzendes Material für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes, d. h. des menschlichen Empfindens, Vorstellens, Denkens, Fühlens und Wollens in Zeiten, über die keinerlei schriftliche Überlieferung uns Aufschluß gibt.

Die ideoplastische Kunst könnte leicht auf den ersten Blick für einen Rückschritt gehalten werden gegenüber der physioplastischen Richtung der diluvialen Jäger. Man pflegt leicht zu dieser Ansicht zu gelangen, weil man so vielfach die Naturwahrheit als den einzigen Maßstab für die Entwickelungsstufe der Kunst betrachtet. Das ist einseitig und verkehrt. Im Hinblick auf die Tatsache, daß die Kunst ein Ausdrucksmittel für Bewußtseinsvorgänge vorstellt, genügt ein solcher naiver Maßstab nicht. Vielmehr ist hier eine tiefere psychologische Analyse für die Beurteilung notwendig, und als Maßstäbe müssen einerseits die Bewußtseinsinhalte ihrer Art nach, andererseits die Mittel, mit denen der Künstler ihre Wiedergabe versucht, herangezogen werden.

Von diesem Standpunkte einer eingehenderen psychologischen Betrachtungsweise aus erscheint aber die ideoplastische Kunst als eine wesentlich höhere Stufe gegenüber der physioplastischen Stufe der paläolithischen Jäger. Die letztere bringt nur mehr oder weniger naturgetreu reine Sinneswahrnehmungen zum Ausdruck, Vorstellungen, d. h. Erinnerungsbilder von einzelnen konkreten Objekten, vor allem von Jagdtieren. Selbst Darstellungen von Handlungen und ganzen Szenen kennt der diluviale Renntierjäger noch nicht. Was demgegenüber die ideoplastische Kunst charakterisiert, das ist ganz allgemein, daß man nicht mehr allein den einfachen sinnlichen Eindruck des konkreten Einzelobjekts, das man gesehen hat, wiedergibt, sondern daß das dargestellte Objekt zum Ausdruck einer symbolischen Bedeutung wird für Gedanken, Vorstellungen, Gefühle der verschiedensten Art. Es werden aus den sinnlich wahrgenommenen Dingen bestimmte Momente hervorgehoben und betont, andere vernachlässigt oder weggelassen. Was aus irgend einem Grunde besonderen Reiz oder besonderes Interesse hat, etwa einen starken Gefühlswert positiver oder negativer Art, wie z. B. ein ästhetisch wirksames Moment, oder was besonders auffällig erscheint und sich daher stärker einprägt, oder was besondere Vorstellungen und Ideengänge auslöst, das wird hervorgehoben in der Darstellung. Die anderen Elemente treten in den Hintergrund oder fallen ganz fort. Auf diese Weise entfernt sich die Darstellung mehr oder weniger von der naturwahren Wiedergabe des konkreten Objekts bzw. des unmittelbaren Sinneseindrucks. In ihrer durch bewußte Spekulationen erstrebten Übertreibung führt diese Richtung schließlich zu dem konkrete Objekte absichtlich vermeidenden Versuch der modernen Futuristen. Die ideoplastische Kunst ist rein expressionistisch, die physioplastische Diluvialkunst rein impressionistisch und der Gegensatz zwischen beiden Richtungen wird um so bemerkbarer und klaffender, je mehr sich das Vorstellungs- und Gefühlsleben des Künstlers im Gegensatz zur Wirklichkeit befindet.

Der gemeinsame psychologische Vorgang, der aller ideoplastischen Kunst zugrunde liegt und in seinen ersten Anfängen lediglich in einer Heraushebung einzelner, dem Künstler besonders wichtiger Momente aus dem Material des sinnlich Wahrgenommenen besteht, ist der Vorgang der Abstraktion. Wir pflegen konkrete und abstrakte Begriffe zu unterscheiden. Die konkreten haben ihre genau korrespondierenden Objekte in der Wirklichkeit, die abstrakten nicht. Die Wirklichkeit zeigt uns Eichen und Pappeln und Linden und Kiefern und Weiden usw., aber keinen „Baum". Der Begriff „Baum" ist abstrahiert dadurch, daß wir aus zahlreichen wirklich sinnlich wahrgenommenen Objekten die allgemeinen Bestandteile, die immer und immer wiederkehren, mögen wir eine Eiche, oder eine Pappel, oder eine Linde usw. ansehen, also den Stamm, die Zweige, die Blätter usw. herausheben und allein berücksichtigen, die speziellen, wie die Form und Dicke des Stammes, die Art der Verzweigung, die Gestalt und Anordnung der Blätter usw. vernachlässigen und ganz weglassen. Setzen wir die gemeinsamen Bestandteile sämtlich synthetisch zusammen, so entsteht ein Vorstellungsgebilde, wie der abstrakte Begriff „Baum", aber das ist weder eine Eiche, noch eine Linde, noch sonst eine Baumart, die wir sinnlich wahrnehmbar irgendwo in der Wirklichkeit fänden.

Diese Abstraktion findet bereits in der frühesten Kinderzeichnung des modernen Kindes ihren schlagenden Ausdruck (vgl. Korrespondenzblatt d. Deutschen Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XXXVII. Jahrg., Mai/Juni 1907). So ist auch das Auftreten und die Entwickelung der ideoplastischen Kunst in der vorhistorischen Zeit ein äußerst wertvoller Indikator für die fortschreitende Entwickelung des abstrahierenden Denkens beim Menschen.

Dieser Grundprozeß der Abstraktion kann nun in der Kunst in sehr verschiedenem Grade und nach verschiedenen Richtungen hin sich geltend machen, je

nachdem, was als wichtig und wesentlich hervorgehoben werden soll und je nach dem Grade, in dem es vor anderen Elementen das Bewußtseinsfeld beherrscht.

Die ersten Anfänge der ideoplastischen Kunst finden sich bereits in der Renntierzeit neben den physioplastischen Tierdarstellungen. Sie bestehen in der ornamentalen Verwendung einzelner Tier- und Pflanzenmotive. Man ordnet Tierteile, besonders Köpfe, in Reihen an als Dekoration für Gebrauchsgegenstände von Knochen. Dabei sind ursprünglich die Tierteile noch durchaus naturwahr dargestellt. Auch die Ranken von Pflanzen werden dekorativ benutzt, und hier bemerkt man bereits eine Stilisierung bei der ornamentalen Verwendung. So entsteht eine Vermischung von ornamentaler und figuraler Kunst. Bestimmte Elemente von realen Objekten, die aus irgend einem Grunde besonderen Affektwert besitzen, werden aus dem Zusammenhang herausgehoben und als Ornament verwertet. So entsteht eine „ornamentale Ideoplastik“.

In späteren prähistorischen Perioden geht die ornamentale Umformung solcher figuralen Motive dann aber viel weiter, bis zur völligen Unkenntlichkeit. Die bronzezeitliche und besonders die keltische Kunst, und die Kunst der prähistorischen Indianer, sowie der Südseeinsulaner zeigt eine unendliche Fülle von Belegen dafür.

Das Hervorheben als wichtig erscheinender Elemente führt zu der „schematisierenden Ideoplastik“. In der neolithischen Zeit, in der Bronzezeit, in der Hallstattzeit ebenso wie bei den meisten heutigen Naturvölkern finden wir weitverbreitet eine Schematisierung der dargestellten Objekte, die darin besteht, daß nur das Wichtige dargestellt, alles andere einfach fortgelassen ist. Die Fortlassungen sind häufig so umfangreich, daß das Objekt als Ganzes nur eben noch angedeutet und nur das, worauf es dem Künstler ankommt, besonders deutlich oder übertrieben dargestellt und hervorgehoben ist.

Schließlich führt diese Methode in der „deskriptiven Ideoplastik“ zur stärksten Vereinfachung der figuralen Darstellungen. Hier genügt es dem Darsteller vollkommen, irgendwie bei dem Beschauer die Vorstellung des betreffenden Gegenstandes oder Vorganges zu erwecken, um so durch Aneinanderreihung solcher Symbole eine Erzählung oder Beschreibung zu liefern. So entstehen die piktographischen Darstellungen der Indianer, die prähistorischen und modernen Petroglyphen usw. Endlich geht diese Vereinfachung am weitesten bei der Schrift, z. B. bei der Entwickelung der demotischen Schrift der alten Ägypter aus der Hieroglyphenschrift.

In moderner Zeit findet eine stärker ausgesprochene ideoplastische Kunst ganz besonderen Anklang in der Reklamezeichnung, und am weitesten suchen einzelne „Futuristen“ das der Ideoplastik zugrunde liegende Prinzip zu übertreiben. Man will sich im Lager einiger moderner Künstler womöglich vollkommen von allen sinnlichen Elementen in der Kunst befreien. Das ist das Ideal. So sehr es nun auch zu verwerfen ist, wenn man die moderne expressionistische Richtung einfach mit einem Lächeln erledigen zu können glaubt — sie enthält eine Fülle sehr wertvoller und psychologisch interessanter Elemente — so ist es doch andererseits eine psychologische Ungeheuerlichkeit, wenn man ernsthaft glaubt, etwas künstlerisch zum Ausdruck bringen zu können, was nicht wenigstens in seinen einzelnen Bestandteilen ursprünglich einmal durch das Tor der Sinne seinen Einzug in unser Bewußtsein erhalten hat. Man kann ja allerdings sehr weitgehende Abstraktionen bilden und diese Gebilde zum Ausdruck bringen wollen, aber wenn man sie zum Ausdruck bringt, so ist man immer wieder gezwungen, sie in sinnlich wahrnehmbare Formen zu kleiden, sonst sind sie eben von niemandem wahrnehmbar. Beschränkt sich aber der Künstler darauf, seine abstrahierten Gedanken und Gefühle und Stimmungen durch ein äußerstes Minimum von sinnlich wahrnehmbaren Linien oder Farben auszudrücken, so entstehen Bilder, wie die einiger extremer Futuristen, bei deren Betrachtung schließlich kein Beschauer mehr dahinter kommt, was der Künstler ausdrücken will, und der einzige Bewußtseinsvorgang, den das „Kunstwerk“ schließlich auslöst, besteht in der Vorstellung „geistesgestört“.

Die Ausführungen des Vortragenden wurden durch eine große Zahl von Lichtbildern aus der vorgeschichtlichen Kunst, aus der Kunst der heute lebenden Naturvölker, aus der Kunst des modernen Kindes und aus der Kunst der Futuristen erläutert. Im vorliegenden Referate kann von der Wiedergabe von Abbildungen abgesehen werden unter Hinweis auf die inzwischen erschienene Schrift des Vortragenden (Max Verworn, „Ideoplastische Kunst“. Jena, Gustav Fischer, 1914), welche mit einem reichen Abbildungsmaterial ausgestattet ist.

In der Sitzung vom 10. Februar 1914 sprach Herr Prof. A. Philippson über „Die Völker der Balkanhalbinsel.“

Die heutige und zukünftige politische Entwickelung der Balkanhalbinsel ist ein wesentlich ethnographisches Problem. denn die Art und geographische Verbreitung der Völker ist für die dortige Staatenbildung in erster Linie maßgebend geworden. Die Völkerverbreitung aber ist wieder das Ergebnis der geographischen Gestaltung des Landes und der historischen Ereignisse.

Der Vortragende schildert daher zunächst die großen Züge der Natur der Balkanhalbinsel und dann die geschichtliche Entwickelung der Bevölkerung: die Völker des Altertums, die Einwanderungen und Verschiebungen der Völkerwanderung, die hier die lange Zeit vom 3. Jahrhundert n. Chr. bis zur türkischen Eroberung im 14. und 15. Jahrhundert umfaßt. Darauf wurden die einzelnen Völker der Gegenwart nach ihrer Abstammung, kulturellen Bedeutung und ihren Wohngebieten kurz charakterisiert: die alten Völker der Griechen — mit ihrer vielseitigen Betätigung, ihrer Seemacht und ihrer großen und reichen Diaspora — und der Albanier — der alten Illyrier, noch heute in primitiven sozialen Zuständen lebend — ferner die Rumänen nebst den mazedonischen Wlachen, ein Volk romanischer Zunge, das wenigstens in seinen Wurzeln auf das spätere Altertum zurückgeht; dann die in der Völkerwanderung eingewanderten Slaven: Bulgaren, Serben und mazedonische Slaven; die aus Kleinasien herübergekommenen osmanischen Türken, mit denen die größeren Einwanderungen abschließen; endlich noch die kleineren Volkssplitter. Besonders wichtig aber ist es, daß zwischen den geschlossenen Wohngebieten dieser einzelnen Völker sich Mischgebiete ausdehnen, in denen die verschiedensten Bestandteile durcheinander wohnen; es sind das namentlich: die Dobrudscha, Ost-Thrakien, der Küsten-

saum im Norden des Ägäischen Meeres, Mazedonien, die Umgebung Albaniens (besonders Alt-Serbien und Nord-Epirus). Dadurch wird die Ziehung solcher politischer Grenzen, die den Völkergrenzen möglichst entsprechen sollen, äußerst erschwert.

Diese Aufgabe wird aber vollends unlösbar dadurch, daß die religiöse Gruppierung, die für das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit dort meist entscheidender ist als die Umgangssprache, ferner die sozialen, wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse sich auf das verwickeltste mit den Sprachgrenzen kreuzen.

Schließlich wurde noch kurz auf den körperlichen Habitus der Balkanvölker eingegangen, der eine Mischung verschiedener Typen zeigt, die aber bei den verschiedenen Völkern der Balkanhalbinsel in ziemlich gleichartiger Weise herrscht, was auf das hohe Alter und die Beständigkeit des körperlichen Habitus gegenüber den Einwanderungen der historischen Zeit schließen läßt. Zum Schluß zeigte der Vortragende eine Reihe von Lichtbildern von Siedelungen der Balkanhalbinsel vor.

In der Sitzung vom 26. Mai 1914 sprach Herr Prof. C. Clemen über „Wesen und Ursprung der Magie“.

Der Vortragende besprach einleitend die verschiedenen in neuerer Zeit gemachten Versuche, das Verhältnis von Religion und Magie zu bestimmen, und entschied sich für die zuerst von Frazer vertretene Ansicht, daß man in der Religion (richtiger im Kultus oder noch besser in den nicht-magischen Verhaltungsweisen) die höheren Mächte gewinnt oder versöhnt, in der Magie zwingt. Dann zeigte er, daß als Magie auch das Tabu und umgekehrt der Glaube, sich durch den Genuß oder die Berührung von Dingen deren Kräfte aneignen zu können, zu bezeichnen sei, während sich dagegen die Mantik dadurch von der Magie unterscheide, daß bei ihr die Gottheit die Initiative ergreife, wenn auch, nachdem sie die Zukunft angekündigt habe, diese kommen müsse. Aber auch so sei das Gebiet der Magie außerordentlich groß; es bestehe also, wenn man nun ihren Ursprung untersuche, die Gefahr, daß von ihr eine Erklärung gegeben wird, die nur auf gewisse magische Erscheinungen zutrifft. Das gilt, wie weiterhin gezeigt wurde, in der Tat von der Marettschen Theorie, die außerdem dasjenige, was sie erklären soll, schon voraussetzt. Auch Wundts Erklärung der Magie scheitert daran, daß sie den Animismus als die älteste Form der Religion ansieht, was er doch nicht ist. Tylors und Frazers Behauptung aber, die Magie beruhe auf einer Verwechselung der association in thought mit der connection in reality, erklärt noch nicht, wie es zu jener kam; der Vortragende glaubte den Grund dafür darin sehen zu müssen, daß man von der Erfahrung zwar ausging, aber nicht bei ihr stehen blieb.

Um diese These als richtig zu erweisen, wurde zunächst daran erinnert, daß sich der Primitive die Eigenschaften gewisser Tiere durch den Genuß ihres Fleisches aneignen zu können glaubt. Auch der Kannibalismus hatte, zum Teil wenigstens, denselben Zweck, nämlich sich die Kräfte der betreffenden Menschen anzueignen, die manchmal in einem besonderen Teil ihres Körpers wohnhaft gedacht wurden. Umgekehrt muß man sich gewisser Tiere, deren Eigenschaften man nicht haben möchte, enthalten; ja so kann man sich nicht nur vor wirklichen Eigenschaften, sondern auch vor Zuständen, in denen sich das betreffende Tier zufällig befindet, hüten.

Weiter findet diese Kraftübertragung durch bloße Berührung verschiedener Art statt und ist daher auch bei Steinen und Pflanzen, nicht nur bei Tieren und Menschen möglich. Diejenigen, deren Kräfte man sich nicht aneignen möchte, sind daher Tabu — dies allerdings auch, weil diese Kräfte sonst den Betreffenden selbst entzogen werden würden.

Handelt es sich dabei um Kräfte, die in dem ganzen Gegenstande oder Wesen wohnend gedacht werden, so gibt es doch auch solche, die nur in bestimmten Teilen des menschlichen oder tierischen Körpers gefunden werden. So im Kopf, Gehirn, Haar, in den Nägeln, Füßen und Händen, dem Herzen, Blut, die daher alle in der Magie eine große Rolle spielen. Umgekehrt wohnen jene allgemeinen Kräfte auch in Ausscheidungen des Menschen, seinem Hauch, Wort, Namen, seiner Nahrung und Kleidung, seinem Schatten und Bild; man kann also mit ihnen ebenfalls zaubern. Ebenso ist das Verhalten ein Teil des Wesens des Betreffenden, mit dem man ihn selbst in seine Gewalt bekommt: so erklären sich die Tier- und Kriegstänze, sowie manche Fruchtbarkeitszauber.

Zum Schluß wurde darauf hingewiesen, daß aus diesen letzteren vielfach Spiele entstanden sind, und daß vor allem Wissenschaft und Kunst zum Teil aus der Magie stammen. Den nicht-magischen Verhaltungsweisen gegenüber bezeichnet diese die ältere Entwickelungsstufe, da sie es auch mit bloßen Kräften, noch nicht mit Seelen in den Dingen zu tun hat; zur Religion ist aber auch sie zu rechnen.

In der Sitzung vom 23. Juni 1914 berichteten die Herren Geheimräte Verworn, Bonnet und Steinmann über „Diluviale Menschenfunde in Obercassel bei Bonn“.

I. Fundbericht. Von Max Verworn. Am 18. Februar dieses Jahres teilte der Steinbruchbesitzer Herr Uhrmacher aus Obercassel der Universität Bonn mit, daß in seinem Steinbruch zwei menschliche Skelette und ein „Haarpfeil“ gefunden worden seien, und fragte an, ob einer der Herren Professoren Interesse an dem Funde hätte und ihn sich ansehen wollte. Er sei eventuell bereit, den Fund der Universität zu überlassen. Herr Prof. Max Verworn, dem der Brief übermittelt wurde, fuhr dann in Begleitung der Herren Prof. Bonnet und Heiderich nach vorhergehender Anmeldung bei Herrn Uhrmacher am 21. Februar zur Besichtigung des Fundes nach Obercassel. Herr Uhrmacher jun., der die Herren an der Bahn abholte, hatte den „Haarpfeil“ bei sich. Nach der Mitteilung erwarteten die Herren einen Fund aus der Metallzeit. Sie waren daher nicht wenig überrascht, als der „Haarpfeil“ sich als ein paläolithisches Knochenwerkzeug aus der Renntierperiode erwies. Die Überraschung wurde noch größer bei der Besichtigung der Skelette und der Fundstelle. Es konnte nach allem kein Zweifel mehr sein, daß das Knochenwerkzeug und die Skelette gleichaltrig waren und daß hier zwei nahezu vollständige Menschenskelette von bewundernswerter Erhaltung aus der Renntierzeit vorlagen. Die Herren Max Verworn, Bonnet, Steinmann, Heiderich und Stehn nahmen sich sogleich der Angelegenheit an und kamen überein, über den Fund erst nach Abschluß der vorläufigen Untersuchung in der Bonner Anthropologischen Gesellschaft eine genauere Mitteilung zu machen, um zu vermeiden, daß falsche

Nachrichten über denselben in die Tagesblätter gelangten. Dennoch ist es leider nicht gelungen, solche Zeitungsnachrichten ganz zu verhindern.

II. Die Kulturstufe des Fundes. Von Max Verworn. Die Skelette waren bereits einige Zeit vor der Benachrichtigung der Universität auf Veranlassung des Aufsehers, der zufällig bei ihrer Auffindung zugegen war, von den Arbeitern dem Boden entnommen und in der Arbeitshütte geborgen worden, so daß die Bonner Anthropologen leider nicht mehr in der Lage waren, alle Einzelheiten der Situation durch eigene Ausgrabung genau festzustellen. Indessen ergab doch eine nachträgliche Ausgrabung noch eine ganze Anzahl weiterer Skeletteile und wichtiger Momente für die Beurteilung des ganzen Fundes.

Der Fundort liegt in der Nähe eines Basaltkegels, von dem im Laufe der Jahrzehnte bereits ein großer Teil durch den Steinbruchbetrieb abgetragen ist. An den Abhang des Basaltkegels lehnt sich eine mächtige diluviale Sandschicht an, die überlagert ist von einer spärlichen Lehmlage, auf der sich eine lose Schicht von Basaltschotter auftürmt, der im Laufe der Zeit vom Basaltkegel sich losgelöst hat. An der Basis dieses Basaltschotters zwischen die großen und kleinen Basaltblöcke eingebettet liegt die Fundstelle (Fig. 1). Hier lagen die Skelette, deren Orientierung nicht die gleiche gewesen zu sein scheint, kaum mehr als einen Meter voneinander getrennt, nach übereinstimmender Angabe der Arbeiter, von sehr großen Basaltplatten bedeckt in einer etwa 20 bis 30 m dicken und etwa 3 m im Flächendurchmesser ausgedehnten, intensiv rot gefärbten Lage von kleineren Basaltstücken und Lehm. Durch die Angabe der Arbeiter, daß die Skelette von großen Basaltplatten bedeckt waren, wird allein ihre ausgezeichnete Erhaltung erklärt, die sonst in dem groben, schweren und scharfkantigen Schottermaterial nicht leicht verständlich wäre. Der rote Farbstoff, welcher die Skelette und alle Steine in der genannten Ausdehnung umgab, bestand aus einem pulverigen Rötel, welcher sich mit dem Lehm ziemlich gleichmäßig gemischt hatte. In dieser Verwendung der roten Farbe besteht eine völlige Analogie mit verschiedenen französischen und österreichischen Skelettfunden der Diluvialzeit, in denen typische Begräbnisse zu erblicken sind, wie z. B. in den „Roten Höhlen von Mentone“ und im Löß von Brünn.

Bei den Skeletten befanden sich verschiedene Beigaben, und zwar einerseits aus Knochen geschnitzte Gegenstände und andererseits Tierknochen. Feuersteingeräte oder überhaupt nur Spuren von Feuersteinbearbeitung wurden nicht beobachtet. Auch wurden keinerlei Steingeräte aus andersartigem Material gefunden, so sorgfältig und oft die Fundstelle auch abgesucht und weiter frei gelegt wurde.

Die Knochengeräte liefern den wichtigsten Anhaltspunkt für die Feststellung der Kulturstufe und Zeitstellung des Fundes. Sie gestatten glücklicherweise mit größter Schärfe und Genauigkeit die Zuweisung desselben in das untere Magdalénien. Der „Haarpfeil“, welcher nach Angabe der Arbeiter unter dem Kopf des einen Skelettes lag, ist ein aus hartem Knochen geschnitztes, etwa 20 cm langes, im Querschnitt rechteckiges, sehr fein poliertes Glättinstrument, ein sogenannter „lissoir“ von großer Schönheit der Arbeit und vorzüglicher Erhaltung (Fig. 2). An seinem Griffende ist ein kleiner Tierkopf ausgearbeitet, welcher Ähnlichkeit mit einem Nagetierkopf oder einem Marderkopf hat. Das andere Ende ist stumpf. Auf den Schmalseiten zeigt das Instrument eine für die Renntierzeit sehr charakteristische Kerbschnittverzierung. Die zweite Knochenschnitzerei ist einer jener kleinen brettartig schmalen, auf beiden Seiten gravierten Pferdeköpfe, wie sie von Girod und Massénat in Laugerie basse und von Piette in den Pyrenäen in größerer Zahl und mannigfachen Variationen gefunden wurden und die ein charakteristisches Leitfossil der unteren Magdalénienschichten vorstellen. Das Obercasseler Exemplar, das sich in einzelnen Bruchstücken erst bei der Durchsicht der Menschenknochen fand, ist leider bei dem Ausgraben der Skelette zerbrochen worden

Fig. 1.

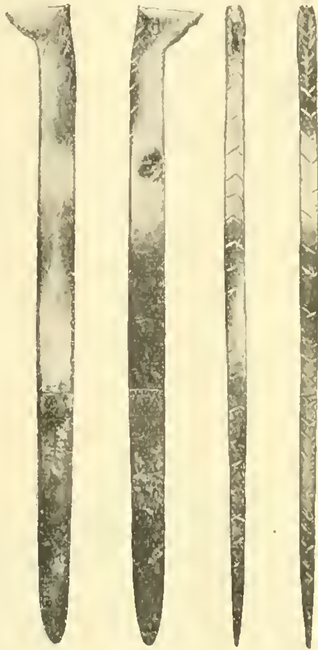


Fundstelle der Skelette von Obercassel bei Bonn.
Zu Füßen der links stehenden Person lagen die Skelette und Beigaben.

und nicht mehr ganz vollständig. Außerdem sind noch zwei weniger charakteristische Knochenstücke, welche Bearbeitung erkennen lassen, gefunden worden.

Nach allen Feststellungen kann kein Zweifel sein, daß es sich bei dem Funde um ein Begräbnis und

Fig. 2.



Glättinstrument von Obercassel mit angeschnitztem Tierkopf und Kerbverzierungen. Von allen vier Seiten gesehen. $^1/_2$ nat. Größe.

nicht um einen Lagerplatz handelt. Vermutlich haben die diluvialen Jäger in der Nähe, wahrscheinlich im Schutze der Basaltwand, ihren Lagerplatz gehabt und die Toten mit ihren Beigaben in nicht allzu großer Entfernung davon beigesetzt, indem sie dieselben nach dem üblichen Ritus mit reichlichen Mengen roter Farbe umgaben und mit großen Steinen sorgfältig überdeckten.

III. Die Skelette. Von R. Bonnet. Außer den überraschend gut erhaltenen Schädeln nebst Unterkiefern eines männlichen und eines weiblichen Skelettes waren fast alle wichtigen Knochen entweder ganz oder bruchstückweise geborgen worden. Es fehlten nur die Hand- und Fußwurzelknochen, ein Oberschenkelbein, einige Finger und Zehen, sowie die Brustbeine. Wir besitzen einstweilen in Deutschland, abgesehen von dem nach seinem geologischen Alter nicht bestimmbaren und in seinen Knochen leider sehr unvollständigen Neandertalskelett[1]) und dem hochwichtigen Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg an diluvialen Menschenresten nur einige mehr oder minder defekte Unterkiefer, einige Zähne und vereinzelte nahezu wertlose Knochenstücke. Die Schädelfunde aus der Ofnet bei Nördlingen in Bayern fallen in die Übergangszeit des Diluviums in die Jetztzeit (Alluvium).

Der Fund von Obercassel stellt sich durch seinen Erhaltungszustand, durch die Sicherheit der Bestimmung seines geologischen und archäologischen Alters, durch seine Vollständigkeit und dadurch, daß er aus einem männlichen und weiblichen Skelett besteht, den besten diluvialen Funden an die Seite. Er ist außerdem der erste Fund nahezu vollständiger menschlicher Skelette aus dem Quartär und speziell aus dem Magdalénien in Deutschland.

Es muß ein seltsames Paar gewesen sein, dessen Reste die Hacke des Arbeiters aus ihrer vieltausendjährigen Ruhe wieder zutage förderte. Ich beschränke mich einstweilen nur auf die wichtigsten Angaben über die Schädel. Der eine Schädel von einer etwa 20jährigen Frau war in den sehr einfachen Nähten gelöst in seine einzelnen Knochen zerfallen, konnte aber, abgesehen von Teilen beider Schläfenschuppen, den Nasenbeinen und einigen Defekten an der Schädelbasis vorzüglich zusammengesetzt werden.

Der dolichocephale (langköpfige), in Scheitelansicht durch Einziehung der flachen Schläfen und Auftreibung der Schläfenschuppe leicht gitarrenförmige Hirnschädel hat einen Längen-Breitenindex von 71, eine größte Länge von 181, eine größte Breite von 129, sowie eine größte Höhe von 134 mm (vom vorderen Rande des Hinterhauptsloches zum Scheitelpunkt gemessen). Sein Horizontalumfang beträgt 512 mm. In Seitenansicht verläuft der Contur des Hirnschädels über die gut gewölbte steile Stirn bis zum Hinterhauptsloch in schönem

Fig. 3.



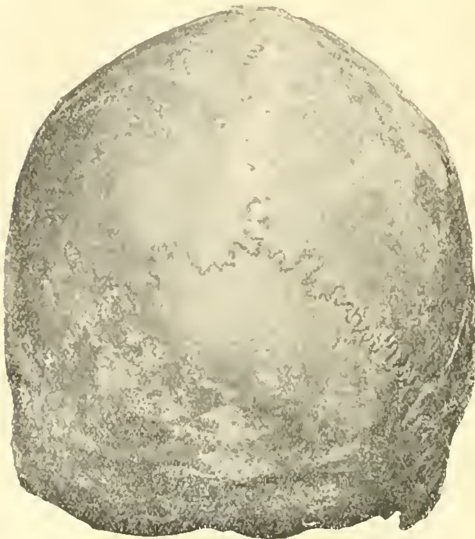
Schädel der Frau von Obercassel, etwa $^1/_2$.

Bogen. Das Gesicht zeigt in Vorderansicht einen kräftig entwickelten Kieferapparat. Die mäßig breite Stirn wird durch eine Stirnnaht geteilt, eine Seltenheit bei den diluvialen Langschädeln. Die Überaugenhöcker sind für eine Frau gut entwickelt, die viereckigen Augenhöhlen verhältnismäßig groß. Die Nasenöffnung ist von mäßiger

[1]) Gefunden in der kleinen Feldhofer Grotte in dem von der Düssel durchströmten Neandertal bei Düsseldorf 1856.

Größe, der Gaumen ist tief gewölbt, ein sehr kräftiger Unterkiefer mit deutlichem Kinn vervollständigt die steile Profillinie. Das Gebiß war während des Lebens bis auf den dritten, rechten, oberen Mahlzahn vollständig. Die drei letzten Mahlzähne sind weniger abgekaut als das übrige Gebiß, also noch nicht allzu

Fig. 4.



Hinterhauptsansicht der Frau von Obercassel, $^1/_2$.

lange durchgebrochen. Der Zahnbogen ist paraboloid, die Hinterhauptsansicht bildet ein schlankes und hohes Pentagon, dessen obere Kante durch den hausdachähnlichen Abfall der vorderen Hälfte der Seitenwandbeine zu beiden Seiten der offenen Pfeilnaht kielähnlich vorspringt. Die Kleinhirnausbuchtungen des Hinterhauptsbeines sind beträchtlich.

Die übrigen Skelettknochen deuten auf einen zierlichen Körper von etwa 155 cm Länge.

Im Gegensatze zu diesem Schädel zeigt der brutale Gesichtsschädel des Mannes durch seine Breite und Niedrigkeit ein grobes Mißverhältnis zu der mäßig breiten und etwas geneigten Stirne und dem gut gewölbten Hirnschädel. Eine leichte, schon während des Lebens vorhandene Verbiegung des Oberkiefers nach rechts und das mangelhafte Gebiß machen die Physiognomie noch abstoßender und lassen den Schädel greisenhafter erscheinen, als er tatsächlich ist. Da nur die Pfeilnaht und das an sie angrenzende Stück der Lambdanaht verknöchert sind, darf man auf ein Alter von 40 bis 50 Jahren schließen. Auch dieser, in Scheitelansicht schön ovale, Schädel ist mit einem Längen-Breitenindex von 74 dolichocephal. Seine größte Länge beträgt 194, die größte Breite 144, die größte Höhe 138. Der Horizontalumfang 552 mm. Die Kapazität wurde auf etwa 1500 cm³ bestimmt. Die Obergesichtsbreite ist, abgesehen von dem breiten Oberkiefer, durch ein ungewöhnlich großes und breites Jochbein eine sehr beträchtliche (153 mm). Die niedrigen rechteckigen Augenhöhlen sind stark nach außen und unten geneigt, über ihnen fällt ein einheitlicher etwa 8 mm breiter Oberaugenhöhlenwulst (Torus supraorbitalis) auf. Ein niedriger mittlerer Stirnwulst zieht sich verbreiternd und verflachend bis zum Scheitelpunkt. Die Nasenöffnung ist im Verhältnis zur Gesichtsbreite schmal, der Gaumen, abgesehen von der teilweisen Rückbildung seines Zahnfachfortsatzes im Verhältnis zum übrigen Kiefergerüst auffallend klein. Der nicht paraboloide Zahnbogen des sehr kräftigen Unterkiefers hat die Form eines V mit abgestumpften Winkeln, umfaßt den Oberkiefer von außen und besitzt ein stark vorspringendes Kinndreieck, abgerundete Winkel und einen sehr schwachen Fortsatz für den Schläfenmuskel, der den nach einwärts gebogenen Gelenkfortsatz nach außen kreuzt. Im Oberkiefer waren während des Lebens nur noch die beiden letzten stark nach auswärts gerichteten Mahlzähne beiderseits und der linke Eckzahn vorhanden. Im Unterkiefer sind während des Lebens zwei Schneidezähne, nachträglich noch ein Schneide- und ein Eckzahn ausgefallen. Sämtliche Zahnkronen sind, wie man das vielfach auch an Gebissen noch nicht seniler Schädel aus dem Quartär findet, bis auf schmale Reste des Emails abgekaut. Das freiliegende Dentin ist schwarz wie Ebenholz.

Zwei stark gewölbte Gelenkfortsätze flankieren das große, etwas nach rückwärts gerückte Hinterhauptsloch. Die Profillinie des Gesichts ist zum Teil durch Rückbildung des etwas prognathen Zahnfachfortsatzes des Oberkiefers eine steile.

Fig. 5.



Schädel des Mannes von Obercassel, $^1/_2$. Das fehlende rechte Jochbein und ein Teil des rechten Oberkiefers sind ergänzt.

Die starke Entwickelung sämtlicher Muskelfortsätze am Schädel und an den Extremitätenknochen zeugt von ungewöhnlicher Körperkraft des etwa 160 cm großen Mannes.

Der sehr auffallende Gegensatz zwischen beiden Schädeln wird gemildert und verständlicher durch die Tatsache, daß die derbe Modellierung beim Manne an

dem zarteren und kleineren weiblichen Schädel derselben Rasse stets abgeschwächt wird und daß dessen Augenhöhlen verhältnismäßig größer sind. Beide Obercasseler Schädel zeigen eine auffallende Gesichtsbreite, beide zeigen ziemlich steile Gesichter mit eingezogener Nasenwurzel, beide eine gute Profilrundung des Hirnschädels, beide lassen, wenn auch der Mann in viel geringerem Grade, den Scheitelkiel erkennen. Der bei der Frau nur angedeutete Stirnwulst erinnert beim Manne zusammen mit dem Überaugenhöhlenwulst an die Neandertalrasse. Das breite niedere Gesicht des Mannes mit den niederen rechteckigen Augenhöhlen, der schmalen Nase und dem V-förmigen Unterkiefer mit seinem ausgesprochenen Kinndreieck sind dagegen bekannte Merkmale der Cro-Magnon-Rasse [1]). Von dieser unterscheidet er sich aber ebenso wie die Frau durch die Lage der größten Schädelbreite. Diese liegt bei den Cro-Magnons im Bereiche ihrer seitlich weit ausladenden Scheitelhöcker, bei den Obercasseler Schädeln dagegen im Bereiche der Schläfenschuppen über dem Warzenfortsatze, also wesentlich tiefer und an einem ganz anderen Knochen. Diese Lage der größten Breite und namentlich der bei der Frau gut modellierte Scheitelkiel nähern die Schädel dem ebenfalls einer Magdaléniensschicht entstammenden Schädel von Chancelade in der Dordogne. Außerdem gleicht der Frauenschädel etwas in Vorderansicht dem 1909 ebenfalls in der Dordogne aus einer Aurignacienschicht durch Hauser und Klaatsch ausgegrabenen Schädel von Combe-Capelle. Aber im Gegensatze zu dem Schädel von Combe-Capelle mit seinem zapfenförmig vorspringenden Hinterhaupt ist das Hinterhaupt der Frau von Obercassel halbkugelförmig abgerundet.

Die Obercasseler Schädel weisen also neben unverkennbaren, durch den Geschlechtsdimorphismus etwas verdeckten, Ähnlichkeiten auch nicht unbeträchtliche Abweichungen voneinander auf. Während der Mann Rassezeichen der Neandertaler, der Cro-Magnons und Anklänge an den Schädel von Chancelade zeigt, die auch an dem Hirnschädel der Frau auffallen, treten bei dieser die Cro-Magnon-Merkmale zurück. Der Gesichtsschädel der Frau unterscheidet sich von dem männlichen von Combe-Capelle im wesentlichen durch das besser entwickelte Kinn und die beträchtlich größere Winkelbreite des Unterkiefers. In beiden Obercasseler Schädeln kommen die sehr bemerkbaren Folgen während des Diluviums stattgefundener Kreuzungen zum Ausdruck. Das ist kaum überraschend. Die Frage ist nur, zu welcher Zeit und wo sie stattgefunden haben, sowie, ob die einstweilen nur nach verhältnismäßig wenigen Funden getroffene Aufstellung diluvialer Rassen auch alle damals tatsächlich vorhandenen umfaßt, oder ob weniger Urrassen anzunehmen sind, als man gegenwärtig meint, und wie hoch deren individuelle Variationsbreite zu veranschlagen ist. In mancher dieser „Rassen“, wie z. B. in dem zurzeit recht weiten Begriff der Cro-Magnon-Rasse, scheint mir vieles untergebracht zu werden, was ihr nicht zugehört oder höchstens noch neben beträchtlichen Abweichungen vereinzelte Anklänge an sie erkennen läßt. Eine weitere Erörterung dieser Frage behalte ich mir einstweilen vor.

Geologische Periode			Menschenreste	Kulturstufe	
Jetztzeit			Heutige Menschenformen	Bandkeramik, Schnurkeramik	jüngeres Neolithikum
				Campignien (Kjökkenmöddinger)	älteres Neolithikum
Diluvium	jüngeres	Nacheiszeit, Würmeiszeit	Skelette von La Madeleine, Chancelade, Laugerie basse und **Obercassel**	Magdalénien	jüngeres Paläolithikum
		III. Zwischeneiszeit (jüngerer Löß), Rißeiszeit	Skelette v. Brünn, Předmost, Grimaldi, Combe Capelle, Cro Magnon	Solutréen, Aurignacien	
	mittleres	II. Zwischeneiszeit (älterer Löß), Mindeleiszeit	Neandertalrasse	Moustérien, Acheuléen, Chelléen, Strépyien	älteres Paläolithikum
	älteres	I. Zwischeneiszeit (alte diluviale Sande), Günzeiszeit	Unterkiefer von Mauer	Mesvinien, Keut, Cantal	Archäolithikum
Tertiär		Pliocän, Miocän, Eocän			Eolithikum (hypothetisch)

[1]) So genannt nach dem ersten Fundort dieser Rasse unter dem Abri (Schutzdach) von Cro-Magnon im Vezèretal bei Les Eyzies in der Dordogne.

*

IV. Über das geologische Alter der Fundstelle. Von G. Steinmann. Die geologischen Verhältnisse der Fundstelle und ihrer Umgebung wurden unter Mitwirkung des cand. geol. E. Stehn untersucht. Vor Anlage des heutigen Steinbruchs „im Stingenberg“ bildete die Rabenlay an ihrem Vorsprunge, dem sogenannten Kuckstein, einen Steilabsturz, der durch den Steinbruchsbetrieb fast ganz beseitigt ist. Am Fuße dieses früheren Steilabsturzes befindet sich die Fundstelle in einer Meereshöhe von 99 m über dem Meere. Folgendes Profil wurde durch die Weganlage aufgeschlossen (von oben nach unten):

etwa 0,5 m Abraum des Steinbruchs und Humusdecke;

etwa 6 m ungestörter Gehängeschutt, aus mehr oder minder verwitterten Blöcken und Brocken von Basalt, untermischt mit Basaltton. Lößmaterial fehlt darin (und darüber) durchaus, dagegen fanden sich einige Gerölle aus Quarz, die aus der Hauptterrasse von der Höhe des Kucksteins herabgerollt oder -geschwemmt sind. An der Basis dieses Gehängeschuttlagers fanden sich die Skelette und Beigaben, sowie ein Eckzahn vom Renntier und ein Bovidenzahn, in einer rötlichen Kulturschicht auf und in 0,1 m sandigem Lehm. Darunter folgen

bis 4 m mächtiger graugelber Rheinsand. Dieser Sand gehört der Hochterrasse des Rheins an; er findet sich in gleicher geologischer Stellung an mehreren Punkten der Umgebung;

1 m anstehender Basalt, in die Tiefe fortsetzend, oberflächlich tonig zersetzt.

In der Fortsetzung der rotgefärbten Kulturschicht gegen die Basaltwand zu wurden ferner gefunden: ein rechter Unterkiefer vom Wolf, ein Zahn vom Höhlenbären und Knochen vom Reh, sowie Holzkohle, die einigen Knochen anhaftete.

Für die Altersbestimmung sind außer den paläontologischen Funden, die bestimmt auf ein diluviales Alter hinweisen, folgende Tatsachen von Wichtigkeit. Das gänzliche Fehlen von Löß auf und im Gehängeschutte beweist, daß die Kulturschicht jünger ist als der Löß. Damit ist ein Aurignacien-Alter ausgeschlossen, da diese Kultur in die Lößzeit fällt. Es kann sich also nur um eine nachlössische Kultur handeln, um Solutréen oder Magdalénien. Da Solutréen-Kulturen bis jetzt am Niederrhein noch nicht bekannt geworden, Magdalénien-Kulturen dagegen mehrfach vorhanden sind, so spricht die Wahrscheinlichkeit für Magdalénien.

Die bedeutende Mächtigkeit des Gehängeschuttes, der die Kulturschicht bedeckt, läßt sich dahin deuten, daß auf die Bildung der Kulturschicht noch ein beträchtlicher Teil der letzten Eiszeit folgte, während dessen der Gehängeschutt entstand.

In der Sitzung vom 21. Juli 1914 sprach Herr Prof. Hübner über „Kriminalpsychologisches und Anthropologisches aus der Polizeiwissenschaft“.

Der Zweck des Vortrages liegt darin, zu zeigen, daß sich die Polizeiwissenschaft ebenso wie die gerichtliche Medizin, Psychologie und Psychiatrie naturwissenschaftlicher Methoden bedient.

Vortragender bespricht die Gewinnung von Fuß- und Fingerabdrücken, das Bertillonsche System und das „Gedächtnisbild“.

Ausführlicher geht Vortragender auf die psychologischen Probleme ein.

Zunächst zeigt er an einfachen Experimenten, die er in seinen Vorlesungen ausgeführt hat, daß die Wiedergabe von früheren optischen und akustischen Eindrücken auch von Gebildeten nur ungenau erfolgt. So hat Hübner z. B. an ein Auditorium von 50 Studenten sechs Fragen über den Bonner Bahnhof (Zahl der Geleise und Bahnsteige, Ausgänge, Anordnung der Briefkästen usw.) gerichtet. Er erhielt bei einzelnen Fragen (Ausgänge) bis zu 50 Proz. falscher Angaben.

Es wurde dann die Rolle der Intelligenz und der Phantasie bei der Verarbeitung schnell ablaufender Vorgänge besprochen. Hübner hat intellektuell tief stehenden Versuchspersonen und Hysterischen einfache Handlungen mit Hilfe des Kinematographen vorgeführt und sie dann zu einer Beschreibung des Gesehenen veranlaßt. Bei den schwach Beanlagten zeigte sich, daß das Gesehene nur unvollständig wahrgenommen und durch eigene Erfindungen ergänzt wurde. Einzelne Hysterische brachten phantastische Erzählungen vor, die mit dem wirklich Vorgeführten zum Teil kaum noch in Zusammenhang standen.

Zum Schluß bespricht Hübner die Assoziationsexperimente zur Psychologie der Aussage und streift die Psychologie der Spezialisten des Verbrechertums.

In der Sitzung vom 1. Dezember 1914 sprach Herr Prof. Max Verworn mit Rücksicht auf das Interesse, das die Sinaihalbinsel durch die Ausdehnung des Krieges auf jene wenig bekannten Gegenden augenblicklich gewonnen hat, auf Grund seiner in den Jahren 1890/91 und 1894/95 ausgeführten Studienreisen über „Land und Leute der Sinaihalbinsel“.

Die eigentliche Sinaihalbinsel wird begrenzt im Westen durch den Golf von Suez, im Osten durch den Golf von Akaba und im Norden durch eine Verbindungslinie zwischen den beiden einzigen Städten, die an ihrem Rande liegen, Suêz und Akaba, eine Verbindungslinie, die zugleich die wichtige, alte Pilgerstraße der über Suêz nach Mekka ziehenden Karawanen vorstellt. Weiter nach Norden erstreckt sich die weite, südlich steil nach der Sinaihalbinsel hin abfallende Wüste Et Tîh, die im Westen vom Suêzkanal, im Osten durch die von Akaba aus nach dem Toten Meer hinaufziehende Einbruchsrinne abgegrenzt wird. Umgeben ist die Küste der Halbinsel von Korallenbänken, die namentlich im Süden zu einigen vollkommen öden Koralleninseln sich erhoben haben. Das ganze Gebiet, die „Arabia petraea“ der Alten stellt ein echtes Wüstengebiet vor und gehört zu den wasser- und vegetationsärmsten der ganzen Erde. Rotleuchtende, scharfgeschnittene Bergketten des Urgebirgsstockes ziehen unter dem türkisblauen Himmel durch die Mitte der Halbinsel nach Süden. Steile, von nackten Felsen eingeengte Wâdis führen in labyrinthartigen Windungen von den sonnendurchglühten Bergkuppen nach Westen hinab in die offene Sandwüste El Kâa, wo sie sich verbreitern und in ihren flachen Ausläufern vielfach bis ans Meer erkennbar bleiben. Nur an wenigen Orten in den Wâdis finden sich kleine Wasserstellen, die durch spärliche, im Winter fallende Regengüsse erhalten werden. An solchen Stellen, wie z. B. im Wâdi Feirân, in dem die Ruinen der alten römischen Wüstenstadt Pharan, des Schauplatzes von Ebers' „Homo sum“, gelegen sind, gedeiht überall, wo der Boden mit Wasser und Sonnenglut sich mischt, eine überaus üppige Vegetation. Weiter unten, wo das Wasser im Boden versiegt, beginnt aber haarscharf abgegrenzt wieder die öde, von sengenden Sonnenstrahlen durchglühte Wüste.

Die Bewohner der eigentlichen Sinaiwüste sind die Towâra-Beduinen, die sich in etwa 12 Stämme gliedern. Indessen diese Stämme sind klein und umfassen durchschnittlich nicht mehr als 100 bis 200 Männer. Sämtliche Towâra-Stämme sind Nomaden und leben von Viehzucht und Jagd. An der Küste hält sich aber auch immer eine Anzahl von Familien auf, die sich durch Fischfang ernähren, der, wenn auch von den Beduinen mit sehr primitiven Mitteln (z. B. kleinen Wurfnetzen, großen, an langer Leine hinter dem schnellsegelnden Boote her geschleiften Angelhaken usw.) betrieben, doch wegen des großen Fischreichtums des Roten Meeres sehr ergiebig ist. Eine der wichtigsten Einnahmequellen aber ist für die Towâra-Beduinen die Führung der Pilgerkarawanen zum und vom Sinaikloster im zentralen Hochgebirge der Halbinsel, und vor allem auch der Seeraub. Das Recht der Karawanenführung nehmen zwei Stämme für sich in Anspruch, die Allegât und die Sawalche, die sich als die Herren der Sinaihalbinsel betrachten, und nach ganz bestimmten, durch die Tradition geheiligten Gesetzen, die den Europäer höchst sonderbar anmuten, den Gewinn teilen. Der Seeraub wird im großen betrieben, sobald ein größerer Handelsdampfer auf eins der zahllosen Korallenriffe im Süden der Halbinsel aufgelaufen ist. Dann strömt es von allen Seiten in Fischerbooten herbei und unter dem Vorwand retten zu helfen, raubt man alles, was irgend beweglich ist und einigen Wert hat, und scheut auch vor Mord und Todschlag nicht zurück. Von dieser Seeräuberei finden sich die seltsamsten Spuren weit durch die Wüste hin verbreitet in den verschiedenen Zeltlagern der Towâra-Stämme. Kabinenlaternen, Weckeruhren, Regenschirme, Teller, Taschentücher usw. findet man gelegentlich in trostlosem Zustande im Besitz der Leute.

Die Verfassung der einzelnen Stämme ist eine vollkommen demokratische. Der Schêch eines jeden Stammes hat lediglich als Sprecher und Vertreter des Stammes bei Verhandlungen und im Kriege mit anderen Stämmen zu dienen, genießt aber im übrigen keinerlei Vorrechte vor den anderen Männern, ja wird sogar nicht einmal höher geachtet. Die Gesamtheit der Stämme wird vertreten durch einen von allen aus den angesehensten Leuten gewählten Schêch aller Sinaibeduinen, der nur die Gesamtinteressen der Towâra-Stämme anderen Völkern, vor allem den Ägyptern gegenüber, wahrzunehmen hat. Geschriebene Gesetze existieren nicht. Alles ist Tradition, die man aber ungeheuer konservativ festhält. So herrscht noch immer das Gesetz der Blutrache. Bei den weiten Entfernungen und den Schwierigkeiten der einzelnen Stämme, miteinander in Verhandlungen zu treten, schweben einzelne Fälle oft viele Jahre lang. Rechtliche Streitigkeiten entwickeln sich fast immer um das Recht der Karawanenführung und die Teilung des Gewinnes. Aber es geht auch kaum eine Führung ohne diesen üblichen, bis zur Leidenschaft gesteigerten Streit ab. Diebstahl kommt fast niemals vor, da so schwere Strafen darauf stehen, daß der Dieb für sein Leben ruiniert wäre.

Die Religion folgt dem Islâm ohne Fanatismus. Die durch und durch fatalistische Weltauffassung des Islâm erhält den Beduinen bedürfnislos und das ist seine wichtigste Lebensforderung, denn zunehmende Bedürfnisse würde er in der Wüste nicht erfüllen können. So charakterisiert das ganze Beduinenleben ein äußerster Konservativismus. Wie sich die äußeren Lebensbedingungen, für die Mohammed einst seine Religion in eklektischer Weise geschaffen hat, seit jenen Tagen nicht im geringsten verändert haben, so sind auch die Lebensverhältnisse und die Anschauungen der heutigen Beduinen noch genau dieselben, wie zu Mohammeds Zeit, und der Islâm bleibt die beste Religionsform für diese Stämme, solange ihre Weltabgeschlossenheit in dem Wüstenmilieu sich nicht ändert. Der Fatalismus erhält die Leute zufrieden und verhindert, daß sie je wirklich unglücklich werden.

Die Stellung der Frau ist eine eigenartige. Die Frau wird gekauft. Ist die „Fantasia“, welche das Hochzeitsfest bildet, vorüber, so hat auch die Frau de facto die Herrschaft übernommen, die sie, gestützt durch die eng zusammenhaltende Gesamtheit der Frauen des Lagers, auch rückhaltlos für die Erreichung ihrer Ziele ausübt. Der Mann erfüllt ihr, wenn auch oft erst nach langwierigen Verhandlungen, fast ausnahmslos ihre Wünsche, besonders hinsichtlich des Schmuckes und der Süßigkeiten, sonst macht sie ihm den Aufenthalt im Lager zur Hölle. Erst wenn die Zeichen des Alters ihre Reize verdrängen, kehrt sich das Verhältnis um, und die Frau wird nicht selten verstoßen.

Sehr primitiv sind die medizinischen Vorstellungen der Towâra-Beduinen. Es herrscht die unklare Auffassung, daß die gleiche Medizin gegen alle möglichen Krankheiten helfen könne, indem die Wirkung einer Medizin eben darin besteht, daß sie den kranken Menschen gesund macht. Dennoch wendet man gelegentlich für einzelne Krankheiten spezielle Mittel an, so z. B. Schießpulver und Hammeltalg als Augensalbe, Kaffeesatz als Wundpflaster, Brennen mit glühendem Eisen gegen Gliederschmerzen usw. Eine wichtige Rolle spielen die Teufelsaustreibungen mit seltsamen Zeremonien, denn viele Krankheiten werden als Besessenheit durch böse Geister aufgefaßt. Zu der Anschauung des Islâm, daß alles, was geschieht, nur durch Allahs Willen geschieht, daß alles, was Allah will, gut ist, und daß man nichts gegen den Willen Allahs tun darf, erblickt man in der Anwendung von Mitteln zur Beseitigung einer Krankheit keinen Widerspruch, denn wie ein Beduine, den der Vortragende in diesem Punkte einmal ausforschte, ihm sagte, will Allah zwar, daß den Menschen diese oder jene Krankheit befällt, aber er hat auch diesen oder jenen Menschen zu einem „Hakîm“ (Arzt) gemacht, damit dieser die Krankheit heilen kann.

Der Vortragende schloß mit der Schilderung einiger Reisen und Reiseerlebnisse in der Wüste und im Gebirge und begleitete seine Darstellung mit zahlreichen Lichtbildern selbstaufgenommener Photographien von Land und Leuten am Sinai.

In der Hauptversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Bonn am 2. Februar 1915 berichtete der Vorsitzende Herr Geheimrat Verworn über das abgelaufene Geschäftsjahr folgendes: Die Zahl der Mitglieder betrug zu Beginn des Jahres 1914 114, sie sank auf 112. In den sechs Sitzungen des verflossenen Jahres wurden acht Vorträge aus den verschiedenen Gebieten der Anthropologie gehalten. Herr Bankdirektor Steinberg erstattete sodann den Kassenbericht. Die Prüfung der Rechnungen wurde von Herrn Prof. Schöndorff vorgenommen, dem Herrn Kassenführer Entlastung erteilt. Die Wiederwahl des Vorstandes wurde gemäß einem Antrage aus der Versammlung durch Akklamation vorgenommen.

Sodann sprach Herr Prof. Dr. E. Küster über „Zauberpflanzen".

Der Vortragende leitet seine Ausführungen mit einem Hinweis auf die Schwierigkeiten ein, die einer befriedigenden Definition der Begriffe Zauber, Zauberkunst, Zauberpflanzen im Wege stehen. Die Zauberpflanzen sind diejenigen Nutz- oder Schadenpflanzen, von welchen man sich Wirkungen verspricht, die nicht eintreten können, weil ihr Eintreten den Naturgesetzen widersprechen würde — bzw. von welchen man bestimmte Wirkungen erhofft, obwohl diese im Widerspruch zu den bekannten Naturgesetzen stehen würden. Schwierigkeiten in der Definition ergeben sich schon daraus, daß die Kenntnis der Naturgesetze zu verschiedenen Zeiten verschieden war — zur Zeit des „Steins der Weisen" eine andere als in unseren Tagen — und auch heute sehr viele Erscheinungen noch nicht auf hinreichend erforschte gesetzmäßige Zusammenhänge zurückgeführt werden können. Schließlich rechnet man ja überall da, wo man eine Wirkung erwartet, die nicht eintritt, mit der Möglichkeit einer Wirkungsweise, die den Naturgesetzen widerspricht.

Die Zahl der Pflanzen, die aus verschiedenen Zeitaltern und Kulturkreisen als Zauberpflanzen uns bekannt sind, ist außerordentlich groß. Der Vortragende will versuchen, einige allgemeine Gesichtspunkte zu erläutern, nach welchen jene betrachtet werden können.

1. Wodurch kamen die als Zauberpflanzen bekannten Gewächse in den Ruf besonderer Kraft?

Zunächst durch ihre absonderlichen äußeren, formalen Eigenschaften, welchen auch eine besondere innere Kraft zu entsprechen schien: die Alraune steht wegen der menschenähnlichen Gestaltung ihrer Wurzel im Ruf der Zauberpflanze: — Dudaim des alten Testaments; „Moly" bei Homer; Ortus sanitatis (XV. Jahrh.), Goethes Faust (II). — Der Allermannsharnisch (Allium victorialis, Gladiolus palustris) wird wegen seiner panzerartig genervten Zwiebelblätter mit einem Harnisch verglichen, und hieraus wird seine Kraft abgeleitet, gegen Stich und Stoß zu schützen: — Signaturenlehre. — Viele pflanzenpathologische Erscheinungen sind dem Volk als wunderliche Anomalien bekannt und werden in Beziehung zu überirdischen Kräften gebracht: Hexenbesen, Honigtau, Gallenbildungen, Bedeguare, Misteln. — In anderen Fällen sind es der besonders auffällige Geruch (Ruta, Laurus) oder ungewöhnlich gefärbte Säfte (Chelidonium) oder andere wirkliche oder vermeintliche Abweichungen vom Alltäglichen, welche das Urteil des Volkes begründeten: die unverfängliche Weide wurde vielleicht dadurch zum Zaubergewächs, daß ihr seit den Zeiten des Aristoteles die Fähigkeit zum Blühen abgesprochen wurde. — Daß Eigentümlichkeiten der äußeren Form und ähnliches in Verbindung mit dem Jenseits, mit Mächten oder Gestalten der Heiligen Schrift gebracht werden, finden wir beim Teufelsabbiß, beim Salomonssiegel, dem Johanniskraut u. a. m. In anderen Fällen genügt die Herkunft der Pflanzen aus dem heiligen Lande.

In allen diesen Fällen liegt dem Zauberglauben eine morphologische, anatomische, pflanzengeographische Beobachtung zugrunde. Bei einer weiteren Reihe von pflanzlichen Zaubermitteln wird von der Pflanze und ihren Eigenschaften ganz abgesehen; ein in der Stube erdachtes System bringt die Pflanzen — auf Grund des Anfangsbuchstabens ihres Namens — in Beziehungen zu Planeten, zu Edelsteinen u. a., deren Wirkungen die ihnen beigesellte Pflanze übernimmt.

2. Was leisten die Zauberpflanzen? Außerordentlich groß ist die Zahl der Pflanzen, die apotropäische Wirkung haben: Krankheit, Verwundung, Diebe, Liebesgram, Hungersnot, Blitz, Ungeziefer, aber auch Zauberübel, wie Verhexung und bösen Blick hält man sich durch die Zauberpflanzen fern. Man schützt durch sie sich selbst, die Angehörigen, das Vieh, das Haus, indem man das Zaubermittel an der Tür anbringt, auf dem Leibe trägt, im Garten verscharrt, auf dem Dache pflanzt, an der Uhrkette befestigt oder in den Schlot hängt. Viele hundert Pflanzen ließen sich namhaft machen, die als Apotropaia einmal empfohlen worden sind. Eingehend erläutert wird die Wertschätzung des Sempervivum tectorum als Hausschutzgeist und Familienorakel (Capitulare Karls des Großen).

Die bekannteste Sage, die zauberische Transmutation zum Gegenstand hat, ist die des Königs Midas. Auch viele Pflanzen sind seit dem Altertum zur Transmutation eines Stoffes in einen anderen oder auch zu inneren seelischen Wandlungen benutzt worden: Alchemilla und Botrychium dienten zur Goldfabrikation. Verbena verwandelt Eisen in Stahl. Magische Assimilation ist der Vorgang, bei welchem das Zaubermittel und das von ihm beeinflußte Objekt einander ähnlich werden. Entweder der Mensch oder irgend ein Gegenstand werden dem Zaubermittel ähnlich — Chelidonium bzw. sein gelber Saft macht wertloses Material zu Gold, eine bei Plinius genannte fabelhafte feurig rote Pflanze steckt alles in Brand usw. — oder die Zauberpflanzen machen sich dem Menschen ähnlich, nehmen sein Ungemach auf sich und befreien ihn von seinen Übeln (Artemisia vulgaris).

Die lösende Kraft der Zauberpflanzen offenbart sich in der Wirkung der „Springwurzel" gegenüber Schlössern aller Art: Salomo sprengte die Felsen beim Tempelbau mit Salomonssiegel und ähnliches mehr.

Der Liebeszauber schließlich, den Bryonia, Lilium candidum, Phallus impudicus (Signaturenlehre!) u. a. ausüben, gewinnt das Herz eines Jünglings oder Mädchens denjenigen, die die Kräfte der Zauberpflanze zu gebrauchen verstanden.

3. Unter welchen Bedingungen äußern die Zauberpflanzen ihre Kraft? Vor allem müssen sie sachverständig gewonnen werden (Schweigen beim Sammeln, Kreuzweg, Johannisnacht, Vollmondschein, Planetenstellung); beim Gewinnen der Zauberpflanze ist ein Zauberwort oder Zauberspruch zu sprechen. Vor allem aber ist schließlich das Zaubermittel auf das richtige Objekt anzuwenden: das Wissen der mit ihm Behandelten ist bedeutungsvoll (Faust: Hexenküche). Den Ursprung der Zeremonien, die beim Sammeln beachtet sein wollen, sieht der Vortragende in der Geheimniskrämerei der berufsmäßigen Zauberer und Medizinmänner, andererseits in dem Bedürfnis, Mißerfolge bequem erklären und auf ungenügende Beachtung der Zeremonien zurückführen zu können. In anderen Fällen mögen wohl auch richtige Beobachtungen — über den Einfluß des Wetters auf die Heilkraft gewisser Pflanzen usw. (Rhizotomen!) — zu allerhand krausen Zeremonien ausgebaut worden sein.

Der Vortragende schließt mit einigen Worten über die Industrialisierung des Zauberwesens: Handel mit Zauberpflanzen, künstliche Herstellung besonders auffällig geformter Alraune, Zucht der Zauberpflanzen, sogenannter vierblätteriger Klee im Blumenhandel usf.

In der Sitzung am 23. November sprach Herr Prof. C. Clemen über Reste der primitiven Religion im ältesten Christentum. Der Vortragende erinnerte einleitend daran, daß die religionsgeschichtliche Betrachtung des Christentums und seiner Vorstufe, der israelitisch-jüdischen Religion, zuerst auf Analogien aufmerksam gemacht habe, die jene Religionen zu anderen zeigten, daß diese Analogien manchmal so frappant gewesen seien, daß sich die Frage aufgedrängt habe, ob hier nicht Christen- und Judentum von anderen Religionen abhängig seien, daß aber auch mit der Zurückführung auf solche manche jüdische oder christliche Anschauung oder Einrichtung deshalb noch nicht erklärt sei, weil sie — ebenso wie manches in dem sonstigen Juden- und Christentum — in Wahrheit aus der sogenannten primitiven Religion stamme. Das sei für das Judentum vielfach anerkannt, weniger dagegen naturgemäß für das Christentum; es solle also für dessen älteste Stufe, das Neue Testament, einmal an einigen Beispielen nachgewiesen werden.

So wurde zunächst gezeigt, welche Spuren die verschiedenen Gegenstände des religiösen Glaubens der Primitiven im ältesten Christentum hinterlassen haben. Die Verehrung von Fetischen, speziell Steinen, wirkt in der Offenbarung Johannis insofern nach, als nach 2, 17 dem Überwinder ein weißer Stein gegeben werden soll, wie das in Neusüdwales bei der Pubertätsweihe üblich ist, und daß nach 21, 19 die Grundfesten des himmlischen Jerusalems mit Edelsteinen geschmückt sein werden, die ursprünglich als mit besonderen Kräften ausgerüstet gelten. Ähnlich klingt hier und da noch die Verehrung der Elemente im populären Sinne des Wortes (Feuer, Wasser, Luft und Erde) an, sowie diejenige des Himmels und der Himmelskörper, der Pflanzen und Tiere. Auch der Herrscherkult, der manche Aussagen über Christus beeinflußt hat, geht auf primitive Anschauungen zurück, noch mehr die übermenschliche Schätzung der Toten, die in der Notiz, der gerasenische Besessene habe sich in den Gräbern aufgehalten, nachwirkt, sowie der sonstige Geisterglaube, der an zahlreichen Stellen des Neuen Testaments vertreten wird.

Von dem religiösen Verhalten der Primitiven klingt zunächst die Magie noch in manchen altchristlichen Ausdrücken und Vorstellungen nach, z. B. in der Redewendung: mit dem heiligen Geist oder in Christus taufen, d. h. untertauchen, in seinem Namen Wunder tun usw. Der Kult wirkt in seiner spezifisch primitiven Gestalt nicht nach; wohl aber geht es in letzter Linie auf solche Anschauungen zurück, wenn manchmal neben dem Gebet das Fasten genannt wird. Und ebenso stammt endlich der Glaube wenigstens an gewisse Vorzeichen, die die Gottheit den Menschen gibt, damit sie sich danach richten, schon aus jener Zeit.

Sind es vielfach nur Ausdrücke oder Nebensachen, die sich so erklären, so hat doch auch diese Erkenntnis, sofern jene uns nicht mehr verständlich oder annehmbar sind, etwas Befreiendes. Namentlich aber müssen alle einer überwundenen Vorstellungsschicht angehörigen Anschauungen aufgegeben werden, wenn man durch Verkündigung des Christentums andere Völker auf eine höhere Stufe heben will. Und am wenigsten darf man Primitiven dasjenige predigen, was in Wahrheit nur ein Rest der primitiven Religion im Christentum ist.

Literaturbesprechungen.

C. B. Klunzinger: Erinnerungen aus meinem Leben als Arzt und Naturforscher zu Koseir am Roten Meer. 8°. 89 S. mit 15 Abb. Würzburg, C. Kabitzsch, 1915.

Gerade recht kommen jetzt, wo das Rote Meer wegen des Kampfes der Türkei mit den Engländern erhöhtes Interesse beansprucht, die Erinnerungen C. B. Klunzingers an seinen jahrelangen Aufenthalt am Roten Meer.

Wir werden bekannt gemacht mit den Schwierigkeiten, mit denen der deutsche Arzt und Naturforscher dort zu kämpfen hatte, wie er es aber trotzdem verstanden hat, sich bei der Bevölkerung beliebt zu machen.

Reiche Ausbeute an zoologischem und botanischem Material erhielten vor allem deutsche Museen. Rassenanatomisches und rassenpathologisches Material zu sammeln, war ihm wegen der religiösen Anschauungen des Volkes nicht möglich, dagegen hat er mit offenen Augen die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen beobachtet und, abgesehen von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften (Ausland, Globus), eingehend in seinem Werke „Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Roten Meere“ (Stuttgart 1877) beschrieben.

F. Birkner.

Außerordentliche Allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hamburg, am 18. Oktober 1915.

Geschäftliche Verhandlungen:

Nach der Satzung muß alljährlich eine Vorstandswahl stattfinden. Da im Jahre 1914 und auch im laufenden Jahre allgemeine Versammlungen mit wissenschaftlichen Verhandlungen nicht stattfanden, beschließt die Versammlung den im Jahre 1913 in Nürnberg gewählten Vorstand wiederzuwählen. Demnach besteht der Vorstand für 1916 aus folgenden Herren:

Ehrenvorsitzender: Geh. Hofrat Prof. Dr. J. Ranke-München,
1. Vorsitzender: Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart,
1. Stellvertretender Vorsitzender: Prof. Dr. R. Beltz-Schwerin,
2. Stellvertretender Vorsitzender: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. H. Virchow-Berlin,
Generalsekretär: Prof. Dr. G. Thilenius-Hamburg,
Stellvertretender Generalsekretär: Prof. Dr. E. Fischer-Freiburg i. Br.
Schatzmeister: Prof. Dr. K. Hagen-Hamburg.

Der Generalsekretär
Thilenius.

Zum Gedächtnis.

Im Jahre 1915 hatte die Gesellschaft den Verlust zweier hervorragender Mitglieder zu beklagen. Am 27. Februar 1915 starb im Alter von 52 Jahren

Professor Dr. Eberhard Fraas,

Konservator an der geologischen Abteilung des Kgl. Naturalienkabinetts in Stuttgart. Er war ein eifriger Teilnehmer der allgemeinen Versammlungen, die stets gerne seinem nüchternen, vornehmen Urteil in allen Grenzfragen der Geologie und Prähistorie folgten.

Am 30. Juni 1915 starb im Alter von 66 Jahren

Hofrat Dr. med. Alfred Schliz,

Vorstand des Historischen Vereins in Heilbronn.

Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft verliert in ihm einen verdienten Vorsitzenden, die Wissenschaft einen gedankenreichen Forscher auf dem Gebiete der Schädellehre und einen treuen Pfleger der Vorgeschichte seiner schwäbischen Heimat.

Das Andenken der beiden zu früh von uns geschiedenen württembergischen Forscher wird in unserer Gesellschaft nie verlöschen.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 31. Dezember 1915.

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius
Generalsekretär der Gesellschaft
Hamburg

XLVII. Jahrgang 1916



Braunschweig
Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn
1916



Inhalt des XLVII. Jahrganges 1916.

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVII. Jahrg. Nr. 1/3. Jährlich 12 Nummern. Jan./März 1916.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Hermann Klaatsch †.

Der Beginn des neuen Jahres hat der anthropologischen Wissenschaft einen schweren Verlust gebracht und unsere Gesellschaft eines ihrer eifrigsten Mitglieder beraubt: Am 5. Januar verstarb plötzlich zu Eisenach der außerordentliche Professor der Anatomie, Anthropologie und Ethnologie an der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Dr. med. et phil. Hermann Klaatsch, im 53. Lebensjahre.

Klaatsch entstammt einer alten Berliner Arztfamilie, und schon den Schüler beherrschten ausgesprochen naturwissenschaftliche Neigungen; als sechsjähriger Junge wird er unter den Donatoren des damals neu errichteten Berliner Aquariums genannt, dem er einige im Harz gesammelte Molche schenkte, und in den siebziger Jahren gründet er einen naturwissenschaftlichen Schülerverein, in dem er klar und anschaulich über astronomische, biologische, zoologische Dinge sprach. Seine Studienzeit begann er in Heidelberg, wo ihn von Anfang an der Anatom Gegenbaur fesselte; später siedelte er nach Berlin über und wurde 1883 noch als Student Assistent am Anatomischen Institut unter Waldeyer. 1888 kehrte er als Assistent Gegenbaurs nach Heidelberg zurück. Er habilitierte sich 1890 für Anatomie und wurde 1895 außerordentlicher Professor für Anatomie in Heidelberg. Von hier aus unternahm er 1904 seine Forschungsreise zur Untersuchung der Eingeborenen Australiens, die ihn auch nach Tasmanien und Java führte. Bei der Rückkehr im Jahre 1907 erhielt er den Ruf an die Breslauer Universität, an der er auch Kustos der anatomischen Sammlung und Direktor des anthropologischen Instituts wurde.

Wer die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten überblickt, die Klaatsch veröffentlichte, wird leicht zwei Perioden erkennen. In der ersten behandelt er vergleichend-anatomische Themata, vor allem Fragen nach der morphologischen Bedeutung der Haut und ihrer Organe, auch des Skeletts. Gleich vielen anderen Anatomen der achtziger und neunziger Jahre gehört er zu Gegenbaurs Schule, und von der vergleichenden Anatomie her tat Klaatsch den Schritt zur Anthropologie, der seine Arbeit von 1899 ab galt. Auf der Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lindau erscheint er zum erstenmal als Vortragender, sein Thema ist: „Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form." Es war die Zeit, da der Pithecanthropus erectus Dubois die Frage nach dem „missing link" neuerdings in den Brennpunkt rückte, und in diese Erörterung warf Klaatsch den Satz: „Der Mensch ist eine primitive Primatenform, die Primaten sind eine primitive Mammalierform", einen Satz, den er gleich darauf im Globus noch erläutert: „Nicht zwischen Anthropoiden und dem Menschen, nicht zwischen irgend einem jetzt lebenden Affen und dem Menschen ist das Bindeglied zu suchen, sondern vom niedersten Primatenzustande aus . . . ist die Brücke zu schlagen." Die Untersuchung des Gebisses, der Greifhand und des Greiffußes hatten den vergleichenden Anatomen zu diesem Ergebnis geführt, der die ihm längst vertraute morphologische Betrachtungsweise nun auf den Menschen anwandte. Der Vortrag, den die große rednerische Begabung und die ehrliche Überzeugung Klaatschs besonders wirksam machten, hatte einen unerwarteten und für den Vortragenden selbst überraschenden Erfolg: hier stießen neue Gedankengänge hart auf alte, eine Vermittelung war zunächst ausgeschlossen.

Auch im folgenden Jahre in Halle tritt Klaatsch als Kämpfer vor, wenn er aus der morphologischen Untersuchung des M. biceps femoris und anderen Überlegungen folgert, hierdurch werde „die völlige Zusammengehörigkeit des Menschen mit den Primaten und den anderen Säugetieren so zur Evidenz erwiesen, daß man nicht begreift, wie noch in unseren Tagen der Versuch gemacht werden kann, den Menschen loszulösen von der übrigen Schöpfung". Ein Jahr darauf stellt er in Metz seine Anschauungen über „die Ausprägung der spezifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe" dar und verficht sehr entschieden die Sonderstellung der Neandertalrasse, nachdem er selbst die Gliedmaßenskelette von Neandertal und Spy, Schwalbe die Schädel untersucht hatte. Es bleibt Klaatschs Verdienst, die vergleichend-anatomische Betrachtung des Menschen wieder betont zu haben, ihm und Schwalbe ist es zu danken, wenn heute die Neandertalrasse als gesicherter Besitz der Wissenschaft angesehen werden kann. Die neue Errungenschaft ist indessen für Klaatsch zunächst wichtig unter dem Gesichtspunkt der Stammesgeschichte. In Merkel-Bonnets Ergebnissen usw. 1899 behandelt er „die fossilen Knochenreste des Menschen und ihre Bedeutung für das Abstammungsproblem" und findet, daß die fossilen Menschenreste keine Annäherung an die Affen in dem Häckelschen Sinne verraten; das hohe Alter des Menschengeschlechts erscheint in immer deutlicherer Weise und das Problem des Tertiärmenschen kann für den Deszendenztheoretiker nur so lauten: „Waren die im Miozän selbstverständlich vorhandenen direkten Vorfahren des Menschen bereits so entwickelt, daß man sie als Menschen bezeichnen muß?" Seine Hypothese knüpft den Menschen an die paläozoischen Chirotherien, und der Neandertaler ist ihm ein „Durchgangsstadium zum rezenten Menschen". Als Klaatsch vier Jahre darauf in der gleichen Zeitschrift über „die Fortschritte der Lehre von den fossilen

Knochenresten des Menschen in den Jahren 1900 bis 1905" berichtet, hat er mit Gorjanović-Kramberger die Funde von Krapina untersucht und auf Studienreisen durch Deutschland, Belgien, Frankreich, England die Reste der paläolithischen Menschen gesehen, so daß er seine Darstellung der Literatur mit eigenen Beobachtungen ergänzen kann. Als Ziel der Forschung sieht er die Beantwortung der drei Fragen: „In welcher Zeit des Tertiärs die Ausprägung der spezifisch menschlichen Merkmale an dem gemeinsamen Primatenahnen des Menschen und der Menschenaffen stattgefunden habe, an welcher Gegend der Erdoberfläche diese Menschwerdung erfolgt sei und welche Faktoren hierbei wesentlich eingewirkt haben?" Schoetensacks Hypothese, der Ort der Umwandlung sei Australien gewesen, führt dann Klaatsch zur Untersuchung der Australier und damit seiner ganzen Arbeitsweise entsprechend nach Australien selbst. Er will anthropologisches Material sammeln für die spätere Untersuchung im Laboratorium, aber auch den lebenden Australier studieren. Noch ein anderer als der rein anthropologische oder deszendenztheoretische Gedanke zwang Klaatsch zu seiner Reise. Die morphologische Untersuchung der fossilen Menschenreste führte ihn naturgemäß auf die chronologischen Fragen. Neolithikum und Paläolithikum waren scharf zu trennen, auch das Paläolithikum selbst mußte gegliedert werden. Wenn Klaatsch zunächst Mortillets Schema annahm, so ging er doch sehr bald eigene Wege, nachdem er die Mängel des Systems erkannt hatte, und wollte die Fauna zur Gliederung benutzen. Weiter aber galt seine Arbeit den Eolithen und er ging in Frankreich, Belgien, England den „Tertiär-Silexen" nach, um auch an ihnen seine Anschauungen über den Tertiärmenschen zu prüfen. Einen Maßstab für die Richtigkeit der an europäischen paläolithischen Stücken aufgefundenen technologischen Merkmale erwartete Klaatsch von der Sammlung australischer Steingeräte und von der Beobachtung ihrer Herstellung. Seine Reiseberichte legen Zeugnis ab von dem Fleiß, mit dem er arbeitete, zugleich auch von der Vielseitigkeit des Forschers, der sich neben seinen ursprünglichen Aufgaben auch noch der Volkskunde zu widmen vermochte.

Bald nach seiner Rückkehr konnte Klaatsch an einer Reihe der wichtigsten Entdeckungen auf seinem eigensten Gebiete teilnehmen. Schoetensack hatte den Unterkiefer von Mauer gefunden, in dessen anthropologischer Beurteilung er sich vollständig an Klaatsch anschloß. Im August 1908 barg Klaatsch zusammen mit Hauser den Homo Mousteriensis Hauseri, wie er ihn nannte, einen vollständigen Skelettfund der Neandertalrasse, bei dem auch unzweifelhafte Beweise für eine rituelle Bestattung aufgedeckt wurden; 1909 folgte das Skelett von Combe-Capelle, der Homo Aurignacensis Hauseri, der gleichfalls diluvial, aber von der Neandertalrasse verschieden ist und dem jetzigen Europäer nahe steht. Beide Funde gehören heute zu den Schätzen des Museums für Völkerkunde in Berlin. An den Gegensatz der beiden diluvialen Skelette knüpfte Klaatsch weit ausgreifende Betrachtungen. Er hatte einst den Lissauerschen Diagraphen verbessert und zu der üblichen Sagittalkurve noch Horizontal- und Transversalkurven am Schädel eingeführt, außerdem aber das Instrument auch für die Untersuchung der Extremitätenknochen verwendet und hier eine eigene Methode ausgebildet. Sie kam ihm jetzt besonders zustatten. Er findet bei dem Aurignacskelett Merkmale des Orang, bei dem Neandertaler dagegen solche des Gorilla, bei beiden daneben europäische und australische. Es ist bezeichnend für Klaatsch, daß er in seinen Beobachtungen vor allem eine „Klärung über die Art des Zusammenhangs zwischen fossilen Menschenrassen

und Menschenaffen" findet: er nimmt jetzt zwei große Ströme der Vormenschheit an, einen östlichen und einen westlichen, deren jeder sich in Menschenrassen und Menschenaffen gegliedert hat. Unbeirrt durch den Widerspruch, den seine Ausführungen fanden, prüft er dann den neuen Gedanken an Gehirnen verschiedener Menschenrassen und Menschenaffen. Eine ausführliche Darstellung seiner Gedanken und eine Zusammenfassung seiner Arbeiten versprach das groß angelegte Reisewerk, das er unter der Feder hatte, als der Tod ihn abrief.

Klaatsch bezeichnete sich selbst immer als Anatomen, nur daß er bei seinen vergleichenden Arbeiten nicht die niederen Wirbeltiere, sondern die durch ihre Gehirnentwickelung zu den höchsten gewordenen untersuchte. Mochte er die endgültige Anerkennung der Neandertalerrasse erreichen, neue Funde bergen, neue Methoden schaffen, oder Fragen der Diluvialgeologie behandeln, den Paläolithen nachgehen und ethnograpische Beobachtungen machen, so kehrt er doch immer wieder zu dem Problem der Abstammung zurück, von dem er ausging und das er, wie seine Verwertung des Kampfes ums Dasein und der Zuchtwahl zeigt, im wesentlichen darwinistisch ansah. Vieles was Klaatsch erarbeitete, wird dauern, über anderes ist heute noch kein Urteil möglich. Alle Hypothesen und Theorien haben ihre Zeit; für diejenigen, die Klaatsch aufstellte, wird aber der Satz gelten, den er selbst über die Australierhypothese Schoetensacks schrieb: sie gehören zu denjenigen, „welche die Wissenschaft nicht schädigen, sondern fermentartig belebend auf den Gang des Meinungsaustausches und auf die Herbeischaffung neuen Materials einwirken". Klaatsch besaß eine Eigenschaft, die unter Gelehrten nicht allzu häufig ist, Phantasie. Sie ließ ihn gelegentlich Lücken unterschätzen und durch Hypothesen überbrücken, die noch zu prüfen waren, aber dieselbe Phantasie befähigte ihn auch zur zusammenfassenden Darstellung und zu einer Fülle von Anregungen. Er gab sie den Lesern seiner flüssig geschriebenen Veröffentlichungen und den Hörern seiner Vorträge, nicht zum wenigsten auch seinen Schülern, die in ihm den glänzenden Lehrer und mit seinen Freunden zugleich den guten Kameraden und warmherzigen fröhlichen Menschen verehrten. Der Anthropologie werden die fleißigen Arbeiter nie fehlen; mögen ihr auch in Zukunft gedankenreiche Forscher beschieden sein, so wie Klaatsch einer war und in der Erinnerung seiner Fachgenossen fortleben wird. Th.

Wer waren die minoischen Kreter?

Von Dr. Emil Fischer (Bukarest).

Es ist noch nicht so lange her, daß die ernste Wissenschaft die meisten Berichte über die Pelasger[1]) in das Reich der Mythe verwies. Noch Niebuhr (Römische Geschichte, 1833) mußte gegen diese Voreingenommenheit ankämpfen: „Nicht aus Hypothese, sondern mit voller historischer Überzeugung, sage ich, daß eine Zeit war, wo die Pelasger, vielleicht damals das ausgedehnteste aller Völker in Europa, vom Padus und Arnus bis gegen Bosporus wohnten —, daß die nördlichen Inseln im Ägäischen Meer die Kette zwischen den Tyrrhenern Asiens und dem pelasgischen Argos erhielten."

Welche Wandelung der Anschauungen über die griechische Vor- und Frühzeit selbst in der kurzen Zeit der letzten zwei Jahrzehnte Platz gegriffen hat, zeigt uns aufs deutlichste K. J. Belochs „Griechische Geschichte", 1912. Zweite Auflage. S. 21 bis 26, 68 bis 72, 74, 75, 77, 96 bis 125.

Nach den alten griechischen Autoren (Homer, Äschylos, Dionysios von Halicarnass, Diodorus Siculus) waren die Pelasger die Begründer der europäischen Kultur. Sie haben die Menschen gelehrt, sich Hütten (*καλύβας*) zu bauen, Ackerbau zu treiben, Gesetz und Rechte zu achten („*δίκαιοί Πελασγοί*") und die Götter zu ehren („*ἱεροί Πελασγοί*"). Homer nennt sie die „guten", ja geradezu „*δῖοι τε Πελασγοί*". Auch Diodorus Siculus schreibt ihnen die Begründung der Kultur in Kreta zu. Die Schaffung des ältesten griechischen Heiligtums in Dodona war auch ihr Werk (*Ζεύς Πελασγικός*). Herodot sagt: *τὸ Ἀττικὸν ἔθνος ἐὸν Πελασγικόν.* Noch Thukydides berichtet, daß viele athenische Familien sich pelasgischer Abkunft rühmten.

Aber nicht nur war ehemals auch Illyrien und Thrakien (mit Einschluß des alten Dakerreiches) von ihnen bewohnt, auch Kleinasien war von ihnen besiedelt[2]). Nach Mela waren die Karer, nach Stephanos Byz. die Leleger[3]) Pelasger. Von dort aus sollen beide, unter dem Namen der Tursener (Etrusker), nach Italien ausgewandert seien (I, 94). Die Trojer und Phrygier waren Thraker (Bryger), also ehemalige Pelasger. Aber noch weiter, bis nach Paphlagonien, nach Kappadokien, bis nach Arabien, ja sogar bis an den Indus sollen pelasgische Kolonisten gelangt seien; ganz natürlich, daß sie nach Unterägypten, an den Nordrand Afrikas, nach Gallien und Iberien verschlagen wurden.

Diodor berichtet auf das bestimmteste, daß die Kreter die Erfinder der Schrift seien. Ihr Alphabet sei später zu den Phönikern gelangt und erst von diesen (umgeändert) an die Griechen weitergegeben worden.

Daß ein Volk, das in so weiten Wohnsitzen — in drei Erdteilen — siedelte, kein einheitliches war und nicht einheitlich bleiben konnte, ist sicher. Kleinere Kolonien sind in der ganz barbarischen Urbevölkerung, unter der sie ansässig waren, wahrscheinlich bald untergegangen, größere aber sind im Laufe der Zeit doch auch merklich verändert worden.

Jedenfalls sind die Pelasger im Neolithikum in Europa erschienen.

Wir müssen sie aus mancherlei Gründen, darunter auch sprachlichen, für Arier halten, etwa für die ersten Stämme, die sich von den „Indogermanen" abspalteten und nach Süden und Südwesten auswanderten.

Überaus wertvoll zur Zeitbestimmung sind die prähistorischen Knochenfunde aus Kreta, die von Dr. Hazzidakis (Direktor des Archäol. Museums in Kandia) an C. Keller übergeben und von diesem in der „Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich" besprochen worden sind. Diese Knochenreste stammen aus dem Neolithikum und gehören der alt-, mittel- und spätminoischen Zeit an[1]) und dem Beginn der Eisenkultur (1200 bis 1000 v. Chr.).

---

[1]) *Πέλαγος* = Meer, See; Nebenform: *Πελασγοί* (näheres bei Beloch, S. 70, Note 2). Pelagonen (Niederländer) = Pelasger. *Πελαγονία*, Landschaft Makedoniens. Strb.

[2]) „Nam tota fere ora (Asiae minoris) ad occasum vergens quondam Pelasgis impleta fuisse ..."

[3]) Herodot, der doch aus Karien stammte, sagt, daß die Karer und Leleger dieselbe Sprache redeten.

[1]) Die altminoische Schicht hat eine Mächtigkeit von 6 m, die anderen von 5,5 m. Die neolithische Zeit mag etwa in der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends begonnen haben, hierauf folgte um 3000 bis 2500 die Stein—Bronzezeit, endlich die Bronzekultur, die augenscheinlich von Kypros ausging. Daran schloß sich die Eisenkultur, deren Beginn etwa in die Zeit des trojanischen Krieges gesetzt werden kann. Evans unterscheidet drei Perioden: Early-, Middle- (sogenannte Kamareszeit) und Late-Minoan (mykenische), die er dann wieder in je

Das bevorzugte Haustier der jüngeren Steinzeit war das Rind. Daneben kommt ein Hausschwein vor (das der Sus indicus-Rasse angehört) und eine Hausziege, die aber nicht von der einheimischen Wildziege abstammt. Spärlich tritt auch das mit dem Torfschaf verwandte Hausschaf auf.

In der mittelminoischen Zeit erscheint ein neuer großer Rinderschlag, wie er in dem Palast des Minos, dann in Mykenä, ferner auf dem Becken von Amyklä mehrfach abgebildet ist.

In der spätminoischen Periode (Blüte der kretischen Bronzekultur) tritt das Pferd auf, das nur von außen (und zwar aus Kleinasien) eingeführt sein konnte. (Auf einem kretischen Täfelchen ist ein Streitwagen und daneben ein Pferdekopf abgebildet.) Jetzt erscheint auch, zum erstenmal, ein großer (Wind-)Hund.

Mit der Eisenzeit beginnt der Niedergang der alten höheren Kultur. Jetzt tritt auch der Esel auf, die Haustaube und die Honigbiene.

Durch den Einbruch der Dorier in Kreta (Bauernkultur), ist die alte pelasgische Bevölkerung nach dem Osten und Westen der Insel abgedrängt worden¹) und hat sich dort, unter dem Namen der Eteokreter²), noch jahrhundertelang erhalten. Von ihr sind einige Inschriften vorhanden, die zwar in griechischen Buchstaben, aber in einer uns (bis jetzt noch) unverständlichen Sprache abgefaßt sind.

Die bekannten kretischen Täfelchen (aus dem Palaste von Knossos) sind teils in einer Linear-, teils in einer Art von Bilderschrift gehalten³). Der Schild von Phästos scheint vielleicht von außen importiert zu sein. Die einzelnen Bilder (Tiere, Menschen, Pflanzen, Werkzeuge, Schiffe u. dgl.) sind mit Stempeln in den weichen Ton eingedrückt und der Ton

drei Teile zerlegt. Er rückt mit ihrem Beginn bis zum Jahre 12000 bis 10000 hinauf, was jedenfalls zu weit gegangen ist.

¹) Kreta war ehedem gerühmt worden wegen seiner 100 Städte.

²) Ἔτεος = wahr, wirklich, echt. Die Schädel aus den vorgriechischen Gräbern auf Kreta sind, wie die griechischen, dolichokephal; Gesichtswinkel 75,7, mittlere Kapazität 1388,7 ccm. Das Haar der Eteokreter ist auf den Wandgemälden dunkel, während die Griechen (anfänglich) wie die Thraker vorwaltend blond waren. Die „Philister" auf dem Diskus von Phätos haben gerade Nasen.

³) In solcher Bilderschrift erscheinen namentlich die zahlreichen Siegel und die Aufschriftmarken. Die letzteren sind gelocht und wurden offenbar Krügen, Säcken oder sonstigen Gegenständen umgebunden, um den Besitzer festzustellen.

nachher gebrannt worden. Man hält die helmbuschgeschmückten Krieger einstweilen für Philister. Ob die beiden Frauengestalten mit den bauschigen Röcken und den großen, nackten Brüsten mit Recht für die Göttin Kybele (Rhea) gehalten werden, möchte ich bezweifeln. Dergleichen Frauen (mit so großen, nackten Brüsten) begegnen uns auch auf einem Goldring aus Mykenä und auf Glasflüssen von Amyklä. Die Tierköpfe des Schildes erinnern ganz und gar an chetitische Hieroglyphen.

Die kretische Linearschrift scheint (der Kürze der Worte wegen) eine Silbenschrift gewesen zu sein, vielleicht auf dem Übergang zur Lautschrift. Der Beginn des Satzes ist durch ein liegendes Kreuz (×) bezeichnet, sehr selten durch ein stehendes (+). Durch diese Bezeichnung ist es kenntlich gemacht, daß die Lesung der Zeilen manchesmal in einer verschlungenen Linie, andere Male geradezu boustrophedisch ausgeführt werden muß. Die Zahlzeichen sind bekannt, das System war dekadisch, also auch nicht orientalisch, nicht assyrisch-sexagesimal. Eins wurde mit einem geraden oder gekrümmten stehenden Strich [|)], Zehn mit einem liegenden (—) bezeichnet. Hundert hatte das Zeichen ●, Tausend eine rhombische Figur ◊. Vielleicht bedeutet das Zeichen V ein Viertel.

Die „kretischen Täfelchen" sind bisher noch nicht gelesen. Man darf aber annehmen, daß sie in einem pelasgischen Idiom abgefaßt sind. Leider sind uns vom „Pelasgischen" nur sehr, sehr bescheidene Sprachreste erhalten geblieben¹). Diese wären etwa²):

ababa (thrak.), Mutter. Capit. Maximini duo.

Ἄbbă (pannon.), Vater. Anonym. Belae. 32.

aesar (etrusk.), Gott. Suet. Oct. 97 (nach Hesych. *αἰςοί*).

ἄλα (pelasg. in Karien), Pferd. Steph. Byz. (Alanen).

Ἄλβακος, Berg in Karien.

Ἀμνισός, Fluß und Hafen in Kreta. Odyss.

ἀναξυρίδες, weite und lange Hosen der Skythen³) (Herod.). Braccae der Goten (Ovid.).

¹) Vgl. dazu das „pelasgische" Glossar, das in N. Densușianus „Dacia preistorica" enthalten ist. Bukarest, 1913, S. 1070 bis 1110.

²) Die zahlreichen dakischen Pflanzennamen, ferner die topographischen Benennungen (Berge, Flüsse, Ortschaften) aus dem Thrakergebiet sind hier nicht aufgenommen, auch die Eigennamen nicht, alles zusammen einige Hundert. Ein großer Teil davon findet sich bei mir in der „Herkunft der Rumänen" und in der Kulturhist. Paläontol. d. rumän. Sprache.

³) Die Skythen werden von Steph. Byr. *ἔθνος Θρᾴκιον* genannt.

Aplu (etrusk.), Apollo. Die dakische Stadt Aplum = Apulum.

ἄργιλλος (thrak.), Maus. Herakl. Fr. 42.

ἀργίς und *ἄργος* (pelasg.), Acker. Hom. Il. II, 681.

ἄριμα (skith.), eins. Herod.

Ἄρζος, Stadt und Fluß in Thrakien. Ptol.

ἄσχυ (skyth), eine Art Brot. Herod.

βαλήν (phryg.), König. Hesych. (*Dece-bal.*).

βέδυ (phryg.), Wasser. Didym. Clem. Alex. Strom. V.

βέδυ (makedon.), Luft. Neantes Cyz. Fr. 27.

βέκκος (phryg.), Brot. Herod. II, 2.

Βάκχος (thrak.), Dionysos.

βάνδα (pelasg. in Karien), siegen. Steph. Byz.

banus (alan.), König. Z. B. *Sangi banus.* Dasselbe ist in *Boiorix* enthalten.

βάττος (libysch), König. Herodot.

Bato, *Balto* (thrak. und pannon.), Namen.

Δία (pelasg.), Tag (in Kreta). Macr. Sat. I, 15.

δάβα, *δάνα*, *δέβα* (dakisch) = Dorf. *Déva* in Siebenbürgen, vgl. die vielen dakischen Ortschaften auf *-dava*. Die Daker selbst hießen auch Dai und Davi (Strob. Plaut.) Terent Horat.

Ἐξαμπαῖος (skyth.) = *Ἱραὶ ὁδοὶ* (Herod.) = *saerae viae.*

γαγύλη (in Bithyn., Thrak., Lydien), Goldamsel.

gurgula (in Pannon.), Goldamsel.

γέλας (bei den kleinasiat. Karern), König. Steph. Byz.

Hister (getisch), die Donau. Jorn. Get. 12.

Καμάρα, Stadt auf Kreta. Steph. Byz. (Kamaresvasen).

Κάνναβις (skyth., thrak.), Hanf. Herod.

Lar pl. *Lares* (etrusk.), Herr. (Liv. 2, 9).

Μᾶ, *Μᾶ Γᾶ* (lyd.) = Rhea, Mater Terra. Steph. Byz.

οἰόρ (skyth.), Mann ⎫ *οἰόρπατα* (Herod.), die
πατά (skyth), töten ⎭ männertötenden Amazonen.

Παπαῖος (skyth.), der oberste Gott (Herod.).

Πάρα, *πάρον*, *πόρο* (thrak.), Bach, Fluß (Suida).

Πέλτον (thrak.) Schild (Suida).

Πικέριον (phryg.), Butter. Arist. Hypomn. 6.

Πλακόεντα (pannon.), eine Art Pfannkuchen (Suida).

Πῦρ (phryg.), Feuer (Ed. Didot 1, 302).

ra (? *raiu*) (pelasg.), König.

rix (pelasg.). König.

σαγάρις (skyth.) Kriegsbeil (Herod., Strab.).

sagum (dak., skyth.), Wollmantel. Pollio, XXX.

Σκύθαι bedeutet (nach Liv. 28, 2) Schildträger; auch die Perser benannten sie (nach Herod.) *Σάκοι* (griech. = Schild).

strava (dakisch), Leichenmahl (Jorn. c. 49).

taba (lyd.), Felsen. Steph. Byz.

Τάπαι, Ort im südwestlichen Dakien (Dio Cass.).

Tabae, ein Paß in Dakien (Jorn.).

Temarunda (skyth.) = Meotische See. Plin. 6, 7. Meotin (Skythae) *Temarinda* (vocant).

θεοὺς (pelasg.), die Götter, Herod.; get. *δίο(ς)*, *ζίο(ς)*, *ζάλ*; dor. *δέος*; lakon. *σιός*.

Ζεύς (pelasg.), der oberste Gott; eolisch *Δεύς*. *Σδεύς*.

ζομβρος (thrak.), wilder Ochse, Hesych.; lat. *urus*.

Das wären etwa die Vokabeln (aus N. Densusianus Glossar), die man aus den alten Autoren als „pelasgisch" nachweisen kann.

N. Densusianu hat daneben aber auch Vokabeln aufgenommen, die (aus Jakobitz und Seiler) sich als griechisch erweisen. Im Buchstaben *A* allein sind es 57; doch sind ihrer 48 dem klassischen Griechisch fremd[1]).

Es ist ganz sicher, daß in die griechische Sprache vom Norden her (von Thrakien und vom Pontus) allmählich viel Sprachgut eingewandert ist, das durch seine indogermanische Verwandtschaft der Einverleibung keine Schwierigkeit bot. Auch die griechische Theogonie stammt zum größten Teil vom Norden. Man denke nur an den Dionysos- und Herakleskult, ferner an Hermes. Orpheus, die Mänaden und Korybanten stammen von Thrakien. Die Herakliden, die Dorier haben nördliche Sprach- und Kulturbereicherungen mitgebracht, nicht zum wenigsten die Makedonier Alexanders des Großen.

Diese Andeutungen können genügen.

1) *Aapas*,	*Albion*,	*Aplu*,
Aaru, *Anru*,	*Albocola*,	*Apo*,
ababa,	*Albula*,	*Apulum*,
Ababus,	*Album*,	*araesa*,
Ἀββᾶ,	*Albus*,	*arborria*,
Abbae,	*alpus*,	*Ἀργέταρες*
Ἄβουλα,	*Altanus*	*Arius*,
Aker,	*Ἀλτυναί*,	*Ἄρσα*,
ach, *acha*,	*alutatium*,	*Ἄρσενα*
aesar,	*alutia*,	*Ἄρζος*,
Aeter nitatem,	*Alutum*,	*Ἀσαράκαλ*,
αἰετὸς,	*anti*, *ankh*,	*Ἀσαράθ*,
ἄλα,	*Anxurus*,	*ἄσχυ*,
Alba,	*Ἄπα*,	*Ἀσίλβα*
Ἄλβακος,	*Apammari*,	*ἄττα*,
albeum,	*Aphas*,	*Austravia.*

Zur Aushilfe ist es vielleicht erlaubt, auch das Altillyrische heranzuziehen [1]). Die Illyrier (Albanesen) haben sich in ihrem Kern ziemlich unbeeinflußt von anderen Völkern erhalten: in Sprache, in Sitten und Gewohnheiten und auch rassenhaft [2]). Es sind uns sehr viele alte illyrische Personen-, Völker-, Orts- und Ländernamen erhalten. Auch ein illyrisches Glossar läßt sich noch herstellen, das namentlich Haustier- und Pflanzennamen enthält. Vielleicht kann man damit etwas anfangen, zumal da ein ansehnlicher Teil der Täfelchen kurze Aufzeichnungen über Abgaben (Steuerleistungen, Lieferungen) u. dgl. zu enthalten scheint.

In meinen „Sprachlichen und dinglichen Parallelen im alten Thrakergebiet" [Anthropos 1913, Bd. VIII [3])] habe ich gezeigt, daß sich in diesem großen Ländergebiet (in Sprache, in Sitten und Gewohnheiten) doch noch manches Gemeinsame nachweisen läßt.

Da einstweilen mit der Lesung der Täfelchen nicht weiter vorwärts zu kommen ist — übrigens stehen ja die von A. Evans versprochenen zwei Bände der „Scripta Minoa" noch aus —, so habe ich die eteokretischen Inschriften einer Prüfung unterzogen. Dr. Hazzidakis hatte die große Liebenswürdigkeit für mich drei Inschriften abzuklatschen und die eine obendrein auch zu photographieren. Alle drei sind, wie Dr. Hazzidakis mitteilt, schon anderweitig publiziert worden, sind mir aber hier unerreichbar geblieben. Sie stammen aus den Ruinen der alten eteokretischen Stadt *Πραισός*. Nr. 1 (auch photographiert) ist sicherlich die älteste; die Buchstaben sind von altgriechischer Form und sind in den Zeilen bald rechts, bald links gewendet, so daß sie offenbar boustrophedisch gelesen werden mußten. Die beiden anderen sind in dem jüngeren griechischen Alphabet gehalten. In der Inschrift Nr. 3 lese ich [4]):

. . . *ΠΔΗ.ΔΕΑ* . .
. . . *ΩΠΕΙΡΑΡΙ* .
. . . .
. . . . *ΙΡΟΥΚΛΕΣ*

Es scheint also von irgend einer Göttin und von dem Weihgeschenk eines Hierokles die Rede zu sein.

Wenn nun auch der Einfluß der griechischen Kultur und Sprache auf die Eteokreter in Anschlag zu bringen ist, so darf doch auch aus dieser Inschrift geschlossen werden, daß die Kreter keine Orientalen (Semiten) waren, sondern zu den „arischen" (indogermanischen) Völkern gehört haben. Auch Conway (teste Beloch, S. 75) betont, daß ihre Sprache nicht semitisch ist und indogermanisch sein könnte.

Gerade so wie in Kreta, ebenso kommt in Thrakien, in Mykenä und in Karien die Doppelaxt (*λάβρυς*), als kultisches Symbol, vor. Schon bei den alten Pelasgern steht die Zeusverehrung [Jupiter Lapis [1])] an der Spitze. Zeus war (der Sage nach) auf Kreta geboren und auch dort begraben. Er war also — vor seiner Vergöttlichung — sicherlich ein einheimischer großer Heerkönig gewesen. Ein weiterer Beweis des hohen Ansehens, in dem die kretische Kultur stand, ist es, daß der König Minos und sein Bruder Rhadamantus als Richter in der Unterwelt bestellt waren.

Die Seemacht Kretas erstreckte sich ehemals weit in das umliegende Meer hinaus. Noch zur Zeit des Theseus waren ihm die Athener tributpflichtig.

In Ägypten wurden die Kreter Pulsat oder Keftin, von den Juden Keretim oder Kreti genannt.

Nach den Funden in Kreta und in Mykenä scheint es nun erwiesen, daß auch der Kultus der Aphrodite nicht erst von der babylonisch-cyprischen Aschtoret-Astarte herstammt, sondern seinen Ursprung im Reiche des Minos hatte [2]).

Ein Aufenthalt in Kreta könnte vielleicht raschere Klarheit schaffen. Leider gestatten es meine Verhältnisse nicht, die kretischen Täfelchen an der Quelle zu studieren. Wie leicht habe ich manches in Delphi und in Olympia begriffen, was mir am heimischen Studiertisch nicht einleuchten wollte [3]). Auch in dem Archäologischen Museum in Sofia habe ich mehr von den alten Thrakern kennen gelernt, als aus Büchern.

[1]) Die einzige „thrakische" Sprachprobe, die uns erhalten ist, enthält die bekannte Grabinschrift von der Insel Lemnos, die in die Zeit um 550 v. Chr. verlegt wird. Ihre Lesung ist von verschiedenen Seiten (Dr. Wilser-Heidelberg, N. Densușianu, Bréal) versucht, aber nicht endgültig festgestellt worden.

[2]) Vgl. meine Arbeit „Wer sind die Albanesen"? Korrespondenzbl., Hamburg 1914.

[3]) Vgl. auch Korrespondenzbl., Hamburg, Januar, 1914.

[4]) Die verstümmelten Buchstaben und (einstweilen) unverständlichen Wörter habe ich weggelassen.

[1]) In manchen Gegenden Rumäniens schwören die Bauern heute noch mit einem Stein in der Hand.

[2]) Vgl. dazu die nackte Göttin mit der Taube. Auch Beloch sagt, daß auf Kreta babylonische Einflüsse fast ganz fehlen (S. 105).

[3]) Auch Beloch tritt für den Augenschein „an Ort und Stelle" ein (S. 105 u. 106, Anm. 3).

Nach der „Griechischen Epigraphik“ von Dr. Wilh. Larfeld (München 1914) sind bisher (S. 198) nur zwei Bilinguen bekannt geworden:

1. eine punische Votivstele vom Kap Lilybäum mit zwei kurzen Weihinschriften des Hannon (Adonbaals Sohn) in phönikisch-mykenischen Charakteren und

2. eine assyrisch-hettitische oder vielleicht assyrisch-mykenische Bilingue.

S. 199. Doch sind die mykenischen Zeichen in derart verschwommenen und flüchtigen Linien eingeritzt, daß bei der Vielgestaltigkeit der Buchstabenvarianten die punische Lesung mehr in sie hineininterpretiert werden muß, als sie aus ihnen herausgelesen werden kann.

Der vorliegende Aufsatz war schon vor zwei Jahren dem „Anthropos“ (S. A. Gabriel-Mödling bei Wien) eingereicht und gedruckt worden, ist aber der Kriegszeit wegen dort nicht erschienen. Er wird nun im Korrespondenzblatt veröffentlicht. Inzwischen ist von Ed. Meyer, „Reich und Kultur der Chetiter“ erschienen, wodurch viel neues Licht auch auf die alte kretische Kultur fällt.

Von größter Wichtigkeit ist aber die Nachricht der Neuen Freien Presse (Wien), daß es dem dortigen Prof. Friedrich Hrozný gelungen ist, die chetitischen Hieroglyphen zu entziffern und die Schrift zu lesen. Nach Prof. Hrozný (an den ich mich sofort brieflich gewendet) ist die chetitische Sprache zweifellos indogermanisch.

Nach Ed. Meyer sollen ehemals die Bewohner von Kaunos (in Karien) aus Kreta eingewandert sein; auch die Lykier sollten von Kreta stammen, obwohl das Lykische dem Eteokretischen nicht ähnelt. Im kretisch-mykenischen Kulturkreis finden sich Parallelen zu den chetitischen Dämonen (menschlicher Leib mit Stierkopf). Ob sie dort von den Chetitern entlehnt sind oder aber zu dem alten Kulturgut der kretischen Bevölkerung gehören, wird wohl bald entschieden werden.

Prof. Hrozný kann mir seine Arbeit während der Kriegszeit leider nicht zuschicken, nachher aber wird es geschehen und ich werde dann in der angenehmen Lage sein, den Lesern des Korrespondenzblattes Näheres mitzuteilen. Hoffentlich fällt nun auch auf die minoische Kultur klärendes Licht.

Eine Ergänzung der Mustertafel[1]).

(Von Bärthold-Halberstadt.)

Die regelrechten Muster der Spiral-Mäanderkultur, die im Harzgau zur Anwendung kamen, dürften nun vollständig vorliegen; die ganze Schönheit der Verzierungen kommt nun zur Anschauung.

Fig. I zeigt die Weiterführung des laufenden Hundes zum vollen Spiralbande. Sie ist neben dem gewöhnlichen laufenden Hunde (Fig. 2) in Gatersleben zwischen Halberstadt und Aschersleben gefunden. Beide Verzierungen in ganz ähnlicher Ausführung ebenfalls, nur umgekehrt, auf Flasche und Napf verteilt, sind auch im eigentlichen Harzgau ans Licht gekommen. Von der Doppelspirale aus (Mustertafel 8) war ein Band nicht zu zeichnen.

Auch die Zuversicht, die ich damals aussprach, hat sich erfüllt. ja war schon erfüllt: das Mäanderband ist nachzuweisen. Auf Anregung des Sanitätsrates Friederich in Wernigerode ließ der damalige Graf 1859 einen Hügel von 18 m Durchmesser in Minsleben abtragen. Ein großes Grab enthielt er nicht, nur einige eisenzeitliche Bestattungen, aber auf dem Grunde war der Nachlaß einer Siedelung der Spiral-Mäanderkultur. Die Leute waren in Ruhe fortgezogen, sie hatten alles Brauchbare mitgenommen, während an anderen Orten über hundert tadellose Werkzeuge zurückgelassen sind, dafür waren die Scherben größer und mehr zusammenpassend als sonst. Die Funde sind in das Museum zu Wernigerode gekommen und von Friederich 1868 vortrefflich abgebildet. Seine „Beiträge zur Altertumskunde“ sind jedoch nicht mehr im Buchhandel und daher nur wenig bekannt. Zwei Scherben von dort zeigen das richtige Mäanderband (Fig. 3). Die Verbindungslinie, die durch Punkte angedeutet ist, blieb auf den Scherben nicht erhalten, ist aber unzweifelhaft.

[1]) Korrespondenzblatt 1914, Nr. 5.

So gibt es wirklich bereits in dieser Kultur die beiden ausgezeichneten Verzierungen, das Spiralband und das Mäanderband, die dann erst wieder in der späteren Bronzezeit und der späteren Eisenzeit gefunden wurden. Die beiden vollendetsten Ornamente finden sich aber selten; viel häufiger sind einzeln oder paarweis stehende Mäanderzüge und der laufende Hund.

In dem Bericht über seine Ausgrabung in Lissdorf betont Schuchhard (Prähist. Zeitschr. 1914), daß die Verschiedenheiten der Spiral-Mäanderkeramik und der Hinkelsteinkeramik in Form und Verzierung mit Verschiedenheit in Gebräuchen zusammengehen; einerseits hockende Skelette mit ausländischem Muschelschmuck und Elfenbeinnägeln, andererseits gestreckte Skelette mit einheimischen Muscheln und Schneckenhäusern, was auf eine andere Kultur, einen anderen Volksstamm hinweist. Die Ableitung der einen aus der anderen bleibt indes immerhin möglich, denn die Umwandlung der Gefäße kann eingetreten sein, als die Verbindung nach dem Süden aufgehört hatte und Freude an Neuem aufkam. Fig. 4 wird als Übergangsform zu beurteilen sein.

Es ist der häufige paarweise Mäanderzug, auf den der Ausdruck von Hoernes „gebrochene Spirale“ so gut paßt, da er ganz das Seitenstück zu der paarweis stehenden Spirale ist; die Ausführung aber ist ganz die vom Hinkelstein und Czaslau. Die beiden vorhandenen Scherben sind ebenfalls von Minsleben, und außer ihnen lagen dort noch andere mit denselben dreieckigen Eindrücken auch in den breiten Bändern des Hinkelsteinstils bis zu neun Reihen, und zwischen je zwei Reihen mit größeren Dreiecken eine mit kleinen. Eine Spirale aus dreieckigen Eindrücken hat Grössler von Gross Oerner bekannt gemacht (Jahresschr. für die sächsisch-thüringschen Länder 1908). In Böhmen kann Jira Übergänge nachweisen (Mannus 1911).

Das mühselige, sorgfältige Nebeneinanderstellen kleiner Eindrücke ist gewiß himmelweit verschieden von dem flotten Hinwerfen eines

Fig. 1.

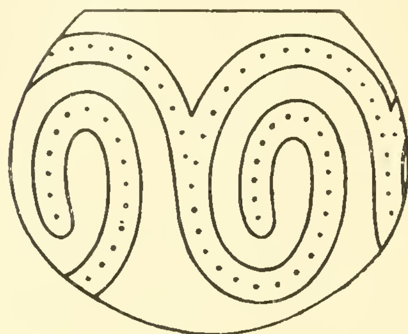


Fig. 2.

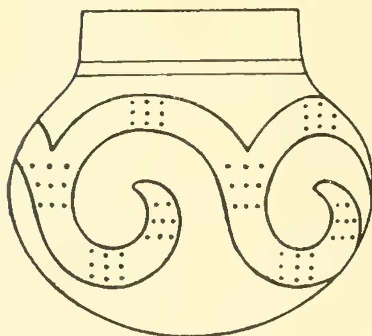


Fig. 3.

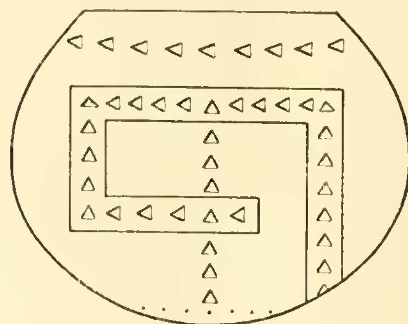
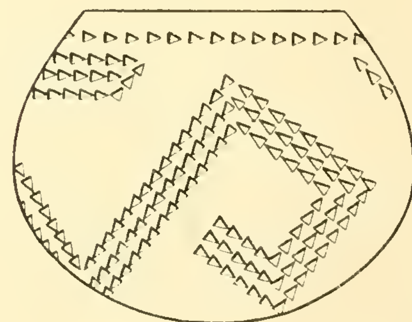


Fig. 4.



Spiralbandes in einem Zuge, aber es ist verständlich, daß auf kunstsinnige Leute die schönen norddeutschen Muster aus zierlichen Kreuzen, Halbkreisen und Furchenstich, wie sie Schuchhardt in den Amtlichen Berichten aus den Königl. Kunstsammlungen Juni 1914 bekannt gab, Eindruck machten, und um das Muster hervorzuheben, verwendeten sie ja schon Einstiche wie hier in Fig. 1—3. Am meisten bezeugen die gleichen eigenartigen Werkzeuge, daß die verschiedenartigen Tongefäße doch einer Kultur angehören.

Mitteilungen aus den Lokalvereinen.

Bonner Anthropologische Gesellschaft.

In der Sitzung am 23. November berichtete Herr Prof. Max Verworn über „Fränkische Grabfunde aus dem westlichen Kriegsgebiet“ unter Vorlage der Fundgegenstände.

Im Anfang Mai 1914 teilte ein früherer Mitarbeiter aus dem Laboratorium des Vortragenden, Herr Dr. Rehorn, welcher sich als Militärarzt an der Front in Lothringen befindet, dem letzteren mit, daß man in einem Waldlager in der Gegend von Vilcey bei den Ausschachtungsarbeiten für einen Unterstand auf Gräber mit Skeletten und Beigaben gestoßen sei, die aber durch die Arbeiten leider zerstört worden seien. Ein einziges Grab konnte Herr Dr. Rehorn noch wenigstens zum Teil vor der Vernichtung schützen und selbst fertig ausgraben. Die darin gefundenen Gegenstände schickte er dem Vortragenden zur Untersuchung mit. Beim weiteren Fortschreiten der Ausschachtungsarbeiten zeigte sich sehr bald, daß in jener Gegend ein ganzes Gräberfeld vorhanden war und es war dann besonders den Bemühungen des Herrn Privatdozenten Dr. Wassermeyer, der als Stabsarzt im Felde steht, zu danken, daß einige Gräber vor der Zerstörung bewahrt blieben. Herr Dr. Wassermeyer hat eigenhändig die noch intakten Gräber, auf die man stieß, mit großer Vorsicht und Sorgfalt ausgegraben und die gefundenen Objekte nebst einem eingehenden Fundbericht dem Vortragenden übersandt.

Es handelt sich um Skelettgräber, die sämtlich von Osten nach Westen so orientiert sind, daß der Kopf nach Westen, die Füße nach Osten gerichtet sind. Die Skelette liegen gestreckt in den Gräbern, die von rechteckigen Steinpackungen aus kleineren, unbearbeiteten Steinen umgrenzt und zum Teil mit roten flachen Ziegelplatten römischen Ursprungs belegt sind. Eins der Gräber war mit großen Steinplatten bedeckt. Leider sind die Skelette schlecht erhalten. Zwei Schädel konnte der Vortragende indessen aus den übersandten Knochen fast vollständig wieder zusammensetzen. Beide zeigen eine schöne Form und sind ausgesprochene hypsiprosope Dolichocephali. Der eine dieser beiden Schädel ist interessant durch eine schwere Hiebwunde auf dem linken Scheitelbein, die nicht geheilt ist, also vermutlich den Tod im Gefolge gehabt hat. Im übrigen bieten die Schädel nichts Bemerkenswertes.

Unter den Beigaben sind die wichtigsten die eisernen und die keramischen. In dem von Herrn. Dr. Rehorn ausgegrabenen Grabe, dem der Schädel mit der Hiebwunde zugehörte, fand sich ein typischer Skrammasax, an dessen Griffende sich noch Reste eines Holzgriffs erkennen lassen, sowie eine eiserne Gürtelschnalle, die ursprünglich mit Silber tauschiert war, leider aber so verrostet ist, daß die Form der Silberverzierung nicht mehr zu erkennen ist. Im Rost hat sich dagegen eine Spur des groben Gewandgewebes erhalten. In den von Herrn Stabsarzt Dr. Wassermeyer ausgegrabenen Gräbern fanden sich kleinere Eisenmesser von der gleichen Form wie der Skrammasax, ferner eine zweite Gürtelschnalle von rundlicher Scheibenform sowie ein nadelförmiges Instrument aus Bronze und ein kleines Bruchstück eines mit groben Kerben verzierten Knochenbeschlages. Die Gefäße sind sämtlich auf der Töpferscheibe gedreht und ohne Henkel. Das Material, aus dem sie bestehen, ist zum Teil ein roter, fein geschlämmter Ton, der aber nicht stark gebrannt ist, zum Teil ein feiner, grauer Ton, der beim Brennen im Schmauchfeuer äußerlich geschwärzt ist. Bis auf einen gröberen Topf einfachster Form sind die Gefäße stark profiliert. Ein kleineres Gefäß ist mit Punzeneindrücken um die mittlere Zone verziert. Die Gefäße haben den typischen Charakter der merowingischen Keramik.

Nach den Beigaben ergibt sich als Datierung des Gräberfeldes etwa das 6. Jahrhundert nach Christus.

Die Sitzung der Bonner anthropologischen Gesellschaft vom 14. Dezember 1915 brachte nach längerer Unterbrechung wieder eine Fortsetzung der Serienvorträge des Vorstandes über die steinzeitlichen Perioden. Herr Prof. Verworn entwarf unter Demonstration zahlreicher Gegenstände seiner Sammlung und einer Serie von Lichtbildern eine Skizze von der „Kultur der Renntierzeit“.

Wie die Kultur des älteren Paläolithikums ist auch diejenige der Renntierzeit oder des jüngeren Paläolithikums eine Jägerkultur. Dem entspricht auch die gleiche Weise der Wohnungsanlagen, die wie während des voraufgehenden Acheuléen und Moustérien gewöhnlich unter überhängenden Felsdächern (Abri) sich befinden, aber wohl auch im offenen Lande unter zeltähnlichen Hütten. Wenigstens scheinen einige Wandzeichnungen in den Höhlen in diesem Sinne gedeutet werden zu müssen. Die Geräte bestehen noch immer zum größten Teil aus lediglich durch direkten oder indirekten Schlag hergestellten Feuersteinwerkzeugen. Daneben treten aber auch andere Steinmaterialien für bestimmte Zwecke auf, so z. B. Kalksteine mit Vertiefungen als Lampen, Geröllsteine aus kristallinischen Gesteinen als Werksteine zum Klopfen und Reiben und als seltenere Erscheinungen schön ausgehöhlte Farbnäpfe aus Granit, Diorit usw. Von den vorherrschenden

Werkzeugtypen des älteren Paläolithikums sind die mandelförmigen Werkzeuge (Coup de poing-Formen) zum Schlagen, Schaben, Schneiden, Bohren usw. im jüngeren Paläolithikum vollständig verschwunden; ebenso die typischen breiten Schaberformen nach Art der sogenannten Moustierschaber. Das Ausklingen dieser Typen erfolgt schon im ausgehenden Moustérien vom Niveau des Abri Audi. Dafür treten neue Feuersteinwerkzeugtypen hervor, die im ganzen einen zierlicheren, oft sogar äußerst kunstvollen Eindruck machen. Unter den zahllosen Schaberformen herrschen jetzt die aus schlanken und schmalen Feuersteinspänen hergestellten Stirnschaber, Gradschaber, Hohlschaber, Spitzschaber vor. Auch feine Messer, oft von winzigen Dimensionen werden aus schmalen Spänen durch Bearbeitung der einen Längsseite hergestellt (Lames à dos abbattu), ferner sägeförmige Werkzeuge, Bohrer usw. Einen neuen sehr charakteristischen Werkzeugtypus stellen die dicken nucleusförmigen Schaber (Grattoir tarté) vor, die durch das ganze jüngere Paläolithikum hindurchgehen.

Als neues Werkzeugmaterial, das im älteren Paläolithikum nur an passiven Geräten in der Form von unbearbeiteten Unterlagen für die Steinbearbeitung sein erstes bescheidenes Auftreten zeigt, kommt jetzt der Knochen für die Herstellung der verschiedensten und kunstvollsten Geräte in allgemeinen Gebrauch. Pfeilspitzen, Pfriemen, Glättinstrumente, Nähnadeln mit Öhr, zierliche Harpunen, Pfeilstrecker (sogenannte „Kommandostäbe“), aber auch Tier- und Menschenbilder, und viele andere Gegenstände werden in geschicktester Weise aus Knochen, Mammutelfenbein oder Renntierhorn geschnitzt und die Knochentechnik stellt sich der Feuersteintechnik als eine in mancher Beziehung überlegene und kunstvollere Technik an die Seite, ja der Knochen liefert geradezu das Hauptmaterial für die zahlreichen, kleinen, in Liniengravierung, Flachrelief oder Rundplastik hergestellten Kunstwerke, die der Kultur der Renntierzeit durch ihren frappierenden Naturalismus ein so charakteristisches Gepräge geben. Aber der Knochen ist nicht das einzige Material dieser Kunstwerke. Mehr, als man bisher glaubte, ist auch weicheres Steinmaterial, wie Kalkstein und Schiefer, für die Darstellung solcher physioplastischer Tierbilder benutzt worden. Das haben die zahlreichen Funde gezeigt, die in den letzten Jahren noch bei dem genaueren Durchsuchen der alten ausgeschachteten Schuttmassen an den klassischen Fundstellen des Vézère-Tals gemacht worden sind. Diese Kleinkunst auf weicheren Steinen von allen Größen schließt sich auf das engste der bekannten Wandkunst an den Wänden der Höhlen wie in Combarelles, La Mouhe, Font de Gaume, Cap Blanc, Altamira usw. an. Der einzige Unterschied liegt in der Größe der Darstellungen. An der Wandkunst ist aber auch die Malerei im allgemeinen besser erhalten als auf den kleinen Steinen, auf denen die Farben meistens durch Wasser mehr abgewaschen sind. Die Verwendung von Farben, die, wie die neueren Funde Peyronys in La Ferrassie gezeigt haben, bereits im Moustérien nachweisbar ist (vielleicht ursprünglich zur Körperbemalung), nimmt in der Renntierzeit einen sehr großen Umfang an und man findet kaum einen Abri, in dessen Schichten nicht reichliches Farbenmaterial seine sehr intensiven Spuren hinterlassen hätte.

Sehr mannigfaltig und reich entwickelt ist in der Renntierzeit der Körperschmuck. Vor allen Dingen Muscheln und Schnecken, Zähne von Jagdtieren, Tierknochen, durchbohrte Steine, Versteinerungen. Knochenschnitzereien usw. sind als Anhänger oder zu ganzen Hals-, Arm- und Hüftketten vereinigt benutzt worden. Die sehr interessante Frage, wieweit einzelne von diesen Anhängern, die später die Bedeutung von apotropäischen Amuletten gewonnen haben und zum Teil heute noch besitzen, wie etwa die Canidenzähne oder Cypraeaschalen oder Belemniten, im jüngeren Paläolithikum schon als Amulette gegolten haben, läßt sich zurzeit noch nicht mit völliger Sicherheit entscheiden, scheint aber doch wohl bejaht werden zu müssen. Hier wäre eine spezielle eingehende Untersuchung sehr wichtig.

Daß die Jäger der Renntierzeit bereits ein Zahlensystem und Zahlensymbole in der Form von Kerbmarken besaßen, erscheint jetzt als sicher. Es sind eine ganze Menge von Kerbknochen und Kerbsteinen gefunden worden, auf denen die Kerben nicht zu ornamentalen Zwecken oder als Vorrichtungen zum Verhindern des Gleitens in der Hand oder im Schaft angebracht sein können, sondern bei denen es keinem Zweifel unterliegen kann, daß sie als Gedächtnismarken zum Zählen eingeschnitten wurden (vgl. Korrespondenzblatt, XLII. Jahrg., Juli 1911, Sitzungsber. d. Anthropol. Vereins zu Göttingen).

Schließlich kann heute auch die Frage ritueller Begräbnisse in der Renntierzeit in bejahendem Sinne beantwortet werden. Besonders die sehr genauen Untersuchungen und interessanten Funde von Rivière (1872) und in neuerer Zeit von Verneau, Boule, Cartailhac, Villeneuve, die mit Unterstützung des Fürsten von Monaco (1895 bis 1902) in den roten Höhlen („Baoussés Roussés“) von Mentone gemacht worden sind, haben keinen Zweifel mehr darüber gelassen, daß bereits in den älteren Abschnitten der Renntierzeit der Mensch seine Toten in ausgeschachteten Gräbern am Ort seiner Wohnstätte mit rotem Farbmaterial eingepudert und mit seinem Muschelschmuck behängt beisetzte und zum Teil auch durch übergelegte Steine schützte. Aber auch an anderen Orten sind deutliche Spuren solcher ritueller Begräbnisse beobachtet worden, wie erst kürzlich an dem bekannten Skelettfunde von Obercassel bei Bonn. Wieweit aus diesen Tatsachen auf religiöse Vorstellungen irgendwelcher Art bei den Jägern des Paläolithikums geschlossen werden darf, das ist eine Frage, an die man nur mit allergrößter Kritik herantreten sollte, obwohl man mehrfach geglaubt hat, sie ohne weiteres mit Ja beantworten zu dürfen.

Im Anschluß an die allgemeine Charakteristik der gesamten Kultur der Renntierperiode gab der Vortragende zum Schluß einen Überblick über die chronologische Aufeinanderfolge der einzelnen Stufen derselben und ihre speziellen Kulturtypen.

An das ausgehende Moustérien, das in dem Niveau des Abri Audi in Les Eyzies seinen typischen Ausdruck findet, schließen sich Übergangskulturen wie die von Chatelperron an, die zum älteren Aurignacien überleiten. Die charakteristischen Werkzeugtypen des unteren Aurignacien sind unter den Feuersteinwerkzeugen die aus langen und großen Spänen hergestellten Schaberformen mit ringsumlaufender Randbearbeitung und mit leichten Einbuchtungen an den Längsseiten, unter den Knochenwerkzeugen, die Knochenspitzen mit gespaltener Basis (pointes à base fendue). Diese untere Stufe des Aurignacien ist vertreten in Cro Magnon, Gorge d'Enfer, Laussel. Im oberen Aurignacien erscheinen zuerst die ver-

schiedenen Formen der Stichel (burins) und ferner Pfeilspitzen mit Schaftzunge ähnlich manchen neolithischen Formen. Dem Aurignacien folgt das besonders lokal bei Solutré (in der Nähe von Lyon) und bei Laugerie haute im Vézèretal entwickelte Solutréen, das sich auch wieder in zwei Niveaus gliedern läßt. Im unteren Solutréen, das nur an wenigen Stellen entwickelt ist, tritt als charakteristisches Feuersteinwerkzeug die Weidenblattspitze auf, die aus einem gleichmäßig abgeschlagenen Feuersteinspan durch flächenhafte Bearbeitung der Rückenfläche und Zuspitzung beider Enden hergestellt ist, während die glatte Sprungfläche des Spans unbearbeitet geblieben ist. Dieser Typus entwickelt sich dann in dem oberen Solutréen, wie es in schönster Ausbildung in Solutré bei Lyon und in Laugerie haute bei Les Eyzies auftritt, zu der typischen, auf beiden Flächen gleichmäßig bearbeiteten Lorbeerblattspitze, zu der sich nun auch die Kerbpfeilspitze (pointe à cran) als Leitfossil gesellt. An das Solutréen schließt sich als letzte Stufe des jüngeren Paläolithikums das Magdalénien an, das durch besondere Zierlichkeit der Werkzeuge ausgezeichnet ist. Im unteren Magdalénien sind unter den Knochenarbeiten die Flachreliefschnitzereien besonders beachtenswert, die in den großen Reliefskulpturen vom Cap Blanc bei Laussel ihr gewaltiges Analogon haben. Zu dieser unteren Stufe gehört auch, wie der flache, aus Knochen geschnitzte stilisierte Pferdekopf zeigt, der Fund von Obercassel bei Bonn. Für das obere Magdalénien, wie es in der Grotte von Les Eyzies auftritt, ist charakteristisch die Fülle von kleinen Messern, Schabern und Bohrern aus Spänen von winzigen Dimensionen, sowie die doppelseitig mit Widerhaken versehenen Knochenharpunen von großer Zierlichkeit.

Damit hat das eigentliche Paläolithikum sein Ende erreicht und es folgen ihm die den Übergang zum Neolithikum oder, wenn man will, bereits den Anfang der neolithischen Kultur vorstellenden Stufen des Azilien, Tourassien und Tardenoisien, von welchen letzteren beiden es vorläufig zweifelhaft bleiben muß, ob sie überhaupt als selbständige und allgemein verbreitete Kulturstufen oder als lokale Entwickelungen anderer zu betrachten sind.

Literaturbesprechungen.

M. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. 2. Aufl. Wien 1915. Kunstverlag Anton Schroll & Co.

Im Jahre 1898 erschien die 1. Auflage dieses für Urgeschichte grundlegenden Werkes im Verlage von A. Holzhausen zu Wien. Es waren 709 Seiten und 203 Abbildungen nebst 36 Farbentafeln.

Die neue Anflage enthält 661 Seiten (Text) und 1330 Abbildungen im Text.

Das „Minus“ erklärt sich dadurch, daß zahlreiche Partien des Textes in Kleindruck hergestellt sind.

Ist auch der Grundgedanke des Werkes in 2. Auflage derselbe geblieben, den M. Hoernes in der 1. Auflage, Vorwort S. V, also formuliert hat:

„ein lokalgeschichtliches Ziel, sofern wir uns auf europäische Denkmäler beschränken, und ein anthropologisches, indem wir jenen Denkmälern tiefere Einblicke abzugewinnen suchen, als man bisher getan hat“,

so hat sich doch seit 17 Jahren die Ausdehnung der vorgeschichtlichen Forschung stark geändert. Im Südwesten unseres Erdteiles kommen die epochemachenden Entdeckungen in den Höhlen der Dordogne und Aurignacs dazu, die den Verfasser von einer „quartären Kunst“ sprechen lassen, während in Deutschland, Böhmen, Mähren-Ungarn, Siebenbürgen usw. die Ausbeute der neolithischen Gräber und Wohngruben wesentlich neu hinzukommt.

Blieb auch die alte Einteilung in einen theoretischen Teil, der die Kunst im allgemeinen, dann Kunstrichtungen, Körperschmuck, Ornamentik, Bildkunst und ihre Entwickelungsformen behandelt, und in den zweiten, praktischen Teil, der die einzelnen Zonen in der Kunstentwickelung aus der Vorgeschichte Europas im einzelnen schildert, so ziemlich die gleiche, so haben doch seither alle einschlägigen Kulturkreise, auch die Metallzeit, wesentliche Bereicherung nach Umfang und Wertschätzung gewonnen und nehmen deshalb auch mehr Raum als bisher ein.

Dankbar wird jeder Urgeschichtsforscher die Zusammenstellung der Ergebnisse der Quartärkunst (S. 116 bis 191) begrüßen und besonders die skeptische Behandlung der Frage nach „Sinn und Zweck“ dieser Bildwerke (S. 184 bis 191).

Ebenso erfreulich ist die ausführliche Behandlung der neolithischen Bauernkunst in Mitteleuropa. Für die Ornamentik der Gefäße unterscheidet hier der Verfasser (S. 249 bis 269) folgende „Familien“:

I.

1. Felderfüllender Stil = Umlaufsstil.
   a) Ältere Winkelband- (Hinkelstein-),
   b) Stickband- = jüngere Winkelband-,
   c) Furchenstich- = Rössener Keramik.
2. a) Ältere Spiral- und Mäanderdekoration,
   b) Jüngere „ „ „

II.

Felderteilende Stilart = Rahmenstil.

1. Im Norden:
   a) Schnurkeramik,
   b) Kugelamphorenkeramik,
   c) Megalith-Ornamentik.
2. Im Süden:
   a) Glockenbecher-
   b) Mondsee-
   c) Ägäische Keramik.

Zahlreiche und klare Abbildungen unterstützen die Beschreibungen. In der Polemik ist der Verfasser kurz und sachlich. Auf S. 249 bis 384 wird diese immerhin wichtige, aber doch vielfach überschätzte Bauernkunst im einzelnen behandelt (vgl. unten).

Der nächste Teil (S. 355 bis 434) beschäftigt sich mit dem tonangenden ägäischen Kulturkreis, besonders mit Mykenae, und der Bronzezeit von Italien, Mittel-, Nord- und Osteuropa, die dort ihre Entstehung hatte. Die Bronzezeitkeramik Norddeutschlands ist hier (S. 402 bis 416) nur mit einigen Bemerkungen „abgetan". Die Resultate von Kossinna und aus „Mannus" fehlen hier.

Die Eisenzeit behandelt der siebente und letzte Teil (S. 435 bis 580). Vom Herrentum Etruriens ausgehend wird der hallstättische Kulturkreis kurz gezeichnet und dessen Metallkunst. Geometrische Figuren, Tierfiguren, Menschengestalten, Szenen u. a. in Ton, Stein, Metall finden hier eine ausführliche und sachgemäße „Würdigung".

Der Entdecker des ausgedehnten Hallstatt-Gräberfeldes von Santa Lucia am Isonzostrande (vgl. „Archiv f. Anthropologie", Bd. XXIII) schöpft hier ersichtlich aus dem Vollen. Die Bewertung der Venetischen Toreutik (S. 542 bis 558), die weithin ausstrahlte bis Hallstatt und Watsch, ist überhaupt von kunsthistorischer Bedeutung universeller Art.

Die zweite Eisenzeit — La-Tène-Periode — und die dritte — Völkerwanderungszeit — finden zum Schluß eine kurze schlagende Charakteristik.

Nachträge und Nachweisungen kunsthistorischer Art sind an den Schluß des Werkes gesetzt. Herauszuheben ist hier der Abschnitt über „Die Überschätzung der paläolithischen Kunst" (S. 581 bis 590). Hoernes hätte unter Beziehung auf das Urteil van Genneps (vgl. S. 106, Anmerk.) auch die Überschätzung der neolithischen Verzierungen auf Gefäßen ausdrücklich hervorheben können; doch ist dies aus Schonung für gewisse „exaltierte" Forschungskreise leider unterblieben. — Verzeichnisse der Abbildungen, Verfassernamen und Fundorte machen das inhaltsreiche Werk praktisch für den Handgebrauch des Forschers.

Zu ganz besonderem Verdienste muß es dem bekannten Kunstverlage Anton Schroll & Co. angerechnet werden, daß er zu Wien ein mit solch' hohen Kosten, besonders für die trefflichen Abbildungen hergestelltes Werk mitten im zweiten Kriegsjahre erscheinen ließ, allerdings mit Unterstützung der „Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien".

Hat der Verfasser auch Neigung, zugunsten gewisser Heimatzonen (Österreich und Ungarn) den Gegenstand zu behandeln, und legt er auch auf die Annahme von religiösen Motiven bei seinen Erklärungen ein allzuhohes Gewicht, so wird doch kein Unparteiischer leugnen, daß M. Hoernes mit dieser zweiten Ausgabe ein der Forschung unentbehrliches Handbuch geschaffen hat. Dr. C. Mehlis.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen
sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 11. April 1916.

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVII. Jahrgang.
Nr. 4/6.

Jährlich 12 Nummern. — Preis jährlich 4 Mark.
Bezug durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

April/Juni 1916.

Ankündigungsgebühr 30 Pfg. pro zweispaltige Petitzeile oder deren Raum. — Beilagen nach besonderem Übereinkommen. Sendungen druckfertiger Manuskripte und direkt reproduktionsfähiger Illustrations-Vorlagen sind an den Herausgeber, Prof. Dr. G. Thilenius, Generalsekretär der Gesellschaft in Hamburg 13. Binderstraße 14, zu richten.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig

SAMMLUNG VIEWEG

Tagesfragen aus den Gebieten der Naturwissenschaften und der Technik

Erschienen sind:

Heft 1. Dr. Robert Pohl und Dr. P. Pringsheim-Berlin: Die lichtelektrischen Erscheinungen. Mit 36 Abbildungen. ℳ 3,—.

Heft 2. Dr. C. Freiherr von Girsewald-Berlin-Halensee: Peroxyde und Persalze. ℳ 2,40.

Heft 3. Dipl.-Ing. Paul Béjeuhr-Charlottenburg: Der Blériot-Flugapparat und seine Benutzung durch Pégoud vom Standpunkte des Ingenieurs. Mit 26 Abbildungen. ℳ 2,—.

Heft 4. Dr. Stanislaw Loria-Krakau: Die Lichtbrechung in Gasen als physikalisches und chemisches Problem. Mit 3 Abbildungen und einer Tafel. ℳ 3,—.

Heft 5. Prof. Dr. A. Gockel-Freiburg in der Schweiz: Die Radioaktivität von Boden und Quellen. Mit 10 Abbildungen. ℳ 3,—.

Heft 6. Ingenieur D. Sidersky-Paris: Brennereifragen: Kontinuierliche Gärung der Rübensäfte. — Kontinuierliche Destillation und Rektifikation. Mit 24 Abbildungen. ℳ 1,60.

Heft 7. Hofrat Professor Dr. Ed. Donath und Dr. A. Gröger-Brünn: Die flüssigen Brennstoffe, ihre Bedeutung und Beschaffung. Mit einer Abbildung. ℳ 2,—.

Heft 8. Geh. Reg.-Rat, Professor Dr. Max B. Weinstein-Berlin: Kräfte und Spannungen. Das Gravitations- und Strahlenfeld. ℳ 2,—.

H. 9/10. Geh. Reg.-Rat, Professor Dr. O. Lummer-Breslau: Verflüssigung der Kohle und Herstellung der Sonnentemperatur. Mit 50 Abbildungen. ℳ 5,—.

Heft 11. Dr. E. Przybyllok-Berlin: Polhöhen-Schwankungen. Mit 8 Abbildungen. ℳ 1,60.

Heft 12. Professor Dr. Albert Oppel-Halle a. S.: Gewebekulturen. Mit 32 Abbildungen. ℳ 3,—.

Heft 13. Dr. Wilhelm Foerster-Berlin: Kalenderwesen und Kalenderreform. ℳ 1,60.

Heft 14. Dr. O. Zoth-Graz: Über die Natur der Mischfarben auf Grund der Undulationshypothese. Mit 3 Textfiguren und 10 Kurventafeln. ℳ 2,80.

Heft 15. Dr. Siegfried Valentiner-Clausthal: Die Grundlagen der Quantentheorie in elementarer Darstellung. Mit 8 Abbildungen. ℳ 2,60.

Heft 16. Dr. Siegfried Valentiner-Clausthal: Anwendung der Quantenhypothese in der kinetischen Theorie der festen Körper und der Gase. In elementarer Darstellung. Mit 4 Abbild. ℳ 2,60.

Heft 17. Dr. Hans Witte-Wolfenbüttel: Raum und Zeit im Lichte der neueren Physik. Mit 17 Abbildungen. ℳ 2,80.

Heft 18. Dr. Erich Hupka-Tsingtau: Die Interferenz der Röntgenstrahlen. Mit 33 Abbildungen und einer Doppeltafel in Lichtdruck. ℳ 2,60.

Heft 19. Professor Dr. Robert Kremann-Graz: Die elektrolytische Darstellung von Legierungen aus wässerigen [illegible] Abbildungen. ℳ 2,40.

[illegible] Rost und Rostschutz. Mit 22 Abbildungen. ℳ 3,20.

[illegible] Professor Dr. Bruno [illegible]el-Berlin: Elektrische Methoden der Momentphotographie. Mit dem Bild des Verfasse[illegible]nd 51 Abbildungen. ℳ 3,60.

[illegible] Carl [illegible]ppenheimer-Berlin: Stoffwechselfermente. ℳ 2,80.

Heft 25 [illegible]g: Die Entstehung der Kontinente und Ozeane. Mit 20 Abbildungen. ℳ 3,20.

[illegible]ttgart: Die Härtung der Fette. Mit 4 Abbildungen. ℳ 3,—.

[illegible]: Grundlagen und Anwendungen der statistischen Mechanik. ℳ 2,80.

[illegible] allgemeinen Physiologie des Hungers. Mit 39 Abbild. ℳ 3,—.

[illegible]-Wie[illegible] die Farben der Mineralien, insbesondere der Edelsteine. Mit [illegible] ℳ 3,—.

[illegible]ttgart: Neuere Gerbemethoden und Gerbetheorien. ℳ 4,—.

[illegible] (Schweden): Die Sulfitablauge und ihre Verarbeitung auf [illegible]bildungen. ℳ 2,—.

Dr. [illegible] Moderne Transformatorenfragen. Mit 10 Abbildungen. ℳ 2,80.

[illegible]ender-Berli[illegible] Die technischen Grundlagen der Elektromedizin. Mit 77 Ab[illegible] und einer Ka[illegible]. ℳ 3,20.

[illegible] he: Elektrische Maschinen mit Wicklungen aus Aluminium, [illegible] Mit [illegible]ungen. ℳ 6,—.

[illegible] weitere Hefte in Vorbereitung.



Gustav Schwalbe

Korrespondenz-Blatt
der
Deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von
Professor Dr. Georg Thilenius
Generalsekretär der Gesellschaft
Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVII. Jahrg. Nr. 4/6. Jährlich 12 Nummern. April/Juni 1916.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894

Gustav Schwalbe

Geb. 1. August 1844, gest. 23. April 1916.

Zweimal seit Kant hat die Anthropologie den Weg langsamen Fortschreitens, das nur zu oft fast langweiliger Stillstand war, verlassen; zweimal im letzten Jahrhundert gab es für die Lehre vom Menschen sprungweises Vorwärtsstürmen und beide Male war es an fossile Schädeldächer geknüpft. 1859 begann mit dem Bekanntwerden der menschlichen Überreste aus dem Neandertal die bisher überwiegend philosophisch gerichtete Anthropologie eine wirkliche Naturwissenschaft zu werden und die Stellung des Menschen in der Natur wurde mit einem Male Gegenstand zahlreicher Bücher, Untersuchungen und Streitschriften. 40 Jahre später aber, 1899, eröffneten Gustav Schwalbes glänzende Untersuchungen über Pithecanthropus erectus nicht nur eine neue Zeitschrift, sondern auch eine völlig neue Aera anthropologischer Arbeit. Die da zum ersten Male angewandten Methoden führten schon nach zwei Jahren in der Schrift über den Neandertalschädel zu überraschenden, bis dahin kaum geahnten Ergebnissen und sind seither Gemeingut unserer Wissenschaft geworden.

So würde Schwalbes Name dauernd in der Geschichte der Anthropologie fortleben, auch wenn er nichts anderes geschrieben und geleistet hätte. Ebenso aber hat er sich durch die Begründung der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“ ein unvergängliches Verdienst erworben.

Der I. Band dieser Zeitschrift ist 1899 erschienen, der XVIII. war als Festschrift zu Schwalbes siebzigstem Geburtstag, 1. August 1914, noch vor dem XVII. in unseren

*

Händen und das Schlußheft des XIX. ist am 18. März 1916 ausgegeben, wenige Wochen ehe der Tod auch diesem Zweige seiner reichen Tätigkeit ein jähes Ende gesetzt hat. Schon vor dieser Zeitschrift hat Schwalbe aber die Herausgabe von acht Bänden „Morphologische Arbeiten“ geleitet, so daß wir ihm im ganzen für 27 große und glänzend ausgestattete Bände verpflichtet sind mit einer fast erdrückenden Fülle von wertvollen Beiträgen. Auch dadurch hat er sich ein unvergängliches Denkmal geschaffen.

Schwalbes Verdienste als Anatom und als Direktor des anatomischen Instituts der Universität Straßburg sind an anderer Stelle bereits geschildert und gehören zum Teil überhaupt nicht in den Rahmen dieses Blattes; hier habe ich nur seiner anthropologischen Arbeit zu gedenken. Soweit meine Kenntnis reicht, beginnt diese 1889 mit einer Abhandlung über die Ohrmuschel als rudimentäres Organ (im Archiv für Anatomie und Physiologie). Ein wirkliches Programm enthält dann seine Straßburger Rektorrede von 1893 „Über einige Probleme der physischen Anthropologie“. Hier spricht er von der Anthropologie als „jüngsten Tochter der Anatomie“, erörtert ihre wichtigsten Aufgaben und behandelt kurz aber mit vollendeter Klarheit eine Reihe von Problemen, die er in späteren Jahren dann eingehender untersuchte, so die anatomischen Grundlagen der Hautfarbe, die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes und die Abstammung der amerikanischen Indianer. Das Jahr 1897 bringt dann als S.-A. aus einem Handbuch der Anatomie des Menschen die 80 Seiten umfassende Studie über „Das äußere Ohr“.

Eine neue Periode in Schwalbes Tätigkeit beginnt mit dem Jahre 1899. Da beschenkt er uns als Einführung in seine neu erscheinende „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“ mit einer ausführlichen Untersuchung „Über Ziele und Wege einer vergleichenden physischen Anthropologie“ und dann im unmittelbaren Anschluß an diese Einführung mit seinen groß angelegten und bahnbrechenden „Studien über Pithecanthropus erectus, Dubois“ (Bd. I, S. 16—240). Das Jahr 1901 bringt uns dann als unmittelbare Fortführung dieser Arbeit zwei Schriften über den Neandertalschädel, die eine in den „Bonner Jahrbüchern“, Heft 106, die andere in den „Verh. der anat. Ges.“ auf der 15. Versammlung in Bonn. Daneben finden wir im III. Band seiner Zeitschrift eine Abhandlung über die Fontanella metopica, ein Thema, auf das er zwei Jahre später unter dem Titel „Fontanella metopica und supranasales Feld“ im „Anat. Anzeiger“ XXIII noch einmal zurückkommt. Im Jahre 1902 beleuchtet er dann in den „Beiträgen zur Anthropologie von Elsaß-Lothringen“ den Schädel von Egisheim; 1903 behandelt er in seiner Zeitschrift (Bd. VI) das bis dahin so unklar gewesene Problem der geteilten Scheitelbeine und 1904 im VII. Bande „Das Gehirnrelief am Schädel der Säugetiere“. Dasselbe Jahr bringt eine bei Friedr. Vieweg & Sohn in Heftform erschienene erweiterte Ausgabe eines auf dem Naturforschertage in Cassel gehaltenen Vortrages über „Die Vorgeschichte des Menschen“, ferner in seiner Zeitschrift (VII, S. 203—222) eine Untersuchung über „Das Gehirnrelief des Schädels bei Säugetieren“, in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft (Bd. XXXIV, S. 331—352) eine überaus anregende Arbeit über „Die Hautfarbe des Menschen“ und in der Straßburger Medizinischen Zeitung eine Abhandlung „Zur Stellung des Menschen im zoologischen System“.

1905 ist in der Straßburger Medizinischen Zeitung die Untersuchung „Über Ballen, Linien und Leisten der Hand“ erschienen, durch die viele spätere Arbeiten angeregt sind, unter denen ich die von Schlaginhaufen besonders hervorheben möchte. Sonst sind es Abstammungsfragen, die Schwalbe um diese Zeit wieder vorwiegend beschäftigen.

Im 88. Bd. des Globus, Heft 10, finden wir unter dem Titel „Zur Frage der Abstammung des Menschen“ eine in der Form überaus milde, in der Sache aber höchst energische Zurückweisung der Kollmannschen Ansichten über die Pygmäen als Stammeltern der heutigen Menschenrassen. Dieselben Gedanken werden auch in einer Abhandlung in der Münchener Medizinischen Wochenschrift (Nr. 28 von 1905) unter dem Titel ausgeführt „Die Pygmäen und ihre Beziehungen zur Vorgeschichte des Menschen“.

Auf der vollen Höhe seiner anthropologischen Arbeit sehen wir Schwalbe 1906 in dem Gustav Retzius gewidmeten Sonderbande zur Zeitschrift für Morphologie und Anatomie.

Den ersten Teil dieses Bandes bildet eine Zusammenfassung „Zur Frage der Abstammung des Menschen“, eine geradezu musterhafte Arbeit mit souveräner Beherrschung des Stoffes. Die beiden anderen Teile sind zwei Schädelbruchstücken gewidmet, der dritte dem von Cannstatt, nach dem Quatrefages und Hamy den paläolithischen Menschen als „Race Canstattienne“ bezeichneten, obwohl er sicher mit der Neandertalgruppe nicht das mindeste zu tun hat. Besonders interessant ist aber der zweite Teil des Bandes, der sich mit dem Schädeldach von Brüx beschäftigt. Dieses war 1873 von mir selbst veröffentlicht, seither aber nicht weiter beobachtet worden. Schwalbes neue Untersuchung aus dem Jahre 1906 zeigt so recht den großen Fortschritt, den die Anthropologie in diesen 33 Jahren gemacht hat, freilich auch den begreiflichen Unterschied in der Betrachtungsweise eines 19 jährigen Studenten von der eines 52 jährigen Meisters der Anatomie. Schwalbe wird gleichwohl meiner Arbeit vollkommen gerecht, indem er anerkennt, wie sehr ich damals unter der Suggestion von R. Virchows Auffassung von dem Neandertaler als einem pathologischen Spezimen befangen gewesen war. Ich darf hierzu wohl noch beifügen, daß auch mein damaliger Lehrer Langer sich dieser Suggestion nicht hatte entziehen können und was an dem Brüxer Schädeldach ungewöhnlich erschien, von vornherein für pathologisch erklärte.

1906 und 1907 folgen im Anschluß an die oben erwähnte Arbeit von 1904 weitere Untersuchungen über die Beeinflussung der Schädelform durch das Gehirn, so im Deutschen Archiv für klinische Medizin eine Studie über „Die Beziehungen zwischen Innen- und Außenform des Schädels“, im Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 37. Bd., S. 91—99 ein Vortrag (vor der Görlitzer Jahresversammlung) „Über alte und neue Phrenologie“ und 1907 im X. Bande seiner Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie die weitausgreifende Untersuchung über „Das Gehirnrelief der Schläfengegend des menschlichen Schädels“.

Aus Anlaß der Feier von Darwins hundertstem Geburtstag erschien 1910 in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie Schwalbes große Abhandlung über Darwins „Abstammung des Menschen“. Im selben Jahre hatte der Globus im 98. Bande eine ausführliche kritische Besprechung von P. Schmidts „Stellung der Pygmäenvölker“. 1911 brachte in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. XIII, eine Untersuchung über „Das Cuboides secundarium“ und ebenda eine sehr ausführliche Studie über „Die Südamerikanischen Primaten“ mit einer vernichtenden Kritik von Ameghinos phantastischen Anschauungen über den „Diprothomo“.

Volle Meisterschaft zeigt sich auch in der Besprechung von Boules Werk über den fossilen Menschen von La Chapelle-aux-Saints (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie XVI, 1914, S. 527—610), ein an sich wichtiges Buch, das zu beurteilen natur-

gemäß niemand berufener sein konnte als Schwalbe. Derselbe Band enthält auch eine begeistert anerkennende Besprechung von O. Abels „Grundzüge der Paläobiologie der Wirbeltiere", die ja in der Tat in der Bibliothek keines Anthropologen fehlen sollten.

Der XVII. Band bringt eine „Untersuchung über die Bedeutung der äußeren Parasiten für die Phylogenie der Säugetiere und des Menschen" mit dem Nachweise, daß „verwandte Formen von Parasiten auch verwandten Formen von Wirtstieren entsprechen müssen", analog der durch die Präzipitationsreaktion nachgewiesenen Blutsverwandtschaft. Und noch der letzte (XIX.) Band seiner Zeitschrift bringt S. 149 bis 254 eine Untersuchung über den fossilen Affen Oreopithecus Bambolii und als würdigen Abschluß seiner anthropologischen Wirksamkeit, S. 545 bis 668, die „Beiträge zur Kenntnis des Ohres der Primaten", eine weitausgreifende Studie, die für das Verständnis des menschlichen Ohres von der denkbar größten Bedeutung ist und so in zugleich großartiger und rührender Weise den Kreis seiner Studien über das äußere Ohr schließt, der 1889 mit seiner ersten anthropologischen Arbeit über „Die Ohrmuschel als rudimentäres Organ" seinen Anfang genommen hatte.

So war Schwalbes anthropologische Tätigkeit intensiv und extensiv gleich hervorragend, vollkommen als ob sie sein ganzes Leben allein ausgefüllt und nicht nur bloß neben seinem eigentlichen Berufe einhergegangen wäre. Nur ungewöhnliche Arbeitskraft und eiserner Fleiß lassen eine solche Doppeltätigkeit verstehen. Persönlich habe ich stets auch seine große Belesenheit bewundert, und „belesen" war er nicht nur im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern mit einer absoluten Beherrschung der ganzen, für den großen Kreis seiner Arbeiten in Frage kommenden Literatur.

Ebensosehr aber als seine wissenschaftliche Arbeit haben alle, die ihm näher gestanden, auch die abgeklärte Milde seines Wesens geschätzt und geliebt. Strenge war er nur gegen sich selbst; nachsichtig gegen die anderen. Zwei Dinge freilich konnten auch ihn unwirsch und ungeduldig machen, zügellose Phantasie und vordringlicher Dilettantismus. Beide gingen ihm auf die Nerven und im vertrauten Gespräch wie in persönlichen Briefen pflegte er aus seiner Geringschätzung mancher „Kollegen" kein Hehl zu machen. Bei unserem letzten Zusammensein fiel manches harte Wort über solche Dilettanten, die bei aller Tüchtigkeit in ihrem eigentlichen Berufe doch der Meinung seien, man könnte so nebenher „an Sonntag Nachmittagen" auch Anthropologie treiben, ohne jedwede Kenntnis von Literatur und Material. Gewiß, sagte er damals, ist die Anthropologie ursprünglich von Außenseitern und von Dilettanten gemacht worden, wie schließlich jede andere Wissenschaft auch; aber das ist jetzt anders geworden; jetzt ist, dank der Arbeit eben jener Außenseiter, die Anthropologie eine Wissenschaft geworden und fürwahr zu gut für bloß dilettantische Betätigung. Etwas wie heiliger Zorn sprühte damals aus den sonst so milden hellen Augen, die sich nun für immer geschlossen haben.

Uns aber, die zurückbleiben, wird er immer ein leuchtendes Vorbild sein; nie werden wir seine wissenschaftliche Arbeit vergessen, nie seinen durchdringenden Scharfblick, nie auch seine persönliche Güte.

v. Luschan.

Jahresbericht der Cölner Anthropologischen Gesellschaft.

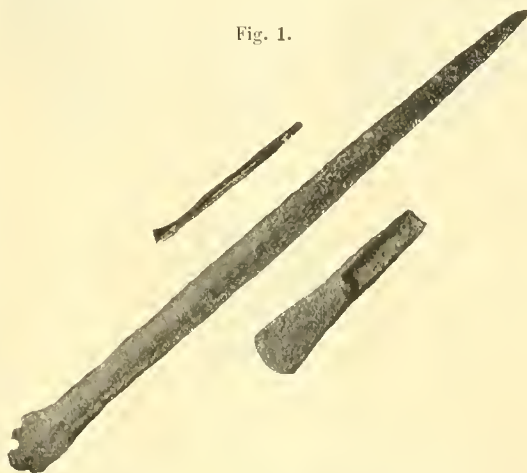
In der Mitgliederversammlung am 20. Oktober 1914 war beschlossen, im Kriege die Arbeit nicht ruhen zu lassen. In Vertretung der im Felde stehenden Vorstandsmitglieder Dr. Profé und Dr. Zilkens übernahmen in der Folge in Vertretung die Geschäfte des Schriftführers: Prof. Dr. Czaplewski, die des Schatzmeisters: Ingenieur Bâtonnier.

Den ersten Vortrag, am 9. Dezember 1914, übernahm Prof. Dr. Czaplewski. Er gab ein ausführliches Referat über die Vorträge der Herren Geheimräte Verworn, Bonnet und Steinmann: „Die diluvialen Skelettfunde bei Oberkassel[1]) (Siebengebirge)“. Herr Geheimrat Prof. Dr. Verworn hatte dazu liebenswürdigerweise Originallichtbilder dem Vortragenden zur Verfügung gestellt. —

Am Mittwoch, den 10. März 1915, sprach in der Mitgliederversammlung der Gesellschaft der Vorsitzende derselben, Rektor Rademacher, über „Die prähistorische Besiedelung des hochwasserfreien Geländes von der Marienburg bis Fühlingen“ (Urgeschichte der Stadt Cöln). Er führte ungefähr folgendes aus:

„Cöln schickt sich an, der Erinnerung an seine römische Zeit durch die Errichtung des Römerbrunnens sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Wenn auch mit der Erhebung der Ansiedlung, der Ubischen Stadt, zur römischen Militärkolonie die eigentliche stadtcölnische Geschichte anhebt, so liegt die Besiedlung des hochwasserfreien Geländes, der sogenannten Alteburger Erhebungen, doch noch sehr viel weiter zurück. Als im 1. Jahrhundert v. Chr. die Ubier auf das linke Rheinufer verpflanzt wurden, ward ihnen als Mittelpunkt ein befestigter Ort gegeben, „Oppidum Ubiorum“. Dies ist das später durch Agrippina zur Stadt erhobene Colonia. Demgemäß hat in diesem Gebiete hier schon eine Ansiedlung bestanden, da die Ubier noch nicht verpflanzt waren. Und in der Tat, es stellt sich immer mehr heraus, daß viele Jahrtausende hindurch schon Ansiedlungen auf dem ganzen Bereiche dieses hochwasserfreien Gebietes gewesen sind. Die ältesten Spuren reichen in die Übergangsperioden von der älteren zur jüngeren Steinzeit, dem Tardénoisien. Charakteristische Funde wurden in der letzten Zeit in der Nähe von Longerich gemacht, während Andeutungen dieser sehr frühen Bewohnungen schon vor einigen Jahren an der Marienburg zutage gekommen waren. Eine reiche Kulturschicht mit zahllosen Abfällen, Scherben, Kohle und typischen Geräten, läßt es ganz außer Frage, daß eine tatsächliche Besiedlung bestanden hat. Auch ein Schädeldach fand sich hier, an dem viele sehr alte diluviale Merkmale sich vorfinden. Die jüngere Steinzeit hat reichere Besiedlung auf dem hochwasserfreien Gebiete gesehen. Zahlreiche Steingeräte, auch Einzelfunde im ganzen Stadtgebiete geben davon Kunde, dann aber

Fig. 1.



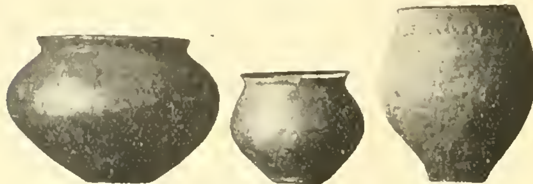
Bronzezeitlicher Grabfund von Cöln-Nippes 1914.
Nadel, Schwert, Absatzaxt.

Grabfunde (Zonenbecher), die an das Ende der Periode (gegen 2000 v. Chr.) zu setzen sind. Die Bronzezeit lieferte fast aus allen Perioden Beweise der Besiedlung. Von der Marienburg stammt ein Flachbeil (gegen 2000 v. Chr.), andere Bronzeäxte fanden sich in Cöln selbst und Longerich. In die mittlere Bronzezeit führt ein Fund aus Nippes (Schwert, Absatzaxt und Nadel). Die Longericher Gegend war demnach auch, wie dies keramische Funde andeuten, wieder besiedelt. Die Bronzezeit dauert bei uns von etwa 2000 bis 1200 v. Chr. Die erste Eisenzeit (1200 bis 500 v. Chr.) sah für den Niederrhein zum ersten Male eine sehr ausgedehnte Bevölkerung. Zu Tausenden sind die Grabhügel aus der Zeit erhalten. Damals war das Stadtgebiet

[1]) Eine eingehende Publikation über den Fund wird von den genannten Herren vorbereitet. Es handelt sich um zwei pietätvoll in einem Grabe bestattete Individuen, Mann und Frau, deren Skelette 1914 bei Steinbrucharbeiten zum Vorschein gekommen waren. Der Fund gehört an das Ende des Magdalénien.

Cöln an mehreren Stellen besiedelt. Eine Niederlassung mit Grabfeld befand sich an der Marienburg, eine zweite wieder in der Longerich-Fühlinger Gegend. Alle Phasen der Periode lassen sich auf diesem Grabfelde nachweisen. Mit dem 6. Jahrhundert v. Chr. beginnt für den Niederrhein die germanische Zeit. Gegen 500 erfolgte die Einwanderung der germanischen Stämme. Auch ihre Siedlungsreste lassen sich auf dem Cölner Gebiete wenigstens für das 2. Jahrhundert v. Chr. nachweisen. Gewiß sind sie noch sehr zahlreich in der Erde verborgen, da die germanischen Gräber der ganzen Periode von 500 an bis zur fränkischen Zeit als einfache Brandgruben ohne Hügelbestattung nicht leicht aufgefunden werden können. Germanische Dörfer haben demgemäß auf dem hochwasserfreien Gebiete bestanden schon von 500 v. Chr.

Fig. 2.



Von dem eisenzeitlichen Grabfeld Cöln-Marienburg.

Fig. 3.



Glockenbecher von Fühlingen.

an. Sie lassen sich bis jetzt nachweisen aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. und dem 2. bis 3. Jahrhundert n. Chr. Damals befand sich bereits an der Marienburg ein weites germanisches Dorf. Die Besiedlungsreste des germanischen Platzes, der dann später als „Oppidum Ubiorum" und als „Colonia Claudia Augusta Agripinensis" weiterlebte, sind natürlich durch die zahlreichen Neubauten im Stadtgebiete längst verschwunden."

In der Mitgliederversammlung am 21. April 1915 berichtete nach Erledigung der geschäftlichen Mitteilungen der Vorsitzende der Gesellschaft, Rektor Rademacher, über „einen neuen diluvialen Fund aus der Cölner Gegend".

Während diluviale Werkzeuge aus den Rheinlanden früher nur vom Martinsberg von Andernach, vom Buchenloch bei Gerolstein, sowie durch die Ausgrabungen der Gesellschaft aus der Kartsteinhöhle bei Eiserfey bekannt waren, konnte der Vorsitzende jüngst eine abgerollte Feuersteinklinge der jüngeren Zeit des Diluviums (Aurignacien) aus Fühlingen vorzeigen. Jetzt hat nun ein durch die Gesellschaft interessierter einfacher Bauer bei Birringhoven im Siegkreis in der Kiesschicht einen diluvialen Feuersteinfaustkeil gefunden und als solchen richtig erkannt. Derselbe gehört in die Periode des absterbenden Faustkeiles, Moustérien (Zeitalter des Neandertalmenschen). Leider war die Fundstelle für eine wissenschaftliche Untersuchung bereits zerstört. —

Darauf hielt Prof. Czaplewski seinen angekündigten Vortrag über den „diluvialen Menschenfund von Chancelade mit Rückblicken und Ausblicken auf die diluvialen Menschenrassen". Durch die neueren Funde des Homo Moustériensis und Homo Aurignacensis, namentlich aber durch die so bedeutsamen neuen diluvialen Funde aus dem Magdalénien bei Oberkassel, werde es, wie der Redner ausführte, notwendig, auch auf ältere Funde zurückzugreifen, die neben den hervorstechenden Funden der Neandertalrasse zunächst weniger Aufmerksamkeit gefunden hätten. Unter diesen scheine von besonderer Bedeutung ein Fund von Chancelade, welchen der Vortragende eingehend nach der leider schwer zugänglichen Arbeit Testuts schilderte.

Zum Vergleich wurden die Neandertalrasse, Homo Moustériensis, Homo Aurignacensis, sowie die Cromagnon- und Grimaldirasse besprochen. Für die Vergleiche der Unterkieferbildung wurden die Funde von Mauer, der Homo Moustériensis, Homo Aurignacensis, sowie die Cromagnon- und Grimaldirasse herangezogen.

Bei dem Funde von Chancelade, welcher übrigens schon aus dem Jahre 1888 stammt, handelt es sich um einen Menschen mit schön gebildetem, gut entwickeltem Schädel von übernormaler Kapazität, ohne neandertaloide Merkmale. Derselbe weist manche Ähnlichkeiten mit dem Homo Aurignacensis und den Funden von Cromagnon, sowie namentlich von Oberkassel auf. Er zeigt aber auch wieder deutliche Abweichungen. Vortragender betonte dabei die Bedeutung der Norma verticalis und namentlich der Norma occipitalis, d. h. der Ansicht von oben und von hinten gegenüber der im allgemeinen bevorzugten Norma lateralis, d. h. der Seitenansicht, für die Zwecke der Vergleichung. Sehr interessant ist namentlich auch die Unterkieferbildung mit stark vorspringendem Kinn mit gewulstetem auskragenden Rande des unteren äußeren Randes der Kinnlade. Der Unterkiefer erinnert dadurch an Cromagnon und zeigt gewisse Beziehungen zum Homo Aurignacensis

und der Grimaldirasse, namentlich oben zu den Funden von Oberkassel.

Der Vortragende warnte vor irreführenden Verallgemeinerungen aus Einzelfunden. Es sei notwendig, nicht gleich immer verallgemeinern zu wollen, sondern gewissenhaft alle Funde zu sammeln, sorgfältig zu beschreiben, um dadurch allmählich zu immer festeren Grundlagen zu kommen. —

Am 17. Mai 1915 wiederholte der Vorsitzende der Gesellschaft, Rektor Rademacher, im großen Gürzenichsaale seinen Vortrag vom 10. März 1915. Er sprach nochmals über „Aus Cölns Vorzeit. Vier Jahrtausende der Besiedlung des stadtcölnischen Gebietes". —

Am Sonntag, den 5. Juni, folgte die Gesellschaft der Einladung ihres Mitgliedes Herrn Sanitätsrat Dr. Dormagen zur Besichtigung der Stiftung „Dr. Dormagen" in Cöln-Merheim. Unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Sanitätsrats Dr. Dormagen und des Oberarztes der Stiftung, Herrn Dr. Landwehr, der zurzeit auf Urlaub aus dem Felde weilte, wurde auf einem Rundgange die ganze Anstalt besichtigt. Besonderes Interesse erweckten die Werkstätten im Betriebe, die sauberen Schlafsäle und luftigen Unterkunftsräume der Stiftung. Wohltuend berührte die liebenswürdige Art, womit der Lehrer der Stiftung, Herr Thomé, mit den Kindern umzugehen wußte. Mit Bewunderung sahen die zahlreich erschienenen Mitglieder, wie das Krüppelheim mit großem Erfolge bestrebt ist, die armen Krüppel, die Stiefkinder des Lebens, zu brauchbaren, auf sich selbst gestellten und zufriedenen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen.

Nachdem der Vorsitzende der Gesellschaft, Rektor Rademacher, dem unermüdlichen Förderer des Krüppelheims, Herrn Sanitätsrat Dr. Dormagen und dem Oberarzt Herrn Dr. Landwehr, Herrn Thomé und den Schwestern den warmen Dank der Gesellschaft für die hochinteressante Führung ausgesprochen hatte, folgte nach einer kurzen Wanderung die Besichtigung des Ausgrabungsfeldes in Fühlingen, welches für die Geschichte der Stadt Cöln so wichtige Funde ergeben hat. Herr Springensgut, welcher die Funde daselbst im Auftrage der Gesellschaft verfolgt hatte, berichtete an Ort und Stelle unter Vorlage von Photographien und Karte über die Funde.

Auf der ehemals Oppenheimschen Rennbahn zu Fühlingen wurde bei Baggerarbeiten ein Gräberfeld entdeckt. Eine systematische Ausgrabung war leider nicht möglich, da die Grabhügel eingeebnet waren. Die Urnen kamen bei den Baggerarbeiten zum Vorschein; viele wurden dabei beschädigt, doch gelang es, eine größere Zahl zu retten. Wie auf der rechten Rheinseite zwischen Sieg und Wupper standen die (sämtlich mit einem Deckel zugedeckten) Urnen in verschiedener Tiefe auf gewachsenem Boden, umgeben von einer Aschenschicht. Der Inhalt bestand aus Knochen, Asche und Sand. Bronzereste fanden sich nur zweimal, darunter eine gut patinierte Bronzenadel mit großem Kopf. Beigefäße waren sehr häufig. Die im ganzen etwa 175 Gräber (über deren Wichtigkeit Rektor Rademacher bereits in mehreren Vorträgen berichtet hat) stammen aus der Steinzeit, Hallstattzeit, La Tène- und Römerzeit. Das einzige „römische" Grab, eine aus zwölf großen Tuffsteinplatten gebildete Steinkiste von 1,5 zu 1 m auf dem höchsten Punkte des Plateaus enthielt ein leider ganz zerfallenes Kinderskelett. Außer den Gräbern konnten noch verschiedene Ansiedlungen festgestellt werden, eine aus dem Tardénoisien (Übergang vom Diluvium zum Alluvium), eine aus der jüngeren Steinzeit (Zonenbecherscherben), zwei aus der Bronzezeit (Scherben körbchenartiger Gefäße), eine aus der Hallstattzeit, zwei aus der La Tènezeit (charakteristische Scherben und Eisenfibel), sowie mehr als 40 Ansiedlungen aus der römischen Zeit und römisch-fränkischen Zeit (hierbei die einzige dort gefundene römische Bronzemünze des Valens, etwa 370 n. Chr.). Aus der karolingischen Zeit, etwa 1000 n. Chr., fanden sich auch Kulturreste (Scherben mit Reliefbändern von Amphoren). Das Grab mit dem goldenen Sarge des Heidenkönigs, der nach der Sage hier begraben sein soll, wurde freilich nicht gefunden, doch kann das Prähistorische Museum und die Cölner Anthropologische Gesellschaft mit der Ausbeute sehr zufrieden sein, welche für das „stadtcölnische Gebiet" so wichtige Aufschlüsse gegeben hat. —

Die Cölnische Anthropologische Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, die vorgeschichtliche Vergangenheit der Stadt Cöln ihren Mitgliedern zu vermitteln, und zwar durch Vorträge und Wanderungen zu den vorgeschichtlich bedeutsamen Stätten des Stadtgebietes. Den Beschluß dieser Veranstaltungen bildete eine am 4. Juli 1915 stattgefundene Wanderung durch das rechtsrheinische Cölner Gebiet. Gerade dieser Teil des Stadtgebietes zeichnet sich durch eine Fülle wichtiger Fundplätze aus.

Eine stattliche Anzahl Damen und Herren nahmen an der Wanderung teil. Zunächst ging es nach Dünnwald in die dortigen Wälder zu den dort liegenden Grabstätten. Der Vorsitzende

der Gesellschaft, Rektor Rademacher, begrüßte auf einer solchen die Teilnehmer, sprach von der Geschichte der Erforschung der niederrheinischen Grabhügel im allgemeinen, wies nach, daß ihre Errichtung in die erste Eisenzeit (1200 bis 500 v. Chr.) zu setzen ist, da nicht Germanen die Grabhügel errichtet, wie so lange angenommen wurde, sondern eine vorgermanische Bevölkerung hier am Niederrhein gesessen habe. Redner schilderte die Kultur dieser Zeit und zeigte, wie etwa im 5. Jahrhundert v. Chr. die Germanen aus Westfalen den Niederrhein besetzt haben. Anlage und Einrichtung der Grabhügel konnte an Ort und Stelle gezeigt werden. Die Leichen wurden verbrannt, die Reste pietätvoll nach gewissen Grundsätzen in Urnen geborgen, diese mit einem Deckel verschlossen, oft ein kleines Beigefäß hinzugefügt, das Ganze dann auf den Boden gestellt und ein kleiner oder größerer Hügel darüber errichtet.

Von Dünnwald ging die Wanderung nach Delbrück. Fast in ununterbrochenem Zuge setzen sich, allerdings vereinzelt, die Grabhügel von Dünnwald bis zum Bahnhof Delbrück fort und leiten so zu dem größten Grabfeld nicht nur des Stadtgebietes, sondern des ganzen Bezirkes zwischen Sieg und Wupper, der sogenannten „Iddelsfelder Hardt“ über. Der Vorsitzende berichtete dann über die Funde von dieser über 1200 Grabhügel zählenden Stätte, die dann, so viel als es die Hitze erlaubte, in Augenschein genommen ward. Der ganze Platz ist mit Tannen bestanden. Hügel wölbt sich hier an Hügel, von den kleinsten, unscheinbaren bis zu mächtigen Erhöhungen; auch Langgräber kommen vor. Weitere Grabfelder in Königsforst wurden noch besucht; eines gleich an der Landstraße ist seit einigen Jahren abgebaggert. Im „Waldhotel“ fand bei verdientem Trunk die Wanderung ihren Schluß. —

Über die Vermehrung der Sammlungen und die weitere Ausgestaltung des Cölner Prähistorischen Museums berichtete am Mittwoch, den 28. Juli 1915, in der Monatsversammlung der Cölner Anthropologischen Gesellschaft der Vorsitzende, Rektor Rademacher, im Museum selbst.

Großen Zuwachs hat das Museum in der letzten Zeit zu verzeichnen, sowohl durch den Ankauf umfangreicher Sammlungen, wie durch Zuwendungen. Die Darstellung des Entwickelungsganges der Kultur des Menschen erfolgte durch Vermehrung von einschlägigen Funden, sowie besonders durch die Einrichtung einer Abteilung „diluviale Kunst“, welch letztere das interessanteste Problem der ganzen diluvialen Menschenforschung bildet. Skulptur Gravur, Zeichnen und Malerei lassen sich an dem vorhandenen Material nunmehr übersehen und geben Einsicht in die Psyche des Menschen. Aus dem Knochenmaterial der Kartsteinhöhle konnten zwei vollständige riesige Schädel des Höhlenbären zusammengesetzt werden. An wichtigen größeren Ankäufen sind zu verzeichnen zunächst der Erwerb einer umfangreichen Sammlung „Steingeräte der Sahara“, die von einem deutschen Forscher kurz vor dem Kriege gesammelt waren. Dieselbe gibt ein anschauliches Bild der kulturellen Zusammenhänge nordafrikanischer und europäischer Kultur, sowohl während wie nach dem Diluvium.

Die Steintechnik der nordgermanischen jüngeren Steinzeit, auch aus der Kjökkenmöddinger-Stufe (Küchenabfallhaufen), brachte der Ankauf einer großen Sammlung zu einem gewissen Abschluß. Reiche Serien prachtvoller Beile und Dolche sind darunter, auch geschlossene Grabfunde mit zum Teil wertvollem Inhalt an Gefäßen, Steinbeilen und Bronzen (Schwertern).

Die erste Eisenzeit unserer niederrheinischen Heimat (1200 bis 500 v. Chr.) vermehrte sich ebenfalls durch Grabfunde aus diesem Gebiete, aus denen besonders einige von Scheuerbusch bei Wahn (Geschenke der Direktion der Dynamitfabrik) hervorzuheben sind. Sie stammen aus dem 12. bis 10. Jahrhundert v. Chr. Die zweite Eisenzeit für den Niederrhein, die germanische Zeit, konnte sich durch Ausgrabungen, Ankäufe und Schenkungen zum ersten Male gut entwickeln; daneben fand aber auch die entsprechende keltische Kultur weitere Berücksichtigung. Die germanische Kultur der römischen Kaiserzeit fand weitere Aufklärung durch die umfangreichen Ausgrabungen in Opladen. Den Abschluß der nordgermanischen Kultur (Wickingerzeit) zeigen die reichen Bronzefunde aus Wickingergräbern des 6. Jahrhunderts n. Chr. von der ostpreußischen Grenze (Fibeln, Hals- und Armringe, Brustschmuck).

Neben der Beschaffung dieses Urkundenmaterials, das zu entziffern der vorgeschichtlichen Forschung in immer größerem Maße gelingt, hat das Museum sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, die Kulturen der verschiedenen Epochen selbst durch Bilder und Modelle zu veranschaulichen (Grab- und Hausbauten der verschiedenen Zeiten). Insbesondere soll durch sogenannte Entwickelungsreihen die Arbeit des menschlichen Geistes bei der Vervollkommnung eines Werkzeuges oder Schmuckgegenstandes dargestellt werden. Kein Objekt ist

hierfür anschaulicher als die Axt. Die Zusammenstellung von mehr als 30 Äxten aus sämtlichen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Perioden gibt die Entwickelung von dem diluvialen Faustkeil bis zur modernen Axt wieder. In entsprechender Weise ist noch die Entwickelung des Dolches und der Fibel (Gewandspange, Brosche) zur Darstellung gebracht worden.

Der neue Führer, in welchem alle Neuerwerbungen und Umordnungen berücksichtigt sind, ist in 3. Auflage erschienen. —

Sonnabend, den 25. September 1915, vereinigte die Cölner Anthropologische Gesellschaft eine stattliche Anzahl Mitglieder mit ihren Damen und Gästen zu einem Besuche der vorgeschichtlichen Grabhügel des Vorgebirges in der Umgegend von Brühl und Kierberg. Vom schönsten Wetter begünstigt, ging die Wanderung vom Bahnhof Kierberg zu dem nahe gelegenen Hochwald, der eine Anzahl von etwa 40 Grabhügeln umfaßt, die meist aus der ersten Eisenzeit (1200 bis 500 v. Chr.), einzelne jedoch aus der jüngeren Steinzeit, und zwar aus dem Ende dieser Periode stammen. Auf einem der bedeutenderen Hügel begrüßte der Vorsitzende der Gesellschaft, Rektor Rademacher, die Erschienenen und besonders die Bonner Gäste, Herrn Geheimrat Verworn, der mit mehreren anderen Professoren der Bonner Universität als Vertreter der Bonner Anthropologischen Gesellschaft an der Wanderung teilnahm. Kirchenmaler Tholen berichtete über die Gräber, die Zeit ihrer Entstehung und gab eingehende Beiträge zur Kultur der einzelnen durch die Grabhügel vertretenen Perioden. Nach einer gemeinsamen Wanderung durch den herbstlich prangenden Wald wurde die Braunkohlengrube „Gruhlwerk“ besucht. Der Direktor des Werkes führte zunächst der Gesellschaft die Art und Weise des Tagebaues vor, wobei an Ort und Stelle die Entwickelung dieser bedeutsamen Flöze und die Gewinnung ihrer Schätze in Augenschein genommen werden konnte. Daran schloß sich ein Rundgang durch die Brikettwerke, deren mächtige Ausdehnung und zweckmäßige Einrichtung die Bewunderung aller Teilnehmer hervorrief. Zum Schluß vereinigte die Direktion der Grube die Gesellschaft zu einem gastfreien Imbiß in den Räumen des Bahnhofs Kierberg. —

Wiederholt haben in letzter Zeit die Tagesblätter Artikel über den Aberglauben in diesem Kriege und über Amulette gebracht, deshalb war es sehr zeitgemäß, daß die Cölner Anthropologische Gesellschaft dieses Thema zu einem Vortrage für Mittwoch, den 20. Oktober 1915, wählte.

Sanitätsrat Dr. Dormagen zeigte dabei an Hand seiner Sammlung, daß der Aberglaube im Kriege und die Vorstellung von Schutzkraft der Amulette immer und überall bestanden haben.

„Unser prähistorisches Museum, dessen Besuch nicht warm genug empfohlen werden kann, enthält bereits aus prähistorischer Zeit Amulette aus Ton, Bein, Stein und Bronze einfachster Art, bestehend aus runden Scheiben u. dgl.

In Ägypten aber, das schon vor Tausenden von Jahren eine hohe Kultur besessen, finden sie sich in mannigfacher Gestalt, als Nachbildungen von Gottheiten, heiligen Tieren: Katzen, Sperber, Schakal, vor allem aber in Gestalt des berühmten heiligen Scarabäus.

Die Römer verfertigten Amulette aus Bronze für Seefahrer, erotische und solche gegen den sogenannten bösen Blick. Die Araber und Perser nannten ihre Amulette „Talismane“. Diese brauchen nicht getragen zu werden; sie können auch am Hause befestigt sein; der Talisman kann aber nur abwehren, nicht Gutes wirken.

Von diesen Völkern kam der Gebrauch der Amulette auch in die christliche Kirche. Wenn nun auch das Tragen derselben von verschiedenen Synoden bei Strafe verboten wurde, so konnte es doch nicht verhindert werden. Deshalb sorgte die Kirche dafür, daß dieser heidnische Überrest sich in christliche Formen hüllte: Anhänger in Kreuzform und Figuren von Heiligen; in byzantinischer Zeit mit dem heiligen Georg und St. Michael.

Im Mittelalter, wo der Aberglaube reichlich blühte (man denke an die Wahrsagungen der Astrologie, die Alchemie, den Teufelsspuk, die Geistererscheinungen, an die Ordalien oder Gottesurteile, an die Hexenprozesse), wurden, zumal gegen Krankheiten, unzählige Arten von Amuletten in verbis, in herbis et in lapidibus getragen. So zeigte der Vortragende denn zahlreiche sogenannte Hexenbriefe, Kräuter und Halbedelsteine, die als Amulette gedient hatten. Bei der Herstellung der Amulette wurden vielfach die ekelhaftesten Sachen, wie verbrannte Kröten, Regenwürmer, Menschenmoos und widerliche Kräuter verwandt; dieses rührt von der Vorstellung her, daß das, was dem Menschen widerlich ist, auch auf die Dämonen und bösen Geister, gegen welche man sich schützen wollte, abschreckend wirke.

Aber auch jetzt noch werden Amulette, zumal in diesem Kriege, getragen. Bei Wertheim in Berlin ist die Alraunwurzel, die einst als

Alraunmännchen eine große Rolle spielte, noch heute zu haben. Das bei vielen Völkern vorkommende Svastikakreuz liegt bei unseren Juwelieren im Schaufenster aus. Das vierblätterige Kleeblatt wird den Soldaten von ihren Bräuten verehrt. In verschiedenen Drogengeschäften sind Zahnhalsbänder für Kinder feil.

So finden wir denn überhaupt den Aberglauben namentlich im Kriege zu allen Zeiten, so bei den Griechen, besonders bei den Römern, die aus dem Fluge der Vögel, dem Fressen der Hühner Glück oder Unglück weissagten. Im 30 jährigen Kriege war das Fest-, Stichfest- oder Gefrorenmachen weit verbreitet. Es wurden hierzu besonders Sprüche oder Zeremonien vorgenommen oder bestimmte Zaubermittel, besonders die Alraunwurzel oder Allermannsharnisch oder das sogenannte Not-St. Georgssiegeshemd, das von reinen Jungfrauen unter bestimmten Zeremonien in heiliger Stunde gesponnen wurde, angewandt, wie auch in Wallensteins Lager und im Freischütz sehr eingehend geschildert wird.

Ferner spielen Tiere eine große Rolle im Kriege. Bei den alten Germanen galt das Pferd als glückbringend. Heute bezeichnet man das Glückschweinchen, den Maikäfer und den Marienkäfer als glückbringend, dagegen den Hasen, die Biene, den Raben und die Dohle als unglückbringend. Weit verbreitet war auch der Wund- und Blutstillungszauber, wofür es Tausende von Rezepten gibt, nicht allein von Schäfern oder alten schieläugigen Weibern (Hexen), sondern auch von wissenschaftlich hochgebildeten Ärzten.

Damit vergleiche man die heutigen Vorsichtsmaßregeln bei Volksseuchen und die Behandlung der Wunden, der Kopf-, Bauch- und Gelenkschüsse, die früher, noch 1870, fast alle tödlich waren, mit ihren ans Wunderbare grenzenden Erfolgen. —

Am Donnerstag, den 18. November 1915, hielt die Cölner Anthropologische Gesellschaft ihre Mitgliederversammlung im Museum für Volkshygiene ab.

Das Thema des Abends war: „Höhlen und Höhlenfunde im Neandertale", Referenten Herr Kirchenmaler Tholen und Herr Prof. Dr. Czaplewski.

Zuerst berichtete Herr Kirchenmaler Tholen auf Grund genauerer Studien an Ort und Stelle über das Neandertal und seinen jetzigen Zustand. Nach kurzen Bemerkungen über die Bedeutung der Auffindung des fossilen Menschenskeletts im Neandertale suchte der Vortragende ein Bild von dem ursprünglichen Zustande des Tales, zum Teil nach Angaben von noch lebenden Zeugen der damaligen Zeit, zu entwerfen. Man hat sich das Neandertal als eine etwa 2 km lange, 60 bis 70 m tiefe, von der Düssel durchströmte Schlucht zu denken, in der sich eine Anzahl verschieden großer natürlicher Höhlen öffneten. Heute ist das Tal durch Steinbruchbetrieb vollständig zerstört. Nach kurzen Ausführungen über die Bedeutung der Höhlen für den diluvialen Menschen überhaupt, schilderte Redner eingehend die Auffindung des Skeletts in einer kleinen, vorhin gar nicht beachteten Höhle, darauf den besonders über die auffallende Form des Schädels einsetzenden Streit der deutschen und ausländischen Gelehrten, der erst sein Ende fand, als an anderen Orten fossile Menschenschädel mit gleichen Formen gefunden wurden. Redner machte es sodann wahrscheinlich, daß der Neandertalmann in der Höhle pietätvoll beigesetzt sei, die Skeletteile also nicht von einem zufällig durch Wasserfluten angeschwemmten Toten herrühren, wie bisher meistens angenommen wurde. Die Auffindung eines zweiten Skeletts spricht noch mehr für diese Annahme. Zum Schluß faßte Redner das Hauptresultat seiner Untersuchungen in folgendem Satze zusammen: Das Neandertal war durch seine günstige Lage am Rande der Rheinebene, sowie durch eine Anzahl von großen offenen Höhlen als Wohnstätte für den diluvialen Menschen sehr geeignet, und da dortselbst zwei diluviale Menschenskelette gefunden sind, die höchstwahrscheinlich von Bestattungen herrühren, so dürfen wir unbedingt das Neandertal in die Reihe der diluvialen Wohnstationen aufnehmen. —

Eine wirksame Ergänzung zu dem Vortrage des Herrn Tholen brachte der zweite Redner des Abends, Herr Prof. Dr. Czaplewski, indem er aus zwei, den Mitgliedern der Gesellschaft unbekannten älteren Publikationen den früheren ursprünglichen Zustand des Neandertales vor seiner Zerstörung durch den Steinbruchbetrieb schilderte. Die erste Schrift vom Jahre 1835, „Wanderung zur Neanderhöhle", ist von Hofrat Dr. J. H. Bongard. Die ganze Gegend des Neandertales mit seinen Höhlen wird eingehend geschildert und konnte, da auch gute Abbildungen in dem kleinen Werke vorhanden sind, vom Vortragenden im Lichtbilde zur Erläuterung vorgeführt werden.

Die zweite Schrift aus dem Jahre 1852 ist ein ausführlicher Zeitungsartikel der „Kölnischen Zeitung" von dem bekannten Bonner Geologen Noeggerath, dessen Einsicht der Vortragende der Liberalität der „Kölnischen Zeitung" verdankt. Noeggerath knüpft an aus dem Ne-

andertale stammende ausgestellte Marmorproben an und schildert dann einen Besuch des Neandertales. Noch (1852) ist viel erhalten, so auch die Höhlen; aber schon ist eine Eisenindustrie emporgeblüht, nachdem der Schienenstrang die Gegend erschlossen. Der Besuch des schönen Tales ist dadurch erleichtert, aber auch eine Steinbruchindustrie hat sich am Ausgang des Tales niedergelassen und beginnt dasselbe anzuschneiden.

Der Vortragende schilderte dann nach den Angaben von Fuhlrott, Lyell u.a. die fortschreitende Zerstörung des Tales, die heute eine fast vollständige genannt werden kann.

Redner hebt die Zerstörung des Neandertales als warnendes Beispiel hervor, welche unersetzliche Werte nicht nur durch den Krieg, sondern — falls nicht Obacht gegeben wird — auch als Opfer der Arbeit des Friedens zerstört werden.

Für Düsseldorf, Elberfeld und die nähere und weitere Umgebung der Rheinlande ist damit eine der schönsten Gegenden zerstört. Für die Anthropologie, für Deutschland und die Menschheit bedeutet dieser Verlust mehr, denn mit dem romantischen Neandertal ist unzweifelhaft eine der allerwichtigsten Familienurkunden der Menschheit, welche bis dahin alle Zeiten überdauert hatte, als sie ans Licht kam in letzter Stunde, aus Unachtsamkeit verloren gegangen.

Der Neandertalfund selbst ist ganz unvollständig, seine Zusammengehörigkeit zweifelhaft, der Fundbericht höchst lückenhaft. Weitere zahlreiche Funde (meist Tierknochen) aus dem Neandertale sind gemacht, aber zerstreut, wer weiß wohin. Prof. Dr. Czaplewski bittet daher um gütige Nachrichten über solche Funde und ihren Verbleib, sowie über das Neandertal in seinem früheren Zustande. Auch regt er an, noch vorhandene Schriften, welche heute zum Teil nur noch durch Zufall zu erhalten sind, der Cölner Anthropologischen Gesellschaft bzw. dem Prähistorischen Museum im Bayenturm überweisen zu wollen, ehe sie der Vernichtung preisgegeben werden.

Es ist im höchsten Maße bedauerlich, daß man das Neandertal mit seinen Schönheiten und Reizen, seinen so wichtigen Grotten hat untergehen lassen. Das Bergische Land hatte in dem Neandertale mit seinen Höhlen sozusagen ein deutsches Vézèretal vor den Toren seiner Städte, zu dessen Ausgrabung Bongard sowohl wie Noeggerath direkt auffordern.

Man hat über den Schädelrest die tiefsinnigsten, zum Teil vollkommen falschen Abhandlungen geschrieben und dabei untätig zugesehen, ohne sie genauestens zu durchforschen, wie die wichtigsten Fundstellen unaufhaltsam zerstört wurden. —

In der Mitgliederversammlung der Cölner Anthropologischen Gesellschaft am Mittwoch, den 15. Dezember 1915, die im Vortragssaale des Museums für Volkshygiene stattfand, sprach der Vorsitzende der Gesellschaft, Rektor Rademacher, zunächst über die rheinischen Grabhügel, deren Herkunft und Zeitstellung sich durch die Arbeiten und Sammlungen des Cölner Prähistorischen Museums ergeben haben.

Die Grabhügel gehören der ersten Eisenzeit an (1200 bis 500 v. Chr.). Gegen Ende dieser Periode erfolgte am Niederrhein, besonders im Sieg-Wuppergebiet, die Einwanderung der Germanen, die seitdem beständig nach Süden drängten und etwa um das Jahr 100 v. Chr. den Main erreichten.

Fig. 4.



Göttervase vom Fliegenberge bei Troisdorf.

Die Germanen hatten die Hügelbestattung nicht mehr, sondern setzten ihre Toten in sogenannten Urnenfeldern bei. Die germanischen Flachgräber sind am Fliegenberge bei Troisdorf, im Kreise Mülheim und auf dem Vorgebirge festgestellt worden. Sie gehören dem 3. Jahrhundert v. Chr. an. Germanische Gräber aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. fanden sich bei Cöln (Fühlingen und Fliegenberg) und Mayen. Zahlreicher sind in unserem Gebiete die germanischen Fundstellen des 1., 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. Die erste derartige Niederlassung wurde am Fliegenberge bei Troisdorf entdeckt und untersucht. Außer Gräbern fanden sich hier Wohnanlagen (mehrfach mit rundem Grundriß). Von hier stammt auch die berühmte Göttervase des Cölner Prähistorischen Museums, ein Tongefäß mit sechs Götterbildnissen auf der Bauchwand. Weitere Gräber dieser Periode

befinden sich bei Niederpleiß, in Scheuerbusch bei Wahn, im Kreise Mülheim, besonders jedoch auf dem Rosentalsberg bei Opladen.

Über dieses Grabfeld berichtete Herr Springensgut etwa folgendes: „Während bei Eröffnung des Prähistorischen Museums im Bayenturm im Jahre 1906 germanische Grabfunde aus der Cölner Umgebung fehlten, sind dort jetzt solche von sieben Grabfeldern vorhanden (linksrheinisch von Trippelsdorf am Vorgebirge und Fühlingen, rechtsrheinisch von Niederpleis, Fliegenberg, Wahn, Mülheim und Rheindorf bei Opladen). Das letzte Grabfeld ergab zahlreiche Funde vom Ende des 1. bis 4. Jahrhunderts n. Chr.: Fußurnen, Buckelurnen, Kumpen, Terra sigillata-Schalen, Gewandspangen aus Eisen, Bronze und Silber, auch emaillierte; außerdem in Männergräbern Schildbuckel, Schildbeschläge; in Frauengräbern Nähnadeln, Haarnadeln und Kämme; in Kindergräbern Spielzeug, nämlich Tonpuppe und bronzene Rassel. Ferner fanden sich Beschlagstücke und Nägel aus Eisen und Bronze, Messer, Wetzsteine, eiserne Scheren, Teile von Bronzesieb und Kasserolen, Schmuckperlen aus Glas und Ton und sonstiges. Das Ergebnis der Untersuchung der 245 Gräber ist kurz folgendes: 1. Die Gräber sind Flachgräber, keine Hügelgräber, und liegen in zeitlich zusammengehörigen Gruppen. 2. Zum Verbrennen der Toten wurde meist Eichenholz verwendet. 3. Die Beigaben wurden oft absichtlich zerbrochen. 4. Die Metallbearbeitung stand in hoher Blüte, was die zierlichen, mit Silberfiligran verzierten Eisenfibeln beweisen, die geschmiedet wurden, während die Bronzefibeln gegossen wurden. 5. Die germanische Metallarbeit und Töpferei ist durch die römische Kultur nicht wesentlich beeinflußt.

An Stelle des großen germanischen Gräberfeldes auf der Rheindorfer Hardt oder Rosentalsberg knüpft sich eine Sage, nach welcher der tote Heidenkönig in einem goldenen Sarge auf einem mit vier weißen Ochsen bespannten Wagen in den Wald gefahren und dort mit reichen Schätzen beigesetzt worden sei. Am Rande des Grabfeldes ist die Stelle einer wahrscheinlich germanischen Hütte gefunden worden, welche vielleicht dem Wächter des Grabfeldes als Wohnung diente."

Zum Schluß legte Rektor Rademacher eine Anzahl geschäfteter Steinbeile vor. Die Schäftungen sind genaue Nachbildungen erhaltener Originale aus Pfahlbauten, Gräbern und Mooren und sind aus Eschenholz, und zwar aus besonders astreichen Stücken hergestellt. Versuche ergaben, daß andere Hölzer bei der Benutzung sofort zersplitterten.

Eines der Beile, eine große Zimmeraxt mit geschwungenem Stiel, eignete sich vorzüglich zur Arbeit. Ein mäßiger Buchenstamm wurde mit derselben in 13 Minuten durchgehauen, 8 Minuten erforderte dieselbe Arbeit mit einer modernen Eisenaxt. Diese Beile erklären die Kulturhöhe des Steinzeitalters.

Herr Regierungsbauführer E. Rademacher hat die Schäftungen für das Prähistorische Museum hergestellt. —

In der Mitgliederversammlung der Cölner Anthropologischen Gesellschaft am Mittwoch, den 12. Januar 1916, sprach Herr Architekt Eberlein über die „Typen des deutschen Hauses". Redner hatte im Laufe der Jahre in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und angrenzenden Ländern viele Studien und Aufnahmen gemacht, welche er in Lichtbildern vorführte. Hauptsächlich waren es die Typen der Westgermanen, welche eingehend erläutert wurden, und zwar: 1. das fränkische Haus, 2. das friesisch-niedersächsische Haus, 3. das suevische Haus. Die ältesten Beispiele, welche wir über das deutsche Haus besitzen, sind Hausurnen, Funde teils aus vorgeschichtlicher und teils aus geschichtlicher Zeit. Eine Anzahl steinerner Hausurnen aus Elsaß und Lothringen, welche aus der Zeit zwischen 250 bis 300 n. Chr. stammen, wurden einleitend gezeigt; desgleichen primitive Ursprungstypen und Hünenbetten. Hierauf wurde auf das fränkische Haus eingegangen, welches mit dem suevischen und dem friesisch-niedersächsischen als Ursprungsmotiv den Zeltbau aufweist. Gemeinsam ist diesen drei Typen der Fachwerkbau mit steilen Dächern und einem dreiteiligen Grundplan. Nur das friesische Haus weist eine Kombination mit einem älteren nordischen Typus auf. In seinen Ursprungsformen hat sich das fränkische Haus in Holland südlich der Vechte und am Niederrhein nördlich Krefeld am besten erhalten, während das rheinfränkische eine weitere Entwickelung zeigt. Die 400 jährige Kolonisation der Römer am linken Rheinufer hat sich bei dem fränkischen Hause eigentlich nur auf die Anordnung der Wirtschaftsgebäude erstreckt, während das eigentliche Haus echt deutsch blieb. Beispiele: Die Cölner Höfe rings um Cöln und die vielen Hofhäuser im alten Ubierlande. Eine Mittelstellung zwischen friesischen und niederfränkischen nimmt das westfälische Haus ein. Beim friesischen Hause wurde betont, daß es das größte und anspruchsvollste ist, dessen

Größe schon Tacitus erwähnt, indem er sagt, daß der Friesen Häuser sehr groß seien und Bergen glichen (Hauberge). Diese großen Friesenhäuser werden schon bezeugt — wie Strabo anführt — durch Pytheas ans Massilia, im Jahre 330 v. Chr., als der erste Lichtstrahl der Geschichte auf Deutschland fiel. Als Grund der Errichtung solcher großen Häuser gibt Pytheas an: „Viel Regen und selten Sonnenschein nötigen die Bewohner jener Gegenden, große Gebäude zu errichten, um ihr Getreide im Trockenen ausdreschen zu können."

Anschließend an das fränkische und friesische Haus wurde noch ein zweiteiliger Typus erläutert, der vielfach irrtümlich zu dem fränkischen gezählt wird. Der Redner wies an Hand von Beispielen nach, daß es sich hierbei um einen selbständigen, älteren, einräumigen Typus handelt, der seinen Ursprung teils in der Grubenwohnung, teils im Pfahlbau hat und in eine ferne Vorzeit hinaufragt. Gemeinsam ist diesem Typus: 1. zweigeteilter Grundplan; 2. Blockholzbau; 3. flache Dächer; 4. Vorlauben; 5. gleiche Benennungen für kleinere oder größere Teile des Hauses, sofern nicht fremde Einflüsse mehr oder weniger von diesen Merkmalen verwischt haben. Die Verbreitung dieser Häuser ist hauptsächlich im östlichen Deutschland, in Böhmen, Polen, Vorarlberg, südlichen Bayern, in Teilen von Österreich, in verschiedenen Tälern der Schweiz, aber auch in Schweden und Norwegen. Zum Schluß wurde noch der dritte Typus der Westgermanen erläutert: „der suevische", der bisher keine genügende Würdigung fand, denn er wurde immer als Spielart anderer Typen bezeichnet. Während gerade der suevische Typus mit der verbreitetste ist und germanische Kultur nach Ländern brachte, wo früher nur südländische Kultur herrschte, wie z. B. in Südtirol und der Po-Ebene mit der Provinz Venedig. Die suevischen Longobarden brachten ihre heimische nordische Kultur und Kunstweise mit. Viele Kunstformen in Venetien und der Lombardei bezeugen dieses. Wenn auch die äußeren Formen der Fassadengestaltung in Venedig die klassische Kultur aufweisen, so sind aber die Grundplanformen des Hallenbaues mit der Sala echt deutsch.

Vergleichsbeispiele von Haustypen der Nord- und Südsueven aus Deutschland mit solchen aus Venedig haben die Übereinstimmung dargetan und zeigen, zu welcher Großartigkeit der Entwickelung der aus einfachen Formen hervorgegangene suevische Typus fähig ist[1]). —

[1]) Demnächst wird Herr Architekt Eberlein eine ausführliche Publikation mit Abbildungen über dieses Thema erscheinen lassen.

In der Cölner Anthropologischen Gesellschaft (Verein zur Förderung des städtischen Prähistorischen Museums) sprach am Mittwoch, den 16. Februar 1916, Prof. Dr. Czaplewski „Über altperuanische Vasen". An der Hand einer Reihe von Lichtbildern nach Seler, Reiss und Stübel u. a. zeigte der Vortragende zunächst den großen Formenreichtum der altperuanischen, fast durchweg aus Gräberfunden stammenden Tongefäße. Dieselben stellen männliche und weibliche Figuren, Götzen, vierfüßige Tiere, Vögel, Fische, Krabben und andere niedere Tiere, sowie mancherlei Früchte dar. Auch finden sich Gruppendarstellungen und Allegorien. Die Gefäße sind teils einfarbig aus rötlichem oder schwarzem Ton, oder weißgelblich, rot oder braun bemalt. Oft finden sich darauf größere feine, an altattische Vasen gemahnende Malereien. Es kommen Becher, Krüge, Flaschen, Schalen, Töpfe verschiedenster Form vor, die Figurendarstellungen meist an Trinkkrügen und an Flaschen. Letztere haben zum Teil einen soliden Henkel oder sind Bügelflaschen höchst auffallender Art, bei welchen auf den hohlen Bügel in der Mitte oben eine Ausgußröhre aufgesetzt ist. Die Mehrzahl der Tongefäßfunde soll aus Gräbern der Chimus stammen, eines Küstenstammes, welcher von den Inkas unterworfen wurde, deren Herrschaft auch nur auf 150 Jahre geschätzt wird.

Den Anlaß zu diesem Vortrage gaben 38 Vasen aus altperuanischen Gräberfunden, welche Herr Hauptmann Carl Hesse (ein Sohn des Bergwerksdirektors Hermann Hesse in Brühl), 1911 an die Deutsche Gesandtschaft in Santiago de Chile kommandiert, von einer Reise nach Peru mitgebracht hatte. Nachdem er leider 1914 im Osten gefallen, glaubte die Familie in seinem Sinne zu handeln, wenn sie diese Schätze zur Bearbeitung zur Verfügung stellte. Es sind zwei Tonkrüge, drei Tonflaschen mit solidem Henkel, im übrigen die geschilderten Bügelflaschen, fast durchweg Menschen- und Tierfiguren darstellend. Besonders merkwürdig sind zwei derselben: auf der einen, roten, ist ein Medizinmann mit fletschenden Zähnen, mit einer doppelköpfigen Giftschlange umgürtet, dargestellt, dessen Hände von den Scheeren einer Krabbe gepackt sind. Die andere, schwarze, zeigt mehrere äußerst kunstvoll angeordnete, ineinander verbissene Tierköpfe (Puma) in scharfen Linien, etwas stilisiert, herausmodelliert, ein ganz hervorragendes Kunstwerk. Ferner wurden ebendaher eine tönerne Trompete mit markantem Götzenkopf und eine tönerne Puppe (mit Vergleichsbildern), sowie eine durchbohrte

Steinkugel vorgeführt. An der Hand einer größeren Zahl farbiger Lichtbilder schilderte der Vortragende die Gräber selbst nach den Ausgrabungen in Ancon (bei Lima) durch Reiss und Stübel, welche dort 1875 systematisch ein ganzes Totenfeld aufdeckten und mustergültig beschrieben. Es handelte sich zum größten Teile

Fig. 5.



Drei altperuanische Bügelflaschen mit hohlem Bügelbenkel.

Fig. 6.



Altperuanische Bügelflasche „der Medizinmann" mit Krabbe (Krabben-Dämon?)

Fig. 7.



Altperuanische Bügelflasche mit stilisierten Tierköpfen (Puma).

um Hockergräber, bei denen die Hocker zum Teil in reich ausgestatteten Mumienballen, welche teilweise sogar falsche Köpfe tragen und sitzende Indianer nachahmen, nebst vielen Beigaben beigesetzt sind. Das Gräberfeld ist später von Charles Wiener nochmals ausgegraben worden, welcher noch weitere reiche Schätze (auch Goldfunde) aufdeckte. An anderen Stellen Perus finden sich auch große Grabhügel mit Massen von Gräbern neben- und übereinander, zum Teil sogar Grabpyramiden, in denen der Fürst und seine Umgegend beigesetzt sind. Im Gebirge dagegen sind die Bestattungen zum Teil in Höhlen oder in nebeneinander in schwer zugängliche Felswände eingehauenen Löchern. Die Mehrzahl der Gräber ist jetzt jedoch von Schatzgräbern in wüstester Weise geplündert. An vergleichenden Bildern zeigte der Vortragende sodann ähnliche Formen von Tongefäßen, welche Schliemann im alten Ilion ausgegraben, nämlich Henkelflaschen mit solidem Henkel in verschiedenen Tierformen, sowie die gewaltigen, in den Boden eingegrabenen Tonkrüge (Pithoi), während in Ancon in den Boden gegrabene alte riesige Tonkrüge zur Chibchabereitung (aus gegorenem Mais) gefunden wurden. Dagegen fehlen in Ilion, anscheinend auch sonst, die für Peru so charakteristischen Bügelflaschen.

Der Vortragende schloß mit einem warmen Dank an die Familie Hesse für die Überlassung des kostbaren Materials und mit dem Wunsche, daß es gelingen möchte, die wertvolle Sammlung der Stadt Cöln zu erhalten. Es folgte die Besichtigung der Originale, welche allseitige Bewunderung infolge ihrer zum Teil hervorragenden Formengebung und guten Erhaltung hervorriefen. —

Montag, den 20. März 1916, behandelte im großen Gürzenichsaale der Vorsitzende der Cölner Anthropologischen Gesellschaft, Rektor Carl Rademacher, die Entwickelungsgeschichte des Heidedorfes „Altenrath" auf der Wahner Heide. Nach verschiedenen Richtungen beansprucht dieses Dorf besondere Beachtung, sowohl von seiten der Prähistoriker, wie der Freunde der Volkskunde und der Naturfreunde.

Altenrath liegt auf der sogenannten Heideterrasse, die an den höchsten Stellen 60 bis 70 m über dem Rheintal aufragt. Wieder 50 bis 60 m höher als diese Terrasse erhebt sich, zwischen Sieg und Agger, eine zweite Hochfläche als Hochterrasse. Dieser Hochterasse ist die Heideterrasse vorgelagert. Während fruchtbarer Löß das Hochplateau deckt, lagert in der Mittelterrasse diluvialer Sand auf mächtigen Tonschichten. Hierauf beruht auch der Heide- und Moorcharakter des Gebietes mit den fruchtbaren Höhen der Hochterrasse. In der Vorzeit war diese von Urwald bedeckt, der erst nach der Besitzergreifung des Gebietes durch die Franken allmählich verschwand.

Der Redner verbreitete sich dann auf Grund langjähriger eigener Forschungen über die vorzeitliche Besiedelung der Heideterrasse, deren

erste Spuren in die Übergangszeit von der älteren zur jüngeren Steinzeit zurückreichen. Damals, wie auch bei allen nachfolgenden Besetzungen, erfolgte dieselbe vom Rheintal aus; das Randgebirge an der Agger weist am Fliegenberge Spuren dieser uralten Bevölkerung auf in Gestalt kleiner, geometrisch geformter Steingeräte. Von der vollausgebildeten jüngeren Steinzeit drang, wiederum vom Rheintal, ein Zweig der von Norden sich ausbreitenden Pfahlbaukultur in unser Gebiet. Im Scheuerbusch sind Hausanlagen dieser Kultur beobachtet worden, desgleichen auf den Höhen der Heideterrasse selbst. Eine größere Siedelung entstand jedoch am Abhange des Ziehenberges an der Agger auf seinen Abflachungen nach der Heide zu. Daselbst bestand eine Dorfanlage auf dem Gebiete des jetzigen Dorfes Altenrath. Nach den Funden ist dieselbe dem Ende der Periode, also der Zeit von 2000 v. Chr., zuzusprechen. Diese Siedelung erstreckte sich weit in die Heide hinein bis zum jetzigen Boxhohn.

Bedeutender noch war die Besiedelung der Heideterrasse in dem Zeitraum von 1200 bis 500 v. Chr. Aus dieser Zeit stammen Tausende der Grabhügel auf allen Teilen der Terrasse, besonders auf dem westlichen Randgebirge und der Heide selbst. Über die Anlage dieser Grabhügel, ihren Inhalt, die ethnologische Zusammengehörigkeit der Bewohner verbreitete sich der Redner eingehend in Wort und Bild. Das jetzige Dorf Altenrath bildete auch damals wieder eine Siedelung, nur lag der Schwerpunkt des Dorfes noch mehr auf der Heide südlich des jetzigen Dorfes. Nach den erhaltenen Grabhügeln berechnet sich die Anzahl der Bewohner der ganzen Terrasse auf etwa 400 bis 500, die sich auf mehrere Dorfanlagen verteilen. Von letzteren war Altenrath die größte (etwa 30 bis 40 Häuser). Im 5. Jahrhundert weicht diese Bevölkerung vor den Germanen zurück, die nun die Terrasse in Besitz nehmen. Eine neue Siedelung entsteht, dieses Mal wieder am Fliegenberg, zu der sich dann im 3. Jahrhundert nach Christo einzelne andere (Altenrath und Scheuerbusch) gesellen. Im 4. Jahrhundert geht die Bevölkerung des Sieg-Wuppergebietes in den Franken auf. Die Franken verlegen den Schwerpunkt auf die Güter, die sie in den Randgebieten einrichten. Diese Güter bilden den Ursprung der noch heute bestehenden adeligen Sitze des Gebietes. Das Dorf Fliegenberg wird verlassen, in Lohmar eine fränkische Dorfanlage begründet, während das Gebiet von Altenrath von neuem gerodet und durch Kolonisten besetzt wird. Die Erinnerung an die alte Siedelung hat dem Orte damals den Namen „Altenrath“, d. h. „Alte Rodung“, verschafft. Im 8. Jahrhundert erfolgt die vollständige Christianisierung, die Gründung der Kirchen und die Einrichtung von Kirchspielen. Die fränkische Honschaft Altenrath wird mit der Honschaft Rösrath mit den um diese Zeit eingerichteten Höfen der Hochterrasse (spätere Freiheit Scheiderhöhe) zu dem Kirchspiel Altenrath vereinigt.

Bis 1361 war das Kirchspiel Altenrath ein Teil der Herrschaft Löwenberg, dann kam es zur Grafschaft Berg. Bei dieser ist es geblieben, bis 1815 das Großherzogtum Berg preußisch wurde. Die Reformation, besonders der jülich-clevische Erbfolgekrieg, trugen ihre Wellen auch bis in die Stille des Heidedorfes „Altenrath upper Heide“, wie es damals hieß, hinein. Auch die Schweden suchten 1632 dasselbe heim. In diesem Jahre erfolgte dann die Übersiedelung eines Teiles der Siegburger Töpferzunft nach Altenrath, die hier eine Zeitlang weiter arbeitete, bis dieser Zweig des Kunsthandwerkes auch hier nach und nach einschlief. Die geringe Ergiebigkeit des Bodens zwang die Bewohner jedoch andere Beschäftigungen neben dem Ackerbau zu übernehmen; so ward es ein Weberdorf. Dies blieb es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. In den 70er Jahren verschwanden die Webstühle, die aufblühende Industrie der Nachbarorte gab den Leuten Verdienst.

Gerade die Zeit bis zum Ende der Weberei schilderte der Redner, wies nach, wie vieles von den Sitten, Bräuchen und Liedern sich in dem Dorfe erhalten, wie das Leben auf der Heide sich abspielte, bis die Schießplatzverwaltung immer größere Stücke des Gemeindebesitzes ankaufte zur Vergrößerung des Schießplatzes. Der letzte Ankauf erfolgte 1914; dadurch wurde auch ein großer Teil des Dorfes selber angekauft, der nun leer steht; die Grenze des Schießplatzes reicht jetzt bis zur Kirche. Es ist zu erwarten, daß auch die Tage des Restes des Dorfes gezählt sind; dann wird die ganze Heideterrasse wieder ein Ganzes bilden ohne jede Siedelung. Die Schönheiten des Dorfes, die Anlage der Wohnstätten, Heide und Wald führte der Redner in zahlreichen Bildern vor Augen, ebenso die alten Herrensitze Sülz und Schönroth, die mit Altenrath eng verbunden waren.

Sitzung der Anthropologischen Sektion der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg.

Die Sitzung der Anthropologischen Sektion der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg vom 15. März d. J. brachte einen Vortrag W. Rehlens, welcher die „Bedeutung der Muschel in der Vorgeschichte“ nach dem Werke von Geh. Rat Pfeiffer-Weimar: „Die steinzeitliche Muscheltechnik“, und nach eigenen Studien behandelte. Er beschrieb und zeigte vor die in Europa seit der mittleren Altsteinzeit verwendeten, vielfach aus fremden Meeren, selbst aus der Südsee stammenden Seemuscheln, welche als Schmuck und zu Werkzeugen Verwendung fanden. Die jüngere Steinzeit legte besonderen Wert auf solchen Schmuck und es ist anzunehmen, daß das Material dazu auf dem Wege des Handels beigebracht wurde.

Ein zweiter Vortrag von Kustos Hörmann hatte „Deutsches Micoquien“ zum Gegenstand. Nach einleitenden Bemerkungen über die Funde von La Micoque betonte er, daß deutsche Forscher unter heimischen Paläolithfunden schon öfter Micoqueähnlichkeit festgestellt haben. Aber darauf, daß dem von La Micoque und einigen anderen Orten der Dordogne bekannten Formenkreis auf deutschem Boden eine größere Rolle zukommt, als man sie vom französischen bisher annimmt, hat noch niemand hingewiesen. Das ist aber auch nur möglich, wenn der Nachweis erbracht ist, daß das Micoquien in Deutschland wirklich vorhanden ist. Ein zufälliger Aufenthalt O. Hausers in Nürnberg, des langjährigen Bearbeiters der berühmten Station bei Les Eyzies, führte diese Möglichkeit herbei. Der Vortragende hatte Dr. Hauser angesichts einer kleinen Micoquesammlung von seiner seit längerem gehegten Vermutung, daß die Funde vom Kösten bei Lichtenfels dem Micoquien angehören, und daß es auch am Hohlen Fels, in der Klausennische im Altmühltal und sonst in Deutschland vertreten sei, erzählt und von den Folgerungen gesprochen, welche an eine derartige Verbreitung der Micoqueindustrie in Deutschland sich knüpfen müßten. Tatsächlich konnte denn auch Dr. Hauser, als er die Hohle-Fels-Sachen in der Nürnberger Sammlung daraufhin durchsah und in Lichtenfels die Dr. Roßbach-Sammlung vom Kösten besichtigt hatte, die Gleichartigkeit des deutschen und französischen Formenkreises feststellen. Es trifft sich glücklich, daß gegenwärtig eine abschließende Veröffentlichung Hausers über seine länger als ein Jahrzehnt währenden Grabungen in La Micoque im Druck ist. Die Ergebnisse dieser bisher umfangreichsten wissenschaftlichen Tätigkeit des Spatens an einer und derselben paläolithischen Station werden der deutschen Wissenschaft voraussichtlich ein hochwillkommenes Rüstzeug für die in dieser Richtung einsetzende Forschung an die Hand geben.

Wie Hauser schon in seiner Veröffentlichung über Micoque von 1907 hervorgehoben, Prof. Obermaier jedoch bestritten hat, nun aber neuerdings von Hauser vertreten wird, handelt es sich bei La Micoque um nur ein Niveau, nur eine Ansiedelungsperiode. Diese, ihm zufolge unumstößliche Tatsache, stempelt das Micoquien zu einer der merkwürdigsten Kulturepochen — er legt sie zeitlich auf die dritte Zwischeneiszeit fest — und läßt die Tragweite der Hypothese ihres Vorherrschens im diluvialen Mitteldeutschland erkennen.

Das Micoquien galt bisher nirgends als selbständige Kulturepoche, sondern nur als Unterstufe einer solchen, und der Meinungen, welcher Epoche es anzugliedern sei, waren in letzter Zeit verschiedene. So, wie es in unserer Nürnberger Major Dr. Neischl-Sammlung vertreten ist, schließt es Formen ein, welche ebensowohl an Acheuléen, als an Moustérien, an Aurignacien, selbst an Solutréen erinnern, und diesen Charakter trägt nach Dr. Hauser die Industrie von La Micoque durchgehends. Die gleiche Mischung zeigt auch die Dr. Roßbach-Sammlung vom Kösten, und wenn dies wirklich mit einer einheitlichen Kulturepoche vereinbar ist, dann kann man ohne weiteres überall auf Micoquien schließen, wo bisher schon ein Mit- und Nebeneinander alt- und mittelpaläolithischer Formen die chronologische Einreihung erschwert und strittig gemacht oder zur Vieldeutigkeit Anlaß gegeben hat, Taubach-Ehringsdorf zum Beispiel. Bei der Gegenüberstellung von Micoquegeräten und solchen anderer Herkunft ist die Patina bzw. die Farbe des Gesteines einer gerechten Würdigung sehr hinderlich; man würde gut tun, wenigstens fürs erste, bis das Auge geschult ist, nicht die Originale, sondern nur Gipsabgüsse miteinander zu vergleichen.

Die Wiederkehr alter Formen von Steingeräten in jüngeren Epochen ist nichts Seltenes, es sei nur an das Campignien erinnert, und

wenn wir den Formenschatz der Neolithik wirklich kennen würden, wäre die Erscheinung — von Dauertypen ganz abgesehen — vielleicht noch häufiger zu konstatieren. In der metallzeitlichen Prähistorie ist es Brauch, einen Fund nach dem jüngsten Gegenstand zu datieren. Die Paläolithik läßt der persönlichen Auffassung freien Spielraum; wo die sonstigen Hilfsmittel, Schichtung und Fauna, nicht für sich allein durchschlagend sind, stellen sich dann die bedauerlichen Widersprüche ein nicht nur zwischen den verschiedenen Forschern, sondern desselbigen Forschers zu verschiedener Zeit mit sich selbst. Das Micoquien ist deshalb bald ein Anhängsel des Acheuléen, bald geht es mit oder folgt dem Moustérien; die den jüngeren Epochen gleichenden Bestände bleiben unerklärt oder unbeachtet. Das Nachleben alter Formen läßt sich verstehen, sie gleichen ja auch nur annähernd den alten, echten, namengebenden. Es können auch unmittelbar nachfolgende ihre Schatten vorauswerfen; aber auch die über- und übernächsten? je älter das Micoquien eingeschätzt wird, desto mehr. Erschiene da nicht das Micoquien wie ein steinzeitlicher Mutterschoß, in dem die Stufen embryonal sich bilden, um irgendwo und irgendwann selbständig zu erscheinen? Eine große Zahl von Fragen wird an die neue Auffassung über das Micoquien anknüpfen. Es wird das große Verdienst O. Hausers sein, wenn seine umfangreichen Micoqueforschungen eine feste Basis für die Weiterarbeit schaffen.

Hierauf ergriff O. Hauser das Wort; er hob die grundlegende Bedeutung der neugewonnenen Richtlinie hervor und betonte die schon längst empfundene Notwendigkeit einer allgemeinen deutschen Systematik. Er ist der Ansicht, es werde nicht schwer sein, auf rein deutscher Grundlage ein lückenloses genetisches Bild der Geschichte des diluvialen Menschen in Deutschland aufzustellen. Eine bedeutsamere Aufgabe, als gerade die voraussetzungslose Forschung nach Stratigraphie und Fauna an heute noch ungeklärten Altsteinzeitsiedelungen, ist kaum denkbar. Solche Arbeiten müssen grundlegend werden für die deutsche Paläolithforschung und liefern sicher auch wertvolles Material zur rassen-anthropologischen Lösung der großen Aufgabe.

Nürnberg, 11. April 1916.

K. Hörmann.

Ein Gebiet der Vorgeschichte, das der Orient beleuchtet.

Von Bärthold, Halberstadt.

Die Frage, ob die ganze Kultur des nördlichen Europas aus dem Morgenlande kam oder nur Anregungen, ist wohl geklärt, die Gegensätze einigen sich auf einer mittleren Linie. Bei diesen Erörterungen kam das Gebiet kaum zur Sprache, in dem die Vorgeschichte doch erst zum Abschluß kommt, nämlich die Gesellschaftsordnung mit Sitte und Brauch, die Kultur im engeren Sinne.

Daß es in der jüngeren Steinzeit bereits große „Kulturgemeinschaften“ gab, ist offenbar, wenn man darunter versteht, daß dieselben Kulturerzeugnisse über weite Gebiete verbreitet waren; die kugeligen Gefäße vom Rhein bis Bosnien, die Glockenbecher von Spanien bis Ungarn.

Wenn solche Ausbreitung durch Übertragung von Volk zu Volk geschehen wäre, ließe sich recht wenig von diesem Kulturbesitz auf den Kulturstand schließen. Das zeigt sich heute so deutlich. Jetzt ist der Kulturbesitz des Abendlandes im Morgenlande, ja in der ganzen Welt verbreitet. Nicht nur die Waffen und Werkzeuge, auch Eisenbahnen, Telegraph, Telephon und elektrisches Licht sind überall hingedrungen, nicht aber die abendländische Kultur, die gesellschaftlichen Ordnungen und Anschauungen. Der bereicherte Kulturbesitz veränderte in China und dem Morgenlande nicht den Kulturstand.

Mit Hoernes und Schumacher wird allmählich anerkannt werden, daß nicht nur die nördliche, sondern auch die anderen steinzeitlichen Kulturen sich nicht ohne ihre Träger ausbreiteten, da sie ja nebeneinander bestanden, aber auch wenn der Kulturbesitz eigenstes Werk eines Volkes ist, und den Geschmack und die

Kunstfertigkeit ersehen läßt, kann doch die Meinung sich behaupten, daß es ein Barbarenvolk war, wie von den Nordländern immer noch gesagt wird, ungeachtet ihres bewundernswerten Kunstsinns. Die Werke der Hände gewähren eben keinen Einblick in die Lebensformen, sie können fortschreiten, während diese unverändert bleiben, und wiederum kann die Gesellschaft sich weiter ausgestalten, die Geräte aber dieselben bleiben.

Aus der lebendigen Gegenwart hat Dr. Fischer in Bukarest dafür ein Beispiel und damit die Berichtigung einer noch verbreiteten Annahme beigebracht, da er im Märzheft des Korrespondenzblattes von 1914 mitteilte, daß in Rumänien noch der einfache Mühlstein der Steinzeit und daneben ein Holzpflug in Gebrauch ist, sogar ohne Räder, nur mit Gleitschiene. Da wird ganz unwahrscheinlich, daß es einen Steinpflug gegeben habe.

Während der Steinzeit in Deutschland wurde der Kulturstand im Morgenlande durch Hamurabis Gesetz und viele Schriftstücke festgelegt. Dort standen bereits Städte und die Volksgemeinschaft war schon stark gegliedert; es gab Handwerker, Gärtner, Hirten, Krieger, Baumeister, Ärzte, Richter. Diese Kultur ist unserer Steinzeit weit voraus, aber die Randgebiete dort lassen Übereinstimmungen erkennen.

In Palästina wohnten die Kanaaniter und an der Küste die Philister auch schon in Städten, aber im Gebirge Juda waren Häuptlingschaften der Amoriter und Hethiter eingedrungen und zwischen diese schoben sich noch zwei ebräische Häuptlinge mit ihren Leuten und ihren Herden. Ebenso setzten sich im Harzgau Leute aus dem nördlichen Gebiet auf Hügeln an Waldgebirgen fest, dabei nahe bei den Einwohnern des Landes, so daß sie als deren Gäste erscheinen, etwa wie sich nach Kauffmann, S. 237 über 2000 Jahre später Germanen bei Galliern einquartierten.

Wenn sich herausstellt, daß die Hethiter indogermanische Sprache hatten, wie Dr. Fischer ankündigte, so ist ja alle Wahrscheinlichkeit für weitgehende Übereinstimmungen gegeben; sie erweisen sich aber auch selbst. Die eindringenden „Urgermanen" bildeten ebenfalls Häuptlingschaften, wie auch die Einheimischen, die Leute der Spiralkultur, für die es durch die Aufdeckung des Herrensitzes bei Plaidt durch Lehner offenbar ist; von den Einwanderern beweisen es die Riesenstuben und großen Grabkammern.

In seiner letzten Schrift „Kunst und Mechanik" hat Ernst Mach den Aufbau einer Riesenstube anschaulich und begreiflich gemacht. Aber wenn auch die gewaltigen Decksteine mit Hebeln und Tauen auf schiefer Ebene aus Baumstämmen auf einen Holzbau geschoben und gezogen wurden, wo sie von den Tragsteinen unterfangen werden konnten, so mußten doch zu so mühevollem Werk viele Hände durch einen beherrschenden Willen zusammengefaßt und gelenkt werden. Noch gewisser macht dies die merkwürdige Tatsache, daß die großen Platten zu den Steinkammern öfter aus den vier Himmelsgegenden herbeigeschafft wurden; wo verschiedene Felsarten anstehen, ist es seit 1825 an verschiedenen Orten Thüringens von sachkundigen Leuten festgestellt worden (Jahresschrift, Halle 1902, S. 139, 155, 219). Da ist ja vor Augen, daß zu dem Bau ein größerer Bezirk angespannt wurde. Ein weiterer Beweis liegt in den Amazonenäxten und den verzierten Hämmern, die nach ihrer Seltenheit Auszeichnung einzelner Personen waren, außerdem haben auch die Fürstengräber der früheren Bronzezeit eine rückwirkende Kraft, denn die sogenannte Bernburger Kultur geht über in die Bronzezeit.

Im Morgenlande waren die Häuptlingschaften nicht mehr erweiterte Familien; sie waren so groß geworden, daß die Söhne sich darin teilen konnten. Die drei Amoritenhäuptlinge Aner, Eskol und Mamre, mit denen Abraham sich verbündete, waren Brüder, und ebenso hatte sich Abraham mit seinen beiden Brüdern nach des Vaters Tode in die Häuptlingschaft geteilt, und auch dann waren die Stämme nicht unbedeutend, da Abraham mit 318 seiner Leute ausziehen konnte, seine Neffen zu befreien. Auch hier ist der Nachlaß auf den ersten Siedelungen nicht gering. Auf dem Gertling am Hug und ebenso bei Rhoden am Fallstein sind über 300 Steinwerkzeuge gefunden, und daraus wird mehr auf die Kopfzahl als auf die Dauer der Besiedelung zu schließen sein; denn es sind wenig verbrauchte Sachen darunter. An den Stellen, wo weniger gefunden ist, kann mehr verschleppt sein.

Wie die Verfassung, so ist die Bestattungsweise dieselbe im Morgenlande und hier: unvergängliche Gräber wurden für die Toten bereitet, natürliche oder künstliche Felsengrüfte.

Die Gefolgschaft der Häuptlinge bildete eine Gemeinde, die in wichtigen Fragen Stimme und Entscheidung hatte. Dies tritt deutlich hervor bei der ausführlicher mitgeteilten Verhandlung Abrahams mit den Hethitern, da er für seine Frau nicht nur die Benutzung, sondern das Eigentum einer Felsengruft begehrte. Die Verhandlung geschah vor der Volksgemeinde, diese bewilligte und bezeugte den Verkauf (1. Mose 23).

Bedeutungsvoll für den Kulturstand ist ja die Stellung der Frau, und da ist es bezeichnend,

daß damals auch bei den Semiten der Vater die Tochter nicht gab, wem er wollte, sondern sie fragte, ob sie die Werbung annehmen wollte (1. Mose 24, 58). Damit stimmt das Gesetz Hamurabis überein, da es für die Entlassene und die Witwe anordnet: „den Mann ihres Herzens kann sie heiraten". Diese Ausdrucksweise betont so deutlich das Recht der Frau nach ihrem Herzen zu wählen (§ 137, 156, 172). Sie erhielt auch eine Mitgift vom Vater und ein Brautgeschenk von dem Manne, die nicht unbedeutend waren, denn die Bestimmungen über Rückfall und Erbgang derselben sind recht ausführlich. Die Frauen betätigten sich auch freier als spätere Sitten dort gestatteten. Die Töchter der Häuptlinge beteiligten sich an der Führung der Herden, auch wenn sie Brüder hatten, wie das von Rahel bemerkt wird.

Die geschichtliche Zuverlässigkeit der hier angeführten beiläufigen Erwähnungen der Bibel ist in eigener Weise bemerkbar bei der Ehe Abrahams mit seiner Stiefschwester und Jakobs Ehe mit zwei Schwestern, beides ist im Mosaischen Gesetz schwer verboten als ein Frevel. Niemand würde dies von den gepriesenen Ahnherren gedichtet haben.

Die Beherrschung des Stoffes war in unserer Steinzeit so groß, daß sie der ägyptischen nicht nachsteht, wenn sie sich auch nicht in so gewaltigen Bauwerken betätigte. Sie vermochten große Findlinge zu spalten, Platten von 2 m Länge aus anstehendem Gestein zu brechen, einen Falz in die Tragsteine zu hauen, um die Deckplatten hineinzufügen, auch Lasten von 500 Ztr. zu bewegen und so hoch zu bringen, wie sie wollten[1]).

In der Formbeherrschung zeigt sich ganz hervorragender Geschmack und Kunstfertigkeit an den bewundernswerten Dolchen aus Feuerstein, den kunstvollen Hämmern und verzierten Amazonenäxten; da kann unmöglich von barbarischem Geschmack und barbarischer Ausführung geredet werden. Die Männer scheinen noch mehr Freude an Kunstübung gehabt zu haben als die Frauen, jedenfalls waren ihre Arbeiten in hartem Gestein viel mühevoller und langwieriger als die in Ton.

In diesen schwierigen Formen erweist sich neben Stoffbeherrschung auch beachtenswerte Selbstbeherrschung, die sich in der willigen Bindung an Sitte und Brauch zeigt, und diese ist für den Kulturstand, die Sittlichkeit, bedeutsamer als die Kunstfertigkeit. An das Übliche, Gebräuchliche band man sich in der Formengebung genau und sorgfältig, so daß dieselbe Gestaltung und Verzierung wie in Dänemark sich am Harz wiederholt. Eigenwillige Formen kommen gar nicht vor; was zuerst so erscheint, findet sich doch anderwärts ebenso. Verzichtete man bei diesen Formen auf das eigene Belieben, so wird man es auch in den Verkehrsformen getan haben.

In dem allen liegt Berechtigung genug, den Kulturstand unserer germanischen Vorzeit dem des Morgenlandes gleichzustellen.

[1]) Der erhaltene Deckstein der Riesenstube bei Drosa in Anhalt ist über 4 m lang, über 3 m breit und 75 cm dick, so daß er mit 9 cbm Gestein weit über 500 Ztr. wiegt.

Literaturbesprechungen.

G. Behrens: Bronzezeit Süddeutschlands. Mit 24 Tafeln und 50 Textabbildungen. Kataloge des Röm.-Germ. Zentralmuseums Nr. 6. Mainz 1916. Preis 4 *M.*

Mitten in der Kriegszeit konnte das Röm.-Germ. Zentralmuseum einen neuen, umfangreichen Katalog erscheinen lassen, dessen Inhalt der Bronzezeit Süddeutschlands gewidmet ist. Unter Süddeutschland versteht der Verfasser außer den süddeutschen Staaten auch noch die südliche Rheinprovinz (mit Fürstentum Birkenfeld), Hessen-Nassau (mit Kreis Wetzlar) und Südthüringen. Auch der Begriff „Bronzezeit" wird in möglichst großer Ausdehnung gefaßt, indem die neolithisch-bronzezeitlichen Übergangsstufen ebenso in den Kreis der Betrachtung gezogen sind wie die Frühhallstattzeit. Danach ergab sich für den Verfasser von selbst eine Einteilung des Stoffes in drei Gruppen: in die früheste Bronzezeit (Reineckes Stufe A), die Hügelgräberzeit (Stufe B bis D) und die späteste Bronzezeit (Hallstattstufe A), innerhalb deren eine Gliederung nach geographischen Gesichtspunkten vorgenommen ist. Die Depotfunde sind in einem eigenen Abschnitt vereinigt. Zusammenfassungen am Schluß der Hauptkapitel

sorgen dafür, daß die Übersicht über den großen Stoff, der natürlich nur in einer Auswahl geboten werden konnte, gewahrt bleibt.

Wie seine Vorgänger, so wird sicher auch dieser Katalog des Röm.-Germ. Zentralmuseums regem Interesse begegnen. Wir danken dem Verfasser, daß er unsere Wissenschaft mit einem so wertvollen Nachschlagewerk bereichert hat. Die gute Ausstattung und der niedrig gehaltene Preis werden dem Buch in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen. Dies wie auch der täglich neu hinzukommende Stoff dürfte in nicht allzuferner Zeit eine Neuauflage des Werkes notwendig machen, für die schon jetzt einige Wünsche und Anregungen vorgebracht seien.

Die große Bedeutung, die neuerdings die Wohnstättenfunde für die Siedelungsgeschichte erlangt haben, läßt es angezeigt erscheinen, diese Funde künftighin auszuscheiden und in einem besonderen Kapitel zusammenzustellen. Hand in Hand damit könnte ein weiterer Ausbau der Illustrationen erfolgen, die jetzt schon mit großer Sorgfalt behandelt und in erfreulich reicher Anzahl beigegeben sind. Auch ein paar Unstimmigkeiten wären auszumerzen, so z. B. die Datierung der Tasse von Lerchenhaid bei Straubing (S. 68, Nr. 17), die ebenso gewiß der gleichen Gruppe angehört wie der Krug von St. Wolfgang (S. 69, Nr. 22a) und die Keramik vom Höglberg (S. 64, Nr. 11) und aus der Gansrabschen Kiesgrube bei Kelheim (S. 64, Nr. 12). Ein Blick auf Tafel VI (auf der statt „Schwaben“ „Oberpfalz“ zu lesen ist) dürfte hiervon überzeugen. In die Hügelgräberzeit ist auch das Beil vom Stoffersberg bei Landsberg (S. 64, Nr. 6) zu rücken. Ob der Depotfund von Steinrab (S. 59) nicht doch der spätesten Bronzezeit anzugliedern ist, wäre noch in Erwägung zu ziehen. Der auf S. 227, Nr. 549 erwähnte Schwertgriff von Cablingen ist hier zu streichen. Das Stück ist mit dem auf S. 119, Nr. 184 angeführten identisch. Daß sich einige unrichtige Schreibungen von Ortsnamen in den Text eingeschlichen haben (z. B. S. 1, Nr. 2 Kott statt Roth; S. 102, Nr. 132 Siebichenhausen statt Sibichhausen) ist bei der auf diesem Gebiete selbst an zuständigen Stellen vielfach herrschenden Unsicherheit leicht erklärlich.

Friedrich Wagner.

Um Zusendung von Manuskripten, auch kleineren Mitteilungen, bittet

Die Redaktion.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen
sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 2. August 1916.

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVII. Jahrgang. Jährlich 12 Nummern. — Preis jährlich 4 Mark.
Nr. 7/9. Bezug durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Juli/Sept. 1916.

Ankündigungsgebühr 30 Pfg. pro zweispaltige Petitzeile oder deren Raum. — Beilagen nach besonderem Übereinkommen. Sendungen druckfertiger Manuskripte und direkt reproduktionsfähiger Illustrations-Vorlagen sind an den Herausgeber, Prof. Dr. G. Thilenius, Generalsekretär der Gesellschaft in Hamburg 13, Binderstraße 14, zu richten.



J. Ranke

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVII. Jahrg. Nr. 7/9. Jährlich 12 Nummern. Juli/Sept. 1916.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Johannes Ranke †

Geheimer Hofrat Professor Dr. med. et phil. Johannes Ranke, der Altmeister der Anthropologie, ist am 26. Juli 1916 in Solln bei München aus dem Leben geschieden. In der Geschichte der anthropologischen Forschung und der Anthropologischen Gesellschaft wird der Name Rankes einen hervorragenden Platz einnehmen.

Geboren am 23. August 1836 zu Thurnau in Oberfranken als Sohn des protestantischen Dekans nachmaligen o. ö. Professors in Erlangen und Oberkonsistorialrats Dr. Friedrich Heinrich Ranke und seiner Ehefrau Selma, Tochter des Kgl. Geheimrates Professors Dr. G. H. von Schubert, absolvierte er das Gymnasium zu Ansbach und studierte dann an den Universitäten München, Tübingen, Berlin und Paris. Durch den Verkehr mit seinem Großvater Schubert, dem geistreichen Naturphilosophen, war in ihm schon in früher Jugend die Liebe zur Natur geweckt worden, was ihn veranlaßte, auf der Universität neben den medizinischen Fächern sich auch den naturwissenschaftlichen Studien eingehend zu widmen. Er hatte das Glück, bei hervorragenden Lehrern zu hören, mit denen er zum Teil in freundschaftlichen Verkehr trat. Vor allem der allen unbewiesenen Hypothesen abholde v. Liebig übte einen entscheidenden Einfluß auf Rankes ganze wissenschaftliche Denkweise, er führte ihn aus dem Banne der Naturphilosophie des Elternhauses zur nüchternen Methodik des Naturforschers, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Schon während seiner Universitätsstudien wurde Ranke mit Rudolf Virchow bekannt, und diese Bekanntschaft mit dem Forscher der strengsten naturwissenschaftlichen Kritik hat sich zu einer treuen Freundschaft ausgestaltet, welche von großem Einfluß auf die ganze wissenschaftliche Tätigkeit Rankes war. Im Jahre 1861 promovierte er in der medizinischen Fakultät in München und habilitierte sich 1863

*

daselbst für Physiologie. Schon im Wintersemester 1863/64 hielt er seine erste Vorlesung über Anthropologie, die er seit dieser Zeit ununterbrochen gehalten hat. Bis zum Jahre 1867 war er als Assistent am Anatomisch-physiologischen Institut zuerst unter v. Bischoff, dann unter v. Voit tätig. 1866 verheiratete er sich kurz vor dem Kriege, den er als Bataillonsarzt auf Kriegsdauer mitmachte, mit Anna Bever, der Tochter des Ministerialdirektors v. Bever, die ihm in Leid und Freud der akademischen Laufbahn bis zu seinem Lebensende treu zur Seite stand. 1869 starb J. Beraz, der Nachfolger seines Großvaters Schubert, und Ranke erhielt die dadurch freigewordene außerordentliche Professur für allgemeine Naturgeschichte an der Universität München. 1882 ernannte ihn die philosophische Fakultät, II. Sektion, zum Ehrendoktor und 1886 wurde er auf die neugegründete ordentliche Professur für Anthropologie in München berufen. Nicht zuletzt seiner erfolgreichen, wissenschaftlichen Tätigkeit ist es zu danken, daß an der Münchener Universität in der philosophischen Fakultät für Anthropologie ein ordentlicher Lehrstuhl errichtet wurde. Die durch ihn 1885 gegründete prähistorische Abteilung der paläontologischen Sammlung wurde 1889 ein selbständiges Konservatorium und Ranke wurde Vorstand derselben. In der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, welche Ranke 1893 zum außerordentlichen und 1902 zum ordentlichen Mitgliede wählte, war er besonders in der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns, seit 1901 als deren Vorsitzender, tätig, und noch wenige Jahre vor seinem Tode veranlaßte er im Kriegsjahre 1914 die Gründung der Akademischen Kommission für Höhlenforschung in Bayern, deren Aufgabe es ist, systematisch in den Höhlen Bayerns nach Spuren des vorgeschichtlichen Menschen zu suchen.

Seine erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit blieb auch sonst nicht ohne Anerkennung; er wurde Ehrenvorsitzender der Münchener und Deutschen Anthropologischen Gesellschaft; eine große Reihe von wissenschaftlichen Vereinen hat ihn zum Ehrenmitgliede ernannt; Orden und Titel wurden ihm zuteil.

Es kann hier nur versucht werden, in großen Zügen Rankes wissenschaftliche Bedeutung zu würdigen.

Die auf breiter Grundlage aufgebauten naturwissenschaftlichen Studien, in Verbindung mit den Arbeiten auf medizinischem, vor allem anatomischem und physiologischem Gebiete, haben den Grundstein gelegt zu den späteren anthropologischen Forschungen und Arbeiten. Dieser Epoche verdankt die Wissenschaft eine Reihe von Abhandlungen über das Blut, die Nervenphysiologie und die Ernährung des Menschen und das zusammenfassende Werk: „Grundzüge der Physiologie des Menschen. Mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege für das praktische Bedürfnis der Ärzte und Studierenden zum Selbststudium bearbeitet. Leipzig 1869“, das vier Auflagen erlebte und ins Ungarische übersetzt wurde.

Als auf Anregung der Anthropologischen Sektion der Naturforscherversammlung in Innsbruck im Jahre 1869 ein Aufruf zur Gründung von Anthropologischen Gesellschaften an alle deutschen Forscher erging, hat sich Ranke, der ja schon seit 1863 Vorlesungen über Anthropologie hielt, mit Begeisterung dieser Bewegung angeschlossen und beteiligte sich an der Gründung der Münchener Anthropologischen Gesellschaft am 18. März 1870. Dadurch, daß sich die Münchener Gesellschaft mit einer Anzahl anderer anthropologischer Gesellschaften am 1. April des gleichen Jahres in Mainz zur Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zusammenschloß, kann Ranke auch als Gründungsmitglied dieser betrachtet werden. Von Anfang an hat sich J. Ranke eifrig an den Arbeiten der Münchener Gesellschaft beteiligt. Während er im Jahre 1873 in der Gesellschaft noch über ein mehr physiologisches Thema, über Nervenkraft, sprach, beteiligte er sich seit dem Jahre 1876 mit anthropologischen Vorträgen in den beiden Gesellschaften. Wenn bei der Generalversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1875 in München J. Rankes Name nicht in den Vordergrund tritt, so dürfen wir trotzdem annehmen, daß er regen Anteil an den Vorbereitungsarbeiten, vor allem an dem Zustandekommen der Ausstellung vorgeschichtlicher Gegenstände

aus Bayern genommen hatte. Die Kongreßtage 1875 reiften in der Münchener Gesellschaft den Entschluß, eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift zur Veröffentlichung der Arbeiten der Gesellschaft unter dem Titel „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" herauszugeben, deren Schriftleitung J. Ranke anvertraut wurde, zuerst in Verbindung mit Prof. N. Rüdinger, dann allein, zuletzt unter Mitwirkung des Verfassers dieses Nachrufes. 19 Bände konnten seit dem Jahre 1877 erscheinen mit einer reichen Fülle wichtiger Beiträge, nicht zum mindesten aus der Feder Rankes selbst. Seit 1875 bis 1908 hat Ranke alle allgemeinen Versammlungen mitgemacht. Im Jahre 1877 auf der Versammlung in Konstanz wurde er dem damaligen Generalsekretär Prof. J. Kollmann zur Unterstützung beigegeben, ihm oblag die Schriftleitung des Berichtes. Als dann Kollmann nach Basel berufen worden war, übernahm er die Stelle des Generalsekretärs und erstattete als solcher auf dem Kongresse in Kiel 1878 zum ersten Male den wissenschaftlichen Jahresbericht. Er verstand es, während seiner Tätigkeit als Generalsekretär bis zur allgemeinen Versammlung in Frankfurt a. M. im Jahre 1908, also volle 30 Jahre, diese Jahresberichte zu einer Übersicht über die wichtigsten Ergebnisse der anthropologischen Forschung zu gestalten, die Spreu vom Weizen zu sondern und in vornehmer Kritik den Wert der Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Anthropologie zur Darstellung zu bringen. Diese Berichte spiegeln an manchen Stellen seine Anschauung wieder, so daß ein künftiger Biograph Rankes in diesem Jahresberichte manchen wertvollen Beitrag zur Charakterisierung von Rankes Anschauungen finden wird. Neben diesen Berichten hat es Ranke aber nie unterlassen, auf den Kongressen auch noch über seine und seiner Schüler wissenschaftliche Arbeiten zu referieren. Ein wesentliches Verdienst an dem Zustandekommen der Verständigung über ein gemeinsames kraniometrisches Verfahren, das auf den Konferenzen in München, 21. September 1877, und in Berlin, 9. August 1880, vorberaten und in Frankfurt a. M. 1882 beschlossen worden war, ist Ranke zuzuschreiben. 67 Forscher des In- und Auslandes hatten sich bis zum Januar 1883 dieser „Frankfurter craniometrischen Verständigung" angeschlossen. Im Jahre 1886 war es dann gelungen, 60 Forscher aus ganz Europa dafür zu gewinnen, daß sie die „Internationale Vereinigung über Gruppeneinteilung und Bezeichnung der Schädelindices", welche eine Erweiterung der Frankfurter Verständigung darstellt, annahmen. Damit war ein wichtiger Schritt vorwärts getan zur einheitlichen Verarbeitung des in den europäischen Museen vorhandenen Materials an Rassenschädeln.

Als Generalsekretär hatte er die Schriftleitung des Korrespondenzblattes und des Archivs für Anthropologie, in welcher er seit 1903 von G. Thilenius unterstützt wurde.

Es würde zu weit führen, alle die Kommissionen aufzuführen, welche innerhalb der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Tätigkeit traten, um Fragen, deren Lösung einzelnen nicht möglich war, durch Zusammenarbeit vieler der Lösung näher zu bringen. An allen diesen Kommissionen hat Ranke eifrig mitgearbeitet und meist die Durchführung als Generalsekretär geleitet.

Wie Ranke in der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ein Menschenalter lang die Seele aller Bestrebungen war, bis er die Generalsekretärstelle in Frankfurt a. M. im Jahre 1908 niederlegte und als Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Gesellschaft zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde, so hat ihm auch die Anthropologische Gesellschaft in München sehr viel zu danken, zuerst als 1. Schriftführer, dann seit 1888 als 1. Vorsitzender. Auch hier wurde ihm im Jahre 1910 durch die Wahl zum Ehrenvorsitzenden der Dank der Gesellschaft äußerlich zum Ausdruck gebracht.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Rankes beschäftigten sich in erster Linie mit der Erforschung der anthropologischen und prähistorischen Verhältnisse Bayerns. Ranke sammelte und bearbeitete die in den Ossuarien aufbewahrten Schädel und lieferte wichtige Beiträge zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern. [Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern. München 1883 (siehe auch verschiedene Bände der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns); Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau. Sitzber. d. math.-phys. Kl. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss. XXVII, 1897, Heft 1.]

Abgesehen von der Verteilung der Schädelformen konnte er feststellen, daß trotz aller Völkerverschiebungen, welche während der Völkerwanderungsperiode auf bayerischem Boden stattgefunden haben, sich jetzt nach anderthalb Jahrtausenden in wesentlichen Zügen das gleiche Bild der kraniologischen Verhältnisse wieder findet, welches vor der Völkerwanderung bestanden hat. Im Nordwesten haben die Dolicho- und Mesokephalen ihre alten Sitze bewahrt und ebenso im Süden des Landes die Brachykephalen. Ranke hat deshalb den Satz aufgestellt, daß im großen und ganzen die Kopfform an der geographischen Provinz haftet, daß die Schädelform „bodenständig" ist. (Zur Rassenfrage. Frühling I, 1908.) Die scheinbaren Tierähnlichkeiten im menschlichen Körper betrachtete er nicht als Beweise für die Abstammung des Menschen von tierischen Entwickelungsstadien, sondern suchte sie aus dem „allgemein anerkannten Satze" zu erklären, „daß in gesetzmäßiger, d. h. logischer Weise die gesamte animale Welt in körperlicher Beziehung zu einer idealen Einheit zusammengeschlossen ist, an deren Spitze der Mensch steht". In diesem Sinne ist nach ihm das Tierreich der zergliederte Mensch, und der Mensch das Paradigma des gesamten Tierreiches. Da der menschliche Körper in allen seinen Bauverhältnissen durch das Gehirn beeinflußt ist, darf man nach Ranke den Menschen als spezifisches „Gehirnwesen" bezeichnen, die Tiere dagegen als „Darmwesen". Die Rassenunterschiede innerhalb des Menschengeschlechts sind in erster Linie aus der Ontogenie zu erklären, erst wenn diese Methode versagt, kann man auf die hypothetische Phylogenie zurückgreifen. „Das was uns bei den Erwachsenen als individuelle und rassenhafte Verschiedenheit entgegentritt, ist nichts anderes als ein Stehenbleiben oder ein weiteres Fortschreiten auf der Bahn der Ausgestaltung, welche das Wachstumsgesetz für jeden Menschenschädel verlangt." Der Ausgangspunkt ist aber nicht die niedere Tierform, sondern die Form des extrem-menschlichen Typus. Was für den Schädel gilt, ist auch für die übrigen Körpereigentümlichkeiten anzunehmen. (Über die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen. Korr.-Bl. d. Deutschen Anthropol. Ges. 1897, Nr. 11 12; Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern. II. Über einige gesetzmäßige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn- und Gesichtsschädel. München 1892.) Diese Anschauung Rankes kommt in der Preisaufgabe zum Ausdruck, welche er im Jahre 1892 in der philosophischen Fakultät, 2. Sektion, stellte; sie lautet: „Durch neuere Untersuchungen ist festgestellt worden, daß einige sogenannte individuelle oder rassenhafte Eigenschaften des Menschen sich entwickelungsgeschichtlich als Hemmungs- oder Exzeßbildung erklären. Es wird nun die Aufgabe gestellt, wenn möglich, weitere Beweise für diese neu gewonnene wissenschaftliche Anschauung beizubringen."

Seine Untersuchungen an bayerischen Schädeln und an stark deformierten Peruanerschädeln (Über altperuanische Schädel von Ancon und Pachacamác. Abhandlungen d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss., II. Kl., Bd. XX und XXIII) führten ihn zu der Erkenntnis, daß die Schädel, abgesehen von ihrer durch die Bodenständigkeit bedingten Form, auch noch durch äußere und innere Faktoren beeinflußt werden. Starke Brachykephalie kann z. B. eine Folge der Lage des Kopfes bei der Pflege der Neugeborenen und Kinder sein, außerdem hat aber auch die Natur im allgemeinen die Tendenz, durch Verringerung der Kauwerkzeuge und durch gesteigertes Wachstum des Gehirns den Schädel breiter und runder, also brachykephaler zu gestalten. Ranke bekämpft deshalb die „lediglich auf Unkenntnis des wahren Sachverhaltes begründete Lehre anthropologischer Dilettanten von der angeblichen physischen und geistigen Herrenform der Dolichokephalie" (Zur Rassenfrage. Frühling I, 1908). Ranke war ein Gegner der „modernen" Rassentheoretiker, „an deren Spitze der Franzose Gobineau und der Engländer Chamberlain stehen", deren Lehren ein Ausdruck sind „für die in neuerer Zeit in erschreckender Weise angewachsenen völkertrennenden Instinkte". Schon in dem Vorwort zu der ersten Auflage seines Werkes „Der Mensch" schreibt er: „Ebenso absichtlich wurden, den bisherigen Traditionen der exakten Anthropologie in Deutschland entsprechend, alle Übergriffe von dem Boden der Naturbeobachtung auf jenen der Politik, Philosophie und Religion vermieden. Es verbietet dies schon die Würde der Wissenschaft, deren Er-

gebnisse und Fragen, um wertvoll und interessant zu sein, keiner „pikanten“ Seitenblicke nach fremden Gebieten bedürfen. Dazu kommt aber noch eine weitere Erwägung. Man hat bisher nur zu häufig, namentlich in populär-wissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothese mit den ebenso schwankenden politisch-philosophischen Tagesmeinungen verquickt; so mußte notwendig in dem der exakten Naturforschung fernstehenden Publikum die verhängnisvolle Meinung erweckt werden, als gäbe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengeistes feindselig gegenüberstehen.“ Die in diesen Worten ausgedrückte Stellungnahme gegen das Hineinzerren der anthropologischen Forschung in das politische Gebiet hat er bis zu seinem Lebensende trotz mannigfacher Angriffe vertreten. In der vor kurzem erschienenen Besprechung von „F. Hertz, Rasse und Kultur“, schreibt er: „Es wird in schroffem Gegensatz zu den Tatsachen der Anthropologie »die Lehre gepredigt, daß innerhalb der Menschheit, ja innerhalb der Nationen, unüberbrückbare Abgründe liegen und Rassengegensätze walten, die jeder Versöhnung widerstreben«. So wurde Feindschaft zwischen den Nationen und Völkern gesät, und wir sehen die Folgen in dem schrecklichen uns aufgedrungenen Kriege, in dem angeblichen instinktiven Rassenhaß zwischen den »germanischen« Deutschen und den »keltischen« Engländern, deren enge Blutsverwandtschaft und gemeinsame kulturelle Arbeit dem Friedensjahrhundert seit der gemeinsamen Niederringung der Napoleonischen Übermacht die Signatur aufgedrückt hat. Ein ähnlich offenkundiger Unsinn ist es, wenn man in unserem Volke einen Gegensatz zwischen den »minderbegabten« Kurzköpfen und den »höher veranlagten« Langköpfen zu konstruieren versucht hat. Die herrlichen Erfolge unserer Heere gegen eine Welt von Feinden, wobei in treuester Waffenbrüderschaft alle Stämme und alle Einzelnen, mögen sie kurz- oder langköpfig sein, zusammenstehen, werden auch mit diesem lächerlichen Vorurteil aufräumen, das in keiner Weise tatsächlich begründet ist oder sich begründen lassen kann.“ (Arch. f. Anthropol., N. F. XV, 1916, S. 73.)

Wenn Ranke es vermied, in die Darstellungen der Forschungsergebnisse Hypothesen aufzunehmen, so bedeutet das nicht, daß er ein Gegner jeder Hypothese war, aber er war mit Johannes Müller der Anschauung, daß die Hypothese nur in das Laboratorium des Forschers gehört. Es ist für denjenigen, welcher Rankes Anschauungsweise kannte, leicht erklärlich, daß er auf dem Lindauer Kongreß in einer für ihn ungewöhnlichen Schärfe gegen die geistreiche Abstammungstheorie von H. Klaatsch als „phantasievolles Gemälde“ protestierte.

Mit besonderer Freude und mit Erfolg leitete er die Untersuchungen der Skelettreste der Kaisergräber im Dome zu Speyer, der Fürstengräber in der Alexanderkirche in Zweibrücken und der Grüfte im Dome zu Worms.

Auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung hat Ranke die ersten Phasen der Entwickelung dieser Fächer mitgemacht; er war erfolgreich mittätig, durch die naturwissenschaftlich-paläontologische Forschungsweise der Wissenschaft vom Spaten unsere Kenntnis vom vorgeschichtlichen Menschen, von seinen körperlichen und kulturellen Eigentümlichkeiten zu fördern. Er hielt es zwar von Anfang an als letztes Ziel der anthropologisch-urgeschichtlichen Forschung, die Resultate der Spatenforschung an die durch schriftliche Dokumente beglaubigte Geschichte, das Hauptarbeitsgebiet der klassischen Archäologie, anzugliedern, war aber bis zuletzt der Anschauung, daß die prähistorische Wissenschaft besser durch naturwissenschaftlich geschulte Forscher gefördert werde, als durch solche, welche nur nach archäologischen Forschungsmethoden arbeiteten.

Durch seine „Anleitung an der Hand klassischer Beispiele zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen“ (Wien 1881) hat er zahlreiche Vereine und Private zur Mitarbeit an der Erforschung der Vorgeschichte angeregt; er hat auch selbst aktiv an der vorgeschichtlichen Forschung in Bayern sich beteiligt (Die natürlichen Höhlen in Bayern. Beiträge, Bd. II; Die Felsenwohnungen der jüngeren Steinzeit in der Fränkischen Schweiz und die vorgeschichtliche

Steinzeit im rechtsrheinischen Bayern. Beiträge, Bd. III; Feuerböcke und Bratspieße aus prähistorischer Zeit in Bayern. Korr.-Bl. 1906). Ohlenschlagers Prähistorische Karte Bayerns hat Ranke tatkräftig gefördert. Die anthropologisch-prähistorische Sammlung des Staates in München, deren Leiter er seit Gründung bis zu seinem Tode war, verdankt ihm nicht nur ihre Entstehung, er war bis in die letzten Tage seines Lebens bestrebt, sie zu vermehren und auszugestalten. Wesentliche Förderung verdankt die Erforschung des vorgeschichtlichen Bayerns seiner Tätigkeit als Mitglied und Vorsitzender der Akademischen Kommission für Erforschung der Vorgeschichte Bayerns. An der Untersuchung der Höhlenwohnungen Bayerns hat er schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts mitgewirkt, und noch während des Krieges die Gründung der Akademischen Kommission für Höhlenforschung veranlaßt, deren Aufgabe es ist, die Höhlen Bayerns systematisch nach Resten des vorgeschichtlichen Menschen zu durchsuchen.

Alle seine wissenschaftlichen Ergebnisse, sowie die Resultate der anthropologisch-prähistorischen Forschung hat J. Ranke in dem Werke „Der Mensch", das 1886 zum ersten Male erschien, bis 1912 drei Auflagen erlebte und in fremde Sprachen übersetzt wurde, einem großen Kreise von Gebildeten in anschaulicher Form und Sprache zugänglich gemacht. Das Werk hat ihn in Laienkreisen berühmt gemacht, was aber die Fachwelt darüber denkt, hat R. Virchow auf dem Kongresse in Stettin in folgende Worte gefaßt: „Aber Herr Johannes Ranke hat noch etwas anderes gemacht. Er hat gemacht, was bisher in der Vollständigkeit überhaupt nicht gemacht war. Er hat eine große Anthropologie geschrieben .... Das will ich aber sagen, daß die Deutsche Anthropologische Gesellschaft glücklich ist, ein solches Buch zu besitzen und stolz darauf, daß es in Deutschland gemacht worden ist, und besonders stolz darauf, daß ihr Generalsekretär es war." Die dritte Auflage, welche Ranke 1912 vollendete, stellt nicht eine einfache Wiederholung der zweiten Auflage dar, sie wird vielmehr vollständig den reichen Ergebnissen der anthropologischen Forschungen auf allen Gebieten gerecht, sie bringt den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis vom Menschen in objektiver, hypothesenfreier Weise zur Darstellung.

Über 50 Jahre war es dem Verstorbenen gegönnt, in Wort und Schrift im Dienste der Wissenschaft tätig zu sein. Tausende von Hörern und Schülern führte er ein in die Geheimnisse der Anthropologie; sie denken alle mit Vergnügen an die Stunden, da sie seinen wohlgeformten, anschaulichen Vorträgen lauschen durften; Tausende und Abertausende haben aus seinen Schriften ihr Wissen bereichert und verehren in ihm den bedeutenden Forscher und Lehrer. Alle diejenigen aber, welche mit ihm, sei es als Kollegen an der Universität, in der Akademie der Wissenschaften oder in den sonstigen Vereinigungen, deren Mitglied er war, sei es als Schüler, die unter ihm den Doktorgrad erwarben, sei es als Teilnehmer an den Versammlungen der Münchener und Deutschen Anthropologischen Gesellschaften, näher in Verbindung traten, haben Ranke auch als Menschen schätzen und hochachten gelernt. Sie werden ihm, dem hervorragenden Gelehrten, dem liebenswürdigen, stets wohlwollenden Menschen und Lehrer, ein dauerndes Andenken bewahren; sein Geist wird in seinen Schülern weiter wirken zum Vorteil der anthropologischen Wissenschaft. F. Birkner.

Die Vorgeschichte Bulgariens.

Von Univ.-Prof. Dr. F. Birkner-München.

Mit einer Kartenskizze.

Die Erforschung der Vorgeschichte Bulgariens wurde erst in neuerer Zeit in ausgedehnterem Maße in Angriff genommen. Wohl haben gelegentlich Reisende auf die zahlreichen Hügel in der europäischen Türkei hingewiesen, welche längs der Verkehrsstraßen vorhanden sind, und es wurden auch bei den Straßen- und Bahnbauten im vorigen Jahrhundert gelegentlich der eine oder andere dieser Hügel umgegraben, ohne daß aber deren Bedeutung für die Vorgeschichte dadurch vollständig klargestellt worden wäre. Als die Wiener Anthropologische Gesellschaft als eine ihrer ersten Arbeiten die kartographische Festlegung der Tumuli in Österreich-Ungarn und den angrenzenden Ländern beschloß, haben F. v. Hochstetter und F. Kanitz es übernommen, die Eintragung der in der Türkei vorkommenden Tumuli zu besorgen. Die im Jahre 1870 bekannten Hügel in Bulgarien und Thrazien schätzte v. Hochstetter auf 5- bis 600, welche nach ihm „nie im Gebirge, sondern ausschließlich in waldlosen Ebenen oder auf niederen Plateaus angetroffen werden, d. h. in den fruchtbarsten, am leichtesten zugänglichen Gegenden, die schon in den allerältesten Zeiten der Wohnplatz zahlreicher Volksstämme gewesen sein müssen“ [1]).

Über die Bedeutung dieser Hügel und deren Alter herrschte damals noch keine Klarheit. Hochstetter nennt sie direkt Grabhügel. Das, was man bis dahin von den gelegentlichen Ausgrabungen wußte, schien dieser Ansicht rechtzugeben. Es wurden z. B. bei Papasli an der Eisenbahnstrecke zwischen Adrianopel und Philippopel nach dem Berichte des Ingenieurs E. Zeller in einem Hügel unter einer Anzahl von Knochen drei Urnen (mit vier Buckeln am Umfang und zwei kleineren Löchern am oberen Rande) gefunden: in einer Urne befanden sich zwei türkische Kupfermünzen aus dem 14. bzw. 15. Jahrhundert; in einem anderen Hügel wurde eine große Masse von Knochen (Schädel im Zentrum des Tumulus liegend), eine große Vase und ein dem Handschar ähnliches, gänzlich durch Rost zerfressenes Schwert zutage gefördert [1]). Weitere Ausgrabungen nahm Dr. M. E. Weiser vor [2]). Der eine Hügel (Nr. 2) barg ein aus flachen Ziegeln hergestelltes, innen mit Ziegelmehl glatt gestrichenes, von einer mächtigen Steinplatte bedecktes Grab mit Skelettknochen, eiserne Nägel, Perlen (?), Glasresten; ein anderer Hügel (Nr. 4) enthielt ebenfalls ein aus Ziegeln hergestelltes Grab mit Gefäßresten, einige Stücke Glas, eine Münze mit griechischer Inschrift. Wir haben es somit wohl sicher mit Gräbern zu tun, deren Zeit aber nach den Angaben Weisers sich nicht bestimmen läßt: vielleicht könnten die von Weiser der Gesellschaft übersandten Abbildungen weitere Anhaltspunkte liefern. Nach Angaben eines Lehrers von Kezanlyk soll in einem Hügel bei Philippopel in einem gemauerten Grabe ein Skelett in sitzender Stellung gefunden worden sein, dessen Haupt mit einem Goldreifen geschmückt war. Außerdem sollen noch weitere goldene Wertgegenstände und zwei große Urnen, die eine mit etwas Öl, in demselben enthalten gewesen sein; an der Decke sei eine herabhängende Lampe befestigt gewesen (S. 227/28). Vielleicht handelt es sich in diesem Falle, wenn die Angaben richtig sind, um einen höheren orthodoxen Priester, der wie die Patriarchen von Konstantinopel in sitzender Stellung begraben wurde.

Aus Grabhügeln bei Trojan und Gabrovo beschreibt B. Filow [3]) Funde aus dem 5. bis 3. Jahrhundert v. Chr.; es handelt sich insbesonders um Fibeln, welche sehr denen aus der Früh-Latènekultur West- und Zentraleuropas ähneln.

Ein Teil der Hügel, vor allem Südbulgariens, scheint demnach tatsächlich Gräber zu enthalten, welche aus verschiedenen Zeiten stammen würden. Über den Zweck der Hügel gibt es aber

[1]) F. v. Hochstetter, Über das Vorkommen alter Grabhügel in der europäischen Türkei. Mitt. d. Wien. Anthrop. Ges. I, S. 93 bis 101, 1870. — Weitere Angaben über das Vorhandensein von Tumuli geben A. Boué, Aufzählung von Tumuli oder alten Grabhügeln in der europäischen Türkei, ebenda S. 156 u. 157; M. E. Weiser, Thracien und seine Tumuli, ebenda II, S. 147, 1871.

[1]) F. v. Hochstetter, Über die Ausgrabung einiger Tumuli bei Papasli in der europäischen Türkei. Mitt. d. Wien. Anthropol. Ges. II, S. 49—50, 1871.

[2]) M. E. Weiser, Thracien und seine Tumuli. Ebenda II, S 137—153, 185—203, 225—228, 1871.

[3]) B. Filow, Deux tumuli thraces dans le Balkan. Izvestija na bulgarkoto etc. Bull. Soc. Arch. bulgare I, S. 155—158, 1910.

noch andere Ansichten[1]). Es scheint, daß die Türken die Gewohnheit hatten, die Zelte der Kommandanten auf Hügeln zu errichten, wie dies nach Kanitz bei den zwei Hügeln (Tepe) bei Vidin der Fall gewesen ist. Ob der eine oder andere von den hohen Hügeln zu diesem Zwecke errichtet wurde oder ob stets schon vorhandene benutzt wurden, ist bis jetzt noch nicht festgestellt. Als Begräbnisstätten sind wohl eine Anzahl als Dolmen bezeichneter Steinbauten zu betrachten, über deren Vorkommen in Südbulgarien wir durch die Gebrüder Škorpil und St. Bontschew Kenntnis erhalten. Die Škorpil[2]) berichten über Dolmen von der Sakar Planina und ihrer Umgebung nördlich von Adrianopel zwischen der Maritza und der Tundža; Bontschew[3]) entdeckte einige im östlichen Teile des Bezirkes von Haskovo (Südbulgarien).

Außer Grabstätten stellt eine Anzahl der bulgarischen Hügel, vor allem die Flachhügel, wie Untersuchungen in jüngster Zeit zeigten, auch Reste von prähistorischen Ansiedelungen dar. Man hat in solchen Hügeln wie in den zahlreich vorhandenen Höhlen und Grotten die Reste alter Wohnstätten gefunden. Der Donau entlang, zwischen Timok und Vid, untersuchte F. Tschilinghirow im Überschwemmungsgebiete Siedelungen, deren Lage die Vermutung nahelegt, daß es sich hier um eine Art von Pfahlbausiedelungen handle.

Die östlichsten paläolithischen Reste der Menschen in Österreich-Ungarn sind nach J. Szombathy[4]) im Valea cremene (Feuersteintal), einem Seitentälchen des Bodzaer Passes, gefunden worden. Von dieser Fundstelle hat J. Teutsch in Kronstadt Klingen, Schaber und Stichel aus Feuerstein an die Wiener Anthropologische Gesellschaft eingesandt, welche an der angegebenen Stelle, etwa 1 m unter der Bodenoberfläche, zusammen mit kleinen Holzkohlenteilchen gefunden worden sind, leider fehlten Reste von Tieren, die für eine absolut sichere Altersbestimmung von Wichtigkeit wären. Nach Szombathy ist ein Schluß auf eine der jüngeren Schichten des Paläolithikums gerechtfertigt. Die nächsten paläolithischen Fundstellen sind die Höhlen im Bükkgebirge und bei Budapest in Ungarn, sowie die bei Krapina in Kroatien. Die aus Höhlen in Serbien gemeldeten Funde[1]) gestatten keinen sicheren Schluß auf das Vorhandensein des diluvialen Menschen. Da, wie es scheint, die Schichten schon gestört waren oder bei den Ausgrabungen nicht genügend auseinandergehalten worden sind, haben die Reste des Höhlenbären, die mit den Gegenständen gefunden worden sind, keinen Wert für die Altersbestimmung. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß doch paläolithische Schichten in den serbischen Höhlen vorhanden sind. Aus den anderen Balkanländern fehlen bis jetzt ebenfalls Spuren des paläolithischen Menschen, mit Ausnahme Bulgariens. Hier haben die Untersuchungen des letzten Jahrzehnts sichere Anhaltspunkte für die Anwesenheit des Eiszeitmenschen ergeben.

In der Malkata Peschtera („Kleinen Höhle") bei Samovodeni, nordwestlich von Tirnova, deren 4 m breiter Eingang nach Süden liegt und die sich etwa 92 m nach innen erstreckt, wurden in den Jahren 1898, 1905 und 1909 Ausgrabungen veranstaltet, über die R. Poppow[2]) das Folgende berichtet: Die Grotte enthält drei Schichten. Die unterste, diluviale Schicht von 1 m Mächtigkeit besteht aus gelbem und rotem Ton und ist reich an Knochen des Höhlenbären. Außerdem wurden noch festgestellt Reste der Höhlenhyäne, des Pferdes, des Urrindes. Mit diesen diluvialen Tierresten zusammen fanden sich in etwa 1,45 m Tiefe zwei Feuersteinmesserchen; das eine ist 6 cm lang, 1,6 cm breit und 0,6 cm dick, das andere hat eine Länge von 5,9 cm, eine Breite von 2 cm und eine Dicke von 0,65 cm. Wenn auch die Fundumstände eine genaue Altersbestimmung nicht gestatten, so darf doch als sicher angenommen werden, daß es sich um Spuren des paläolithischen Menschen handelt.

Nachdem schon Koitschew im Jahre 1909 in der Höhle Morovitza bei Gložane (Bezirk

[1]) F. Kanitz, Tumuli in Nord- und Südbulgarien. Mitt. d. Wien. Anthrop. Ges. VI, S. 201—204, 1876, und Donau-Bulgarien und der Balkan, 1. Bd., S. 275—276. Leipzig 1875.

[2]) Gebr. Škorpil, Pametnici iz Bulgarsko (Denkmäler Bulgariens), 1. Bd., 1. Heft. Thrakien, Sofia 1888. Ausführliches Referat mit Abbildungen von Woldrich in Mitt. d. Wien. Anthropol. Ges. XVIII, S. 285—288, 1888.

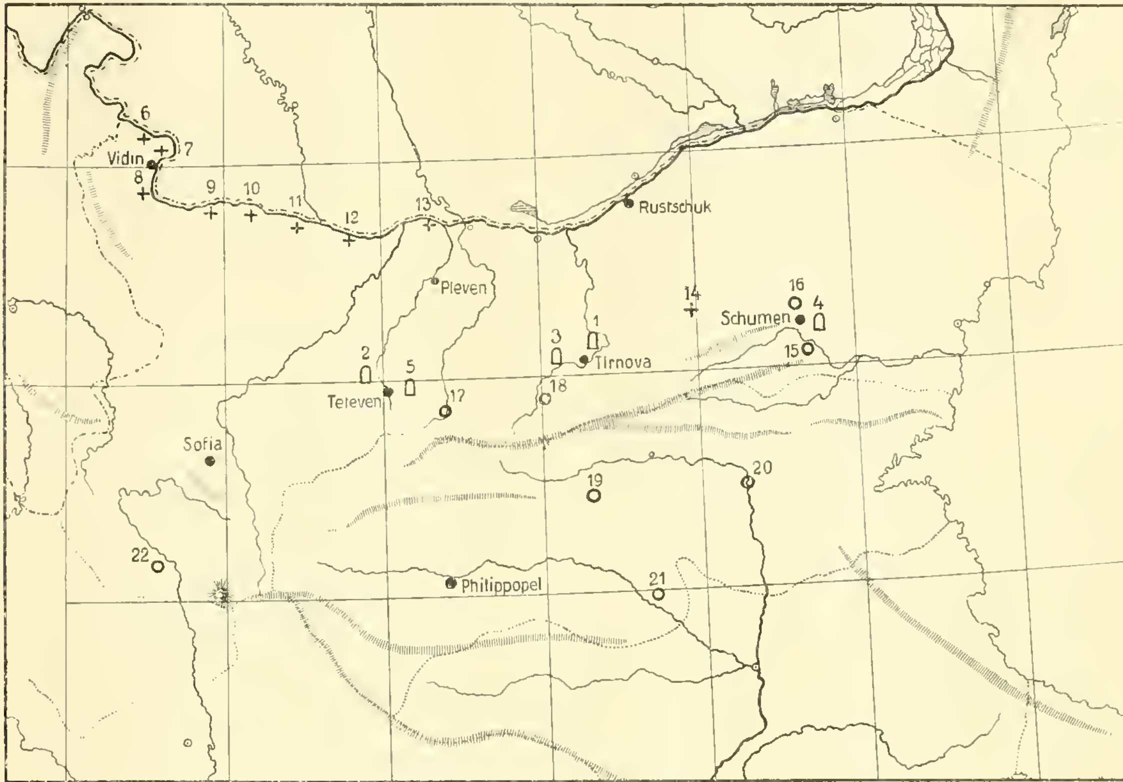
[3]) St. Bontschew, Dolmen im südlichen Bulgarien. Korr.-Bl. d. Deutsch. Anthrop. Ges 1896, S. 35—36.

[4]) J. Szombathy, Paläolithische Funde aus Siebenbürgen. Mitt. d. Wien. Anthrop. Ges., Sitzber. XL, S. [10], 1910.

[1]) F. Kanitz, Die prähistorischen Funde in Serbien bis 1889. Mitt. d. Wien Anthropol. Ges. XIX, S. 150—153, 1889. Ebenda, Sitzber. XVI, S. [65]—[66], 1886.

[2]) R. Poppow, Razkopki v „Malkata Peschtera" pri Tirnovo prez 1909. Izvestija na bulgarkoto etc. II, 1911 (Bull. Soc. Arch. bulgare II, S. 248—256, 1911). — O. Menghin, Spuren des Paläolithikums in den nördlichen Balkanländern. Wien. Prähist. Zeitschr. II, S. 121—132.

Teteven) Grabungen veranstaltet hatte, hat im Jahre 1912 R. Poppow[1]) ebenfalls an einigen Stellen gegraben. Die Höhle öffnet sich nach Norden und erstreckt sich bei 16 m Breite des Eingangs etwa 250 m ins Innere. 4 m vom Eingange entfernt fand Poppow eine 4 m tiefe Schicht, deren oberer Teil bis zu 1,50 m Tiefe Knochen, Scherben usw. aus vorgeschichtlicher tief kam eine Feuersteinklinge von 6,1 cm Länge, 2,4 cm Breite und 0,4 cm Dicke zutage, welche an beiden Rändern kräftige Steilretuschen aufweist. An einer anderen Stelle fand sich eine 16,65 cm lange, 2,7 cm breite und 1 cm dicke Knochenspitze, deren hinteres Ende abgebrochen ist. Auch diese Stücke stammen den Fundumständen nach aus paläolithischer Zeit. Poppow



Prähistorische Fundplätze in Bulgarien.

1. Höhle „Malkata Peschtera" (Kleine Höhle) bei Samovodeni.
2. Höhle „Morovitza" bei Gložane.
3. Höhlen „Malkata Podlisža" und „Goljama Podlisža" bei Beljakovež.
4. Höhlen „Pod-Grado" bei Madara.
5. Höhle „Toplia" bei Golema-Železna.
6. Ansiedlung „Unio alba".
7. „ bei „Kutovo".
8. „ „ „Naklata" (Pfahlbauten?)
9. „ „ „Lom" (Pfahlbauten?)
10. „ „ „Cibar" (Pfahlbauten?)
11. Ansiedlung bei „Kozludui" (Pfahlbauten?)
12. „ „ „Ostrovo" (Pfahlbauten?)
13. „ „ „Magura" (Pfahlbauten?)
14. „ „ „Sultan".
15. Hügel „Denew" bei Salmonovo.
16. „ „Kodja Dermen" bei Schumen.
17. „ bei Trojan.
18. „ „ Gabrovo.
19. „ von Sveti-Kyrillovo bei Stara Zagora.
20. „ „ Ratschew bei Jambol.
21. „ „ Deve-Bargan bei Tirnovo-Seimen.
22. „ „ Kadine-most bei Küstendil.

Zeit enthielt; der untere Teil von 1,5 bis 4 m bestand aus rotgelbem Ton mit Resten von diluvialen Tieren. Im Inneren der Höhle reicht der diluviale Ton bis zur Oberfläche. 2,8 m zählt sie der Solutréstufe zu, wahrscheinlicher handelt es sich aber um Artefakte der Aurignacstufe. Es erscheint jedoch gewagt, auf Grund von einzelnen Fundgegenständen eine genauere Altersbestimmung vorzunehmen.

Schon die bisherigen Untersuchungen der beiden Höhlen lassen den Schluß zu, daß der diluviale Mensch auch in den Balkanländern gelebt hat. Da aber nur eine teilweise Ausgrabung

[1]) R. Poppow, Razkopki v peschtera Morovitsa. Izvestija III, S. 262. Bull. Soc. Arch. bulgare III, S. 262, 1912—1913. — O. Menghin, Spuren des Paläolithikums in den nördlichen Balkanländern. Wien. Prähist. Zeitschr. II, S. 128—132.

*

vorliegt, so läßt eine eingehende, auf den ganzen Flächenraum der Höhlen ausgedehnte wissenschaftliche Untersuchung hoffen, daß noch mehr paläolithisches Material zutage gefördert wird, das auch eine genauere Zeitbestimmung zuläßt.

Die beiden Höhlen haben außerdem bestimmbare jüngere Funde aus der vorgeschichtlichen Zeit geliefert. Nach Poppow folgt in der Malkata Peschtera auf die diluviale Schicht eine etwa 40 cm mächtige Schicht mit neolithischen Fundgegenständen neben Resten vom Edelhirsch, Reh, Schaf, Rind, Schwein und Hund. Die obersten Schichten enthalten Funde, welche bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, also bis in die römische Kaiserzeit reichen. Unter den jüngeren Funden aus der Höhle Morovitza sind besonders bemalte und inkrustierte Gefäße, eine Knochennadel mit einem Reh- oder Hirschkuhkopf und eine Kupfernadel zu erwähnen.

R. Poppow hat noch weitere Höhlen in der Umgebung von Tirnova ausgegraben; in der Prähistorischen Zeitschrift[1]) berichtet er ausführlich über die Ergebnisse in der 33 m tiefen, am Eingange 5 m breiten Höhle „Malkata Podlisža“ bei dem Dorfe Beljakovež, welche eine Verbindung besitzt mit der Höhle „Goljama Podlisža“. Diese zeigt die gleichen Schichten und Kulturreste wie erstere.

Die unterste Schicht *L* von 30 cm aus gelblichrotem Tone enthält nur unbestimmbare fossile Tierknochenreste; in der entsprechenden Schicht in der Goljamahöhle fanden sich Reste von diluvialen Tieren; Kulturreste fehlen in beiden aber vollständig. In den aus mit Kies- und Holzkohlenlagen vermischtem Ton bestehenden etwa 50 cm mächtigen Schichten *H—J* fanden sich zahlreiche Reste von Haus- und Jagdtieren, Feuersteingeräte und Scherben von Gefäßen. In Schicht *J* kam in der Tiefe von 80 cm ein ganzes Menschenskelett zum Vorschein. Das in dieser Schicht gefundene Kulturmaterial bestand aus vier Feuersteinklingen von 4,9 bis 7,4 cm Länge, Resten von Gefäßen, zum Teil mit Henkeln, zum Teil mit Warzen und Doppelwarzen, Spinnwirtel und einer 6,1 cm langen kupfernen Nadel. Die geringe Zahl von Feuersteinwerkzeugen führt Poppow darauf zurück, daß die geologischen Schichten in der Umgebung von Tirnova der unteren Kreide, dem Baremien, angehören, in welcher Feuerstein fehlt. Ein Gefäß, das er abbildet, hat konische Form.

Die Schichten *H—C*, von 30 bis 82 cm, enthielten Gefäßreste, einige Fragmente von eisernen Messern, Lanzen, Nägeln usw., welche an die Kulturreste aus Wohnplätzen der römischen Zeit erinnern („Madara“, „Woiwoda“ u. a.). Da in der Goljama Podlisža eine Münze der Faustina gefunden wurde, sind die beiden Höhlen offenbar noch im 2. Jahrhundert n. Chr. bewohnt gewesen. Das in Schicht *J* gefundene Skelett scheint nicht neolithisch zu sein, sondern aus der Zeit der Ablagerung der Schichten *C—H*, also der römischen Zeit anzugehören.

Bei dem Dorfe Madara, östlich von Schumen, konnte R. Poppow[1]) reiche Wohnstättenfunde bergen. Die Gegend nördlich vom Dorfe ist für die archäologische Forschung von hohem Interesse. Es finden sich dort Hügel, Menhire, die Fundamente römischer Festungen und Reste der ältesten Hauptstadt Bulgariens, Pliska. An einem Felsen befinden sich neben dem Basrelief eines thrakischen Reiters eine 30 m tiefe, 70 m breite natürliche Grotte, „Pod-Grado“, und mehrere künstliche Höhlen. Die Terrasse um die Quellen, welche in der Nähe entspringen, enthielt nach den Ausgrabungen in den Jahren 1902, 1903 und 1909 Kulturreste der jüngeren Steinzeit und der römisch-byzantinischen Zeit. Auf grauen Mergel folgt eine 1,50 m mächtige, aus Ton, Sand, Kies und Geröllen bestehende Schichtenreihe mit den neolithischen Kulturresten; nach einer 25 cm dicken sterilen Schicht schließt das Profil mit einer 25 cm mächtigen schwarzen Dammerde ab, in der sich römisch-byzantinische Fragmente von gut gebrannten Gefäßen, Bronze- und Kupfermünzen aus dem 3. bis 6. Jahrhundert, Werkzeuge aus Eisen usw. fanden.

Die Tierreste der neolithischen Schicht gehörten dem Hunde, Fuchs, Wolf, Bär, Schwein, Dachs, Hirsch, Reh, Pferd, Wildrind, Schaf, Biber an, welche teils ausgestorben (Rind, Biber), teils nach dem Balkan ausgewandert sind (Hirsch, Reh, Bär). Auch einige Menschenknochen fanden sich zusammen mit den Tierresten.

Von den neolithischen Kulturresten sind die folgenden hervorzuheben. Es fanden sich Pfeilspitzen, Schaber, Kratzer, Messer und Schlagsteine aus Feuerstein, der in der Umgebung nicht vorkommt und vielleicht aus „Kriva-Rjaka“

[1]) R. Poppow, Die Ausgrabungen in der Höhle „Malkata Podlisža“ beim Dorfe Beljakovež, unweit der Stadt Tirnova (Nordbulgarien). Prähist. Zeitschr. V, S. 449—460, 1913.

[1]) R. Poppow, Beiträge zur Vorgeschichte Bulgariens. I. Der prähistorische Wohnplatz „Pod-Grado“ bei dem Dorfe Madara, unweit der Stadt Schumen (Nordost-Bulgarien). Prähist. Zeitschr. IV, S. 88—103, 1912.

stammt. Die zahlreichen Abfälle deuten darauf hin, daß die Feuersteinwerkzeuge an Ort und Stelle hergestellt worden sind. Aus anderem Gesteinsmaterial waren geschliffene und zum Teil durchbohrte Steinbeile, Hämmer und Meißel hergestellt, ferner fanden sich Fragmente von Mühlsteinen sowie Schlag- und Reibsteinen aus Sandstein und Konglomerat. Aus Geweih und Knochen bestanden Hämmer, Pfriemen, Anhänger. Einige Würfelbeine und Zehenglieder von Hirsch, Rind und Schaf, welche vielleicht zum Teil zum Spielen dienten, zeigten ein oder zwei geglättete Flächen; Perlen aus Horn und Knochen, durchbohrte Zähne von Hund und Dachs stellen Schmuckgegenstände dar. Die Gefäßreste stammen von rohen Gefäßen, welche in seltenen Fällen als Verzierung grobe Einschnitte und Buckel besaßen.

Es dürfte die Anschauung Poppows richtig sein, daß alle diese Kulturreste nicht auf primärer Lagerstätte lagen, sondern von der höher gelegenen Höhle Pod-Grada herabgeschwemmt worden sind. Ob die künstlichen Grotten neben den natürlichen aus der jüngeren Steinzeit stammen, möchte ich noch dahingestellt sein lassen; vielleicht sind sie während der römisch-byzantinischen Zeit hergestellt worden.

Die Funde aus der Höhle Toplia bei Golema-Železna, welche G. Bontschew[1]) für diluvial hielt, sind nach Poppow jünger; sie gehören wohl auch der jüngeren Steinzeit an.

Die gleichen Kulturreste wie in den Höhlen fand A. Tschilinghirow[2]) in Ansiedelungen im Überschwemmungsgebiete der Donau, zwischen Timok und Vid. Den Fundumständen nach könnte es sich bei den Siedelungen von Naklata bei Vidbol, von Lom, von Cibar-Varoche, Kozludui, Ostrovo und Magura um eine Art von „Pfahlbauansiedelungen" handeln. Der größte Teil der Kulturreste gehört der jüngeren Steinzeit an und scheint sich vollständig den Funden in den Höhlen auf der Nordseite des Balkangebirges anzuschließen, außerdem fanden sich aber auch Scherben, welche der römischen Zeit angehören dürften.

In Naklata bei Vidbol kam eine menschliche Figur mit Ornamenten zum Vorschein, die zu den Funden in den Hügeln Bulgariens überleitet.

Wie eingangs erwähnt, bestehen die bisher untersuchten Hügel Bulgariens größtenteils aus den Resten vorgeschichtlicher Ansiedelungen. Es liegen bis jetzt Mitteilungen über Untersuchungen der Hügel von Ratschew bei Jambol, von Deve-Bargan bei Tirnovo-Seimen, von Sveti-Kyrillovo bei Stara Zagora und von Kadinemost bei Küstendil in Südbulgarien, von Denew bei Salmanovo, von Kodja-Dermen bei Schumen und Sultan bei Popopo in Nordbulgarien vor.

Die Grabungen R. Poppows[1]) in den Hügeln von Denew, welche auf Kosten des bulgarischen Nationalmuseums in Sofia erfolgten, haben eine sehr reiche Ausbeute ergeben. Vor allem fanden sich die Reste von Wandbewurf, es handelt sich also um Hütten aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen worden war. Die Form der Hütten ließ sich nicht feststellen, wahrscheinlich waren sie viereckig wie die primitiven Hüttenmodelle aus Ton, welche in dem Hügel gefunden worden sind. Die Feuersteinwerkzeuge ähneln vollständig denen in den Höhlen, auch die Steinhämmer zeigen die gleichen Formen. Die Pfriemen, Nadeln und Anhänger aus Knochen sind zahlreicher und überwiegen stark gegen die Steinbeilfassungen und sonstigen Werkzeuge aus Horn. Neben den durchbohrten Muscheln (Cardium) fanden sich auch als künstlicher Schmuck Ringe aus Spondylusschalen. Von besonderem Interesse sind die keramischen Produkte. Die Gefäße sind zum Teil poliert ohne Ornamente, zum Teil besitzen sie gravierte Ornamente mit Einlagen (inkrustierte Gefäße) oder gemalte und plastische Ornamente. Auf manchen Gefäßen sind die Ornamente mit Graphit ausgeführt, bei anderen ist auf dem Graphitgrunde das Ornament ausgespart. Kombination von Gravierung und Bemalung ist häufig. Bei den inkrustierten Gefäßen ist nach Poppow die Technik eine verschiedene, entweder wird das eingeschnittene Ornament mit einer weißen Tonmasse ausgefüllt oder es war das Ornament erhaben ausgeführt und die so entstehenden vertieften Zwischenräume mit weißer Masse ausgefüllt worden. Hinsichtlich der Form sind besonders zylindrische inkrustierte Gefäße hervorzuheben mit konischem Boden und meist einem kleinen hohlen Fuße; es gehören zu diesen

[1]) G. Bontschew, Peschterata pri s Golema-Železna. Trudovo na bulgarkoto pripodoizpitatelno družestvo I, S. 80, 1900; R. Poppow, Izvestija na bulgarkoto etc. Bull. Soc. Arch. bulgare III, S. 272, 1912—1913.

[2]) A. Tschilinghirow, Stations préhistoriques sur le bord du Danube, depuis Timok jusqu'à Vite. Izvestija na bulgarkoto II. Bull. Soc. Arch. bulgare II, S. 147—174, 1911.

[1]) R. Poppow, Predistoritscheskata Deneva mogila pri s Salmanovo. Der vorgeschichtliche Hügel von Denew beim Dorfe Salmonovo. Izvestija na bulgarkoto IV. Bull. Soc. Arch. bulgare IV, S. 148—225, 1914.

Gefäßen Deckel mit ähnlichen Verzierungen. Als Unikum ist ein vierkantiges Gefäß mit zwei Öffnungen am Boden zu erwähnen. Besonders wichtig sind die Reste von Menschen- und Tierfiguren aus Ton, sogenannte „Tonidole“. Auch Stempel aus Ton, die für Bulgarien zum ersten Male festgestellt sind, verdienen erwähnt zu werden. Möglicherweise wurden sie zur Körperbemalung verwendet. An Metallgegenständen kam nur eine Kupfernadel zum Vorschein. Außer den Resten von Haus- und Jagdtieren (Hirsch, Reh, Rind, Schaf, Hase, Biber, Hund, Fuchs, Wolf, Luchs, Marder, Dachs, Schwein, Bär) kamen in der oberen Schicht auch menschliche Skelette zum Vorschein, die wohl jünger sind als die Siedelungsreste in der Basis des Hügels.

In dem Hügel „Kodja-Dermen“, nordwestlich von Schumen, fand R. Poppow[1]) ein ganz ähnliches Kulturinventar: Werkzeuge aus Knochen, Horn, Feuerstein und anderen Gesteinsarten; Schmucksachen aus Knochen (Astragalus), Muscheln (Cardium) und Früchte (Lithospermum officinale). Der zum Bemalen der Gefäße nötige Graphit fand sich in einigen konischen Stücken. Die Gefäßreste waren teils von ganz ähnlich bemalten Gefäßen wie im Hügel von Denew, teils waren sie von rohen Gefäßen. Sehr zahlreich fanden sich die Menschen- und Tierfiguren aus Ton und Knochen. Die Tierreste setzen sich zusammen aus den Knochen von Hund, Fuchs, Wildkatze, Dachs, Reh, Hirsch, Rind (und zwar Wildrind und zahmes Rind), Schaf, Schwein, Hase, Vögel, Belemniten (Belemnites pistilliformis) mit künstlich zugespitzten Enden und Schalen von Cardium, Unio, Dentalium, die offenbar für Schmuckzwecke aufgesammelt worden sind. Auch Getreidereste (Triticum vulgare) fanden sich zum Teil in reichlicher Menge. Menschliche Reste kamen zerstreut vor: ein Schädel, ein Oberschenkel, ein Oberarm, ein Schienbein. Vielleicht handelt es sich hier um einen Beweis von Kannibalismus.

In einem 12 m hohen Hügel mitten im Dorfe Sveti-Kyrillovo[2]) bei Stara-Zagora nahm Gawril J. Kazarow einige Versuchsgrabungen vor; er konnte bis zu 4,5 m Tiefe mehrere Schichten feststellen. Oben eine Schicht von 1 m Tiefe mit Funden aus römischer und byzantinischer Zeit, darunter eine 1,8 m mächtige Erdschicht mit prähistorischen Gefäßresten, es folgte dann eine verbrannte Schicht (0,2 m) mit Scherben und verkohlten Getreide- und Hüttenresten. Unter einer weiteren 1,2 m tiefen sandigen Schicht lag eine zweite 0,30 m mächtige verbrannte Schicht mit verkohltem Getreide. In diesen Schichten fanden sich Reste von monochromen und bemalten Gefäßen, „Tonidole“, Webstuhlgewichte, Wirtel und Löffel aus Ton, eine Muschelschale, Werkzeuge aus Feuerstein und geschliffene Steinbeile, Pfriemen aus Knochen, Nadeln und Dolchklingen aus Kupfer.

Menschen- und Tierfiguren aus Knochen, ähnlich denen von Denew und Kodja-Dermen, beschreibt A. Tschilinghirow auch aus der prähistorischen Station Sultan (Bez. Popopo) in Nordbulgarien[1]) und aus dem Hügel Ratschew bei Jambol in Südbulgarien[2]). Wenn er diese Idole der Eisenzeit am Anfang des 1. Jahrtausend zuschreibt, so dürfte dies wohl eine irrtümliche Auffassung sein. Tonidole fanden sich auch bei Kadine-most (Bez. Küstendil) nach den Mitteilungen von J. Iwanow[3]).

Aus einem nicht wissenschaftlich erforschten Hügel Deve-Bargan bei Tirnovo-Seimen, am Ufer der Maritza, sind spätneolithische und römisch-byzantinische Funde bekannt.

Die vorgeschichtlichen Forschungen in Bulgarien, soweit sie in der mir zugänglichen Literatur veröffentlicht sind, haben für die Vorgeschichte Bulgariens wichtige Ergebnisse geliefert.

Fürs erste sind sichere Spuren des paläolithischen Menschen nachgewiesen worden.

Hinsichtlich der jüngeren Steinzeit scheinen zwei nach den Kulturresten verschiedene Stufen vorhanden gewesen zu sein. Die Reste aus der jüngeren Steinzeit, welche in den Höhlen und vielleicht auch in den „Pfahlbauansiedelungen“ im Überschwemmungsgebiete der Donau zwischen Timok und Vid zutage treten, zeigen einfachere Formen, sie stellen vielleicht eine ältere Stufe dar gegen die Funde aus den Hügeln; diese Stufe schließt sich mit ihrer bemalten Keramik und den Menschen- und Tierfiguren der in Bosnien, Serbien, Siebenbürgen,

[1]) R. Poppow, Beiträge zur Vorgeschichte Bulgariens II. Idole und Tierfiguren, gefunden in dem Hügel „Kodja-Dermen“ bei Schumen (Bulgarien). Prähist. Zeitschr. IV, S. 103—113, 1912. Izvestija na bulgarkoto II. Bull. Soc. Arch. bulgare II, S. 70—80, 1911. Revue de la Société littéraire bulgare XXI, S. 503—562, 1909.

[2]) Gawril J. Kazarow, Vorgeschichtliche Funde aus Sveti-Kyrillovo. Präh. Zeitschr. VI, 1914, S. 67—88.

[1]) A. Tschilinghirow, Figurines en os de la station préhistorique de Soultan (arr. de Popopo). Izvestija na bulgarkoto etc. I. Bull. Soc. Arch. bulgare I. S. 105—110, 1910.

[2]) Derselbe, Figurines en os du tumulus Ratchew près de Jambol. Izvestija na bulgarkoto II. Bull. Soc. Arch. bulgare II, S. 81—88, 1911.

[3]) J. Iwanow, Rapport sur les fouilles de Kadine-most, arrondissement de Küstendil. Izvestija na bulgarkoto etc. I. Bull. Arch. bulgare I, S. 192, 1910.

Rumänien und in der Ukraine festgestellten spätneolithischen Kultur an, welche bis nach Thessalien vorgedrungen zu sein scheint und etwa dem 3. Jahrtausend v. Chr. angehört. Wir können somit in Bulgarien ein „Höhlenneolithikum" und ein „Hügelneolithikum" unterscheiden.

Eigentümlich ist es, daß Funde aus der Bronzezeit sowohl in den Hügeln mit Wohnresten als auch in den Höhlen und Grotten zu fehlen scheinen. Das macht den Eindruck, als ob im 2. Jahrtausend v. Chr., während der kretisch-mykenischen Periode, keine Verbindung mit dem kulturreichen Süden der Halbinsel vorhanden gewesen sei. Das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein. H. Schmidt erwähnt z. B. den Fund eines Bronzeschwertes, das aus Kalaglare bei Panagjuriste (Bezirk Philippopel) stammt; es scheinen somit wenigstens für Südbulgarien Beziehungen zur Bronzezeit Griechenlands vorhanden gewesen zu sein. Auch verschiedene Gefäßformen im Nationalmuseum zu Sofia weisen auf Kulturbeziehungen zum Süden der Halbinsel hin.

Im Nationalmuseum zu Sofia fehlen Funde aus den vorgeschichtlichen Metallzeiten nicht vollständig, die aber, soviel ich sehe, noch nicht veröffentlicht sind und der wissenschaftlichen Bearbeitung bedürfen. Verhältnismäßig zahlreiche Streithämmer aus Kupfer und Bronze erinnern an ähnliche Formen in Ungarn, desgleichen stimmt eine Anzahl von Tülläxten, welche der Hallstattzeit zuzurechnen sind, mit solchen aus Ungarn überein. Die Spiralfibeln der Hallstattzeit gleichen denen aus dem Hallstattkreis Österreich-Ungarns und Bayerns. Es scheint somit ein Verkehr donauabwärts stattgefunden zu haben. Andere Funde wie durchbrochene Anhänger, Bogenfibeln, Armringe und spiralig gewundene Drähte aus Bronze weisen auf Beziehungen zum Osten der Balkanhalbinsel, nach Bosnien hin, wie ein Vergleich mit den Funden von Donja Dolina an der Save zeigt.

Aus der Latènezeit sind bis jetzt, soviel ich sehe, nur die Funde aus den Grabhügeln bei Trojan und Gabrovo bekannt, dagegen sind die Funde aus der Römerzeit in Bulgarien äußerst zahlreich.

Die Erforschung des vorgeschichtlichen Bulgariens steht erst am Anfang, noch harren zahlreiche Probleme der Lösung. Es wird nach der, wie wir hoffen, siegreichen Beendigung des jetzigen Krieges eine dankbare Aufgabe für das bulgarische Nationalmuseum in Sofia und die archäologischen Vereine sein, die sich in verschiedenen Teilen Bulgariens gebildet haben, durch systematische Untersuchungen Licht in das Dunkel der Vorgeschichte des nördlichen Teiles der Balkanhalbinsel zu bringen. Wir hier in Deutschland verfolgen mit hohem Interesse die Arbeiten der bulgarischen Forscher und sind gern bereit, unsere Kräfte zur Lösung der interessanten Fragen zur Verfügung zu stellen.

Mesolithische Stationen vom Donnersberge und aus der Vorderpfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

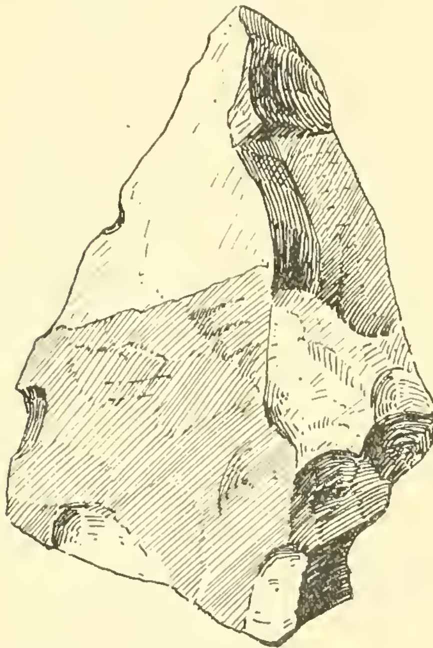
Die Rheinpfalz ist bekanntlich, ebenso wie Elsaß und Rheinhessen, sehr reich an Steinwerkzeugen der neolithischen Periode (3. bis 2. Jahrtausend v. Chr.). Selten sind Fundstücke aus älteren Perioden der Vorzeit. Dr. Sprater hat im Jahre 1915 einen menschlichen humerus des Homo sapiens aus Kiesgruben am Rhein als zur Familie des Neandertalers gehörig bestimmt (Pfälzisches Museum 1915, S. 82 u. 83). Ein geschlagener Steinkeil von der Eyersheimer Mühle unterhalb Bad Dürkheim gehört gleichfalls, wie mehrere andere Artefakte aus Stein und Hirschhorn (Eyersheimer Mühle, Herschberg, Speyer, Mutterstadt, Altrip), in eine vorneolithische Zeit (vgl. Sprater: Die Urgeschichte der Pfalz, S. 10 u. 11). Aus dem Museum zu Bad Dürkheim gehören hierher zwei „Gratbeile" aus Halbopal, messerähnlich gestaltet. 1. Länge 12 cm, gr. Breite 2,3 cm, Fundort: Niederkirchen, J. N. 1650; 2. Länge 11 cm, gr. Breite 3 cm, Fundort: Kallstadt, J. N. 4861. Das „Gratbeil" von Calbe i. d. Altmark (vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, 39. Jahrg., 1907, S. 202, Fig. 2) zeigt genau dieselbe Form und Technik auf.

Allein es sind dies Streufunde, die gegenüber geschlossenen Funden weniger Beweiskraft haben. Dagegen sind am Donnersberge und bei Neustadt a. d. H. neuerdings Fundstellen aus der Campignyienzeit erschlossen worden, die nach M. Hoernes um 6000 v. Chr. anzusetzen ist (Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 2. Aufl., S. 72 und 113).

Auf dem Donnersberge[1]) (mons Jovis) sind auffallend große — bis 30 cm Länge — und roh bearbeitete Werkzeuge aus dem Urgestein des Berges, Thonporphyr, an verschiedenen Stellen der Hochebene, die bis zu 680 m ansteigt, aufgefunden worden. Auch große Gerölle aus dem Rotliegenden gehören in diesen Kreis menschlicher, primitiv geschlagener Artefakte. Unter diesen sind mehrere gestielt und zugespitzt, so daß sie nach Dr. Wilser wahrscheinlich als Pflugscharen einstmals Verwendung fanden (vgl. Mehlis: Eine mesolithische Station vom Donnersberg, 1916, S. 5, Fig. 1). —

Ähnlicher, nur nicht gleicher Art sind mehrere Werkzeuge und Geräte, die neuerdings auf den

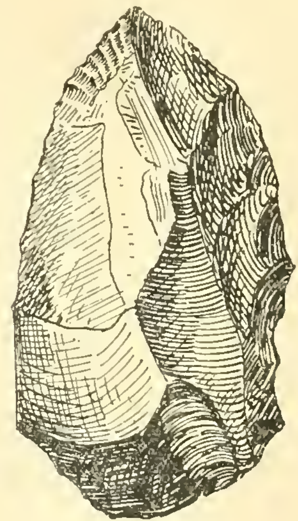
Fig. 1.



Schaber von Neustadt a. d. Hart.

Gewannen „Mandelring", „Vogelgesang" und „Böhl" zwischen Neustadt a. d. Hart, Haardt und Mußbach in weinrebenreicher Landschaft bei geologischen Arbeiten vom Verfasser ausgelesen wurden. Auch diese Artefakte bestehen aus bodenständigem Gestein, drei aus Hornstein und Muschelkalk, zwei aus Tonporphyr, der am Nollen (490 m) lagerhaft ist, eins aus Forster Basalt. Von diesen sechs bearbeiteten Stücken ist eines eine Säge der Urzeit, drei sind Schaber oder Kratzer (grattoir), eins eine lange und schmale Hacke, während das sechste einen Nucleus oder ein Kernstück vorstellt, aus dessen Randzonen 3 bis 4 Messer oder Schaber herausgeschlagen sind. Zwei von diesen rohen Werkzeugen sind gestielt, die Säge und ein Schaber, wie viele der Donnersberger „Megalithen". Besondere Erwähnung verdient, daß dieser Schaber solchen von der Campigny-Station zu Calbe a. d. Milde in der Altmark in Vorder- und Rückseite, sowie in dem Typus der Randretouche völlig gleicht (vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, 39. Jahrg., S. 213, Fig. 22; vgl. hier Figur 1 u. 2). Auch ein weiterer Campigny-Schaber von Stendal in der Altmark zeigt zwar nicht die amygdalische (mandelförmige) Form des Neustädter Gerätes auf, wohl aber dieselbe Bearbeitung in der Formgebung der Kanten und der Retouchen (vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, 47. Jahrg. 1915, S. 405, Abb. 1 a), obwohl das

Fig. 2.



Schaber von Calbe.

Material verschieden ist — dort Muschelkalk, hier Silex aus dem Diluvium. Diese Analogie kann wohl kaum auf einen Zufall zurückgehen, sondern wohl auf die Schulung von zwei Paar Händen, die in derselben Kulturperiode am Mittelrhein und an der unteren Elbe gelebt haben, d. h. synchron und synkulturell sind.

Da auf dem „Böhl" schon früher sich zahlreiche „bemalte Kiesel" gefunden hatten, die denen aus der südwest-französischen Station Mas d'Azil gleichen (vgl. „Globus" 1906, Bd. 89, S. 170—177), so sind hier zwei Zeitalter aus dem Übergange von der Paläolithikumzeit zur geschliffenen Periode vertreten: 1. das

[1]) Der mächtige Ringwall, der das Plateau umzieht, entstammt der La-Tène-Periode (2. bis 1. Jahrhundert v. Chr.).

Campignyien, 2. das Azilien oder Asylien[1]). Beide Perioden, die hier wohl zusammenfallen, entsprechen der der nordischen Kjökkenmöddinger, d. h. der dänischen Muschelabfallhaufen, die von gleich rohen und schmucklosen Werkzeugen untermischt sich zeigen (Abb. vgl. bei Hoernes: Kultur der Urzeit, I., S. 93). Auch die Ansiedelung im Maglemose = großes Moor auf Seeland gehört hierher (vgl. Hoernes: a. a. O. I., S. 90 u. 91). —

Mit diesen nordischen Formen der Stufe der Kjökkenmöddinger zeigen die Funde am Donnersberg und aus der Vorderpfalz insofern Übereinstimmung, als die Technik der Geräte auf gleich niederer Entwickelung steht und nur der Bedürfnisfrage entgegenkommt. Die glänzenden Zeiten des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien, die überhaupt am Rhein nur schwach entwickelt waren (vgl. Hoernes: a. a. O. I., S. 23—34), sind für immer versunken. Azilien und Campignyien bieten nur schwachen Ersatz dafür. Auf den Hochflächen des Donnersberges ward höchstens in roher Form Hirse gepflanzt und geerntet. Am Speyerbach wurde gefischt und gejagt. Höhere Kultur sollten erst neue Einwanderer aus dem Süden Europas bringen, welche von dort die Körnerfrüchte und Haustiere, Töpferei und Weberei einführten.

Neustadt a. d. Hart, im September 1916.

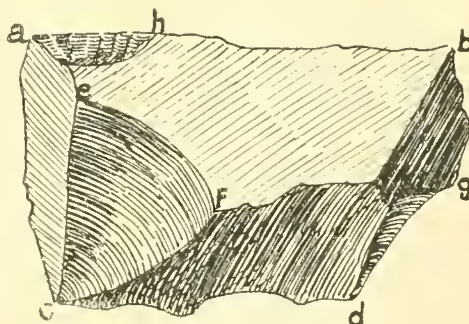
[1]) Die richtige Lautform ist von Azil abzuleiten, also Azilien.

Ein Nephrithammerfragment in Bad Dürkheim.

Von Dr. C. Mehlis.

Bei Neuordnung der Sammlung des Altertumsvereines zu Bad Dürkheim (Bad Dürkheim a. d. Hart) fiel dem Verf. unter den Steinartefakten, von denen etwa 400 Objekte aus Dürkheim und Umgebung entstammen, ein Nephritstück auf (vgl. Abbildung).

Es ist mit Nr. 111 bezeichnet und als Fundort der „Feuerberg" bei Dürkheim angegeben. Das Stück — ein Fragment! — hat eine Länge von 5,5 cm, eine von 0,1 bis 2,5 cm ansteigende Breite, eine Höhe von 1,7 bis 2,7 cm. Die Oberfläche ist glatt geschliffen (*a — b — e — f*), nur an einer Stelle (*a — h*), die 1,7 cm lang, bis 0,5 cm breit ist und sichelförmige Gestalt hat, sind Querriefen sichtbar. Möglicherweise deuten diese auf eine ursprüngliche Geröllnatur des Gesteines hin, die ja bei internen Stücken gewöhnlich ist (Bodenseegegend, Zentralalpen, Schweden usw.). Nach unten spitzt sich das Stück in eine scharfe Kante aus, die auf vier Seiten von mehr oder weniger zackigen und eckigen Bruchflächen begrenzt wird. Auf der einen dieser Seitenflächen, und zwar auf einer Langseite (bei *c — f — e*), ist eine Lochung eingebohrt, deren Tiefe 2,1 cm, deren obere Sehne 2,9 cm beträgt. Da jedoch auch die Seitenkanten *c — f*, nicht nur die Oberkante *e — f*, im Bogen läuft, so scheint keine zylindrische Bohrung, sondern eine trichterförmige stattgefunden zu haben. Durchbohrungen bei einheimischen Nephritoidwerkzeugen gehören bei uns in Deutschland zu den größten Seltenheiten, was sich aus der Härte und der Zähigkeit der betreffenden Mineralien erklärt. In meiner Sammlung ist nur ein Nephritwerkzeug durchbohrt, und dies ist exotischen Ursprungs, wahrscheinlich aus Neuseeland (vgl. H. Fischer, a. a. O., S. 240, Zeile 13 v. o.). Die Farbe des Gesteins ist matt apfelgrün. Die Masse ist homogen gestaltet, und bei Untersuchung durch die Lupe sind mineralische



Beimengungen nicht sichtbar. Bestimmt man den oberen Radius, so hat derselbe einen Durchmesser von 2,5 cm, was auf die Makrolithik des Werkzeuges hindeutet. — Nach Untersuchung des Stückes durch Herrn Prof. Dr. Nachreiner zu Neustadt a. d. H. beträgt das spezifische Gewicht 2,62; Härtegrad = 7 bis 8.

Erstere Zahl stimmt auffallend mit dem Neuseeländischen Tangiwai-Mineral überein, das bei H. Fischer: „Nephrit und Jadeit" nach

Ferd. von Hochstetter S. 242 kurz beschrieben ist. Nephrit selbst hat ein etwas höheres spezifisches Gewicht, von 2,96 an beginnend (vgl. a. a. O., S. 349—351). Vergleichen wir die bei H. Fischer auf Tafel I und II angegebenen Farben des Nephrites, Jadeites und Chloromelanites, so kommt die Farbe unseres Stückes am nächsten Nr. 2 = dem chinesischen Nephrit, und Nr. 12 = Neuseeländer Nephrit: „licht apfelgrün, etwa wie Chrysopras". Damit soll jedoch keineswegs der exotische Ursprung des Hammerfragmentes behauptet sein, zumal da Fischer in der „Erläuterung" zu Tafel I ausdrücklich bei Nr. 2 drei europäische Vorkommen, Tyrol, Schweden und Schottland anführt. Warum soll auch Turkestan oder Zentral-China allein das Privileg haben, in seinen Gebirgen mattgrünen Nephrit zu besitzen? —

Der 5 km östlich von Bad Dürkheim gelegene, jetzt von Reben bedeckte „Feuerberg" ist eine diluviale Hochfläche von rund 130 m Meereshöhe am rechten, südlichen Hochufer des „Bruches" und der Isenach. Auf seiner Fläche sind von jeher zahlreiche Altertümer bei Rodungen gefunden worden. Diese reichen von der Neolithik an bis zur Spätrömerzeit (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", 3. Abt., S. 43 und sub Ellerstadt, S. 45; 8. Abt., S. 27 sub Feuerberg und S. 28 sub Ellerstadt; außerdem Korrespondenzblatt für Anthropologie 1875, S. 22; 1877, S. 31). — Dieser seltsame Einzelfund gehört wahrscheinlich zu einer spätneolithischen Siedelung, die schon den Übergang zur frühen Metallzeit gebildet hat. Aus dem nahen „Bruch" stammt ein flaches Kupferbeil von der bekannten Pfahlbauform (Museum in Bad Dürkheim). —

Auffallend ist außer dem Mineral die trichterförmige Gestaltung der Durchbohrung.

Neustadt a. d. Hart, Mitte September 1916.

Ausgrabungen in Gr.-Platon.

Von Dr. Rechenbach, Oberstabsarzt.

Anfang Januar 1916 wurden bei dem Gute Gr.-Platon, etwa 26 km südlich Mitau, auf einem Gelände dicht am Flüßchen Platone zur Sandgewinnung Sprengungen vorgenommen (s. letztes Bild in der Anlage zu den Ausgrabungen der Fliegerabteilung 37). Durch die hierbei herausbeförderten Menschenknochen, eisernen und Bronzegegenstände, welche teilweise noch in dem angerissenen festen Erdreich steckten, aufmerksam gemacht, gruben Angehörige der Formation dort nach und stießen sehr bald auf weitere Gegenstände gleicher Art.

Infolge mehrfach wiederholter Sprengungen sowie durch vielfache Grabungen wurden immer mehr ähnliche Funde zutage befördert, darunter auch größere Skeletteile, so daß eine Friedhofsanlage aus vorgeschichtlicher Zeit hier vermutet wurde. Eine diesbezügliche Meldung Ende Mai an das A.-O.-K. Ost erreichte, daß die Zivilverwaltung für Kurland bzw. die Verwaltung des Provinzialmuseums in Mitau mit der weiteren Erforschung des Gräberfeldes betraut wurde; diese übertrug dann mir in liebenswürdigstem Entgegenkommen diese Aufgabe.

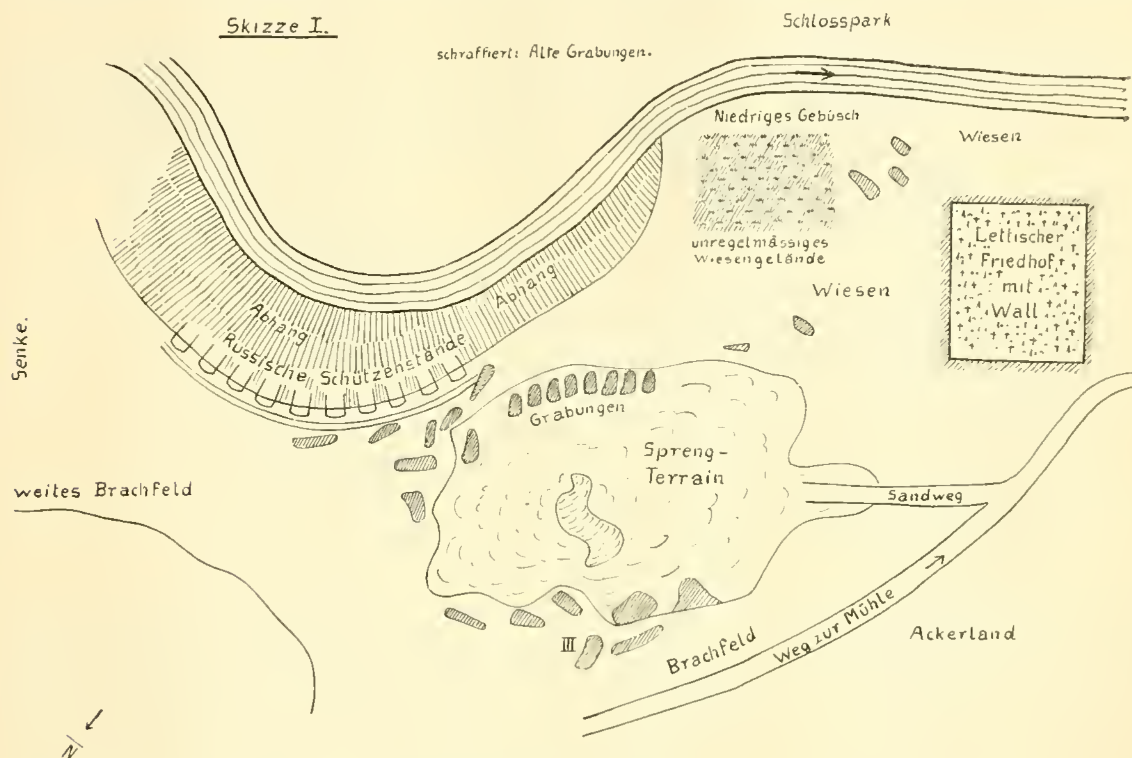
Mein erster Besuch in Gr.-Platon anfangs Juli galt einer Besichtigung des in Frage stehenden Geländes sowie der gemachten Funde und einer Besprechung mit der Formation über die gelegene Zeit der Ausführung weiterer Grabungen.

Die Besichtigung des Fundplatzes ließ zwar mit größter Wahrscheinlichkeit eine vorgeschichtliche Siedelung vermuten, zugleich setzte sie aber auch die Aussicht auf eine größere Ausbeute sehr herab. Denn in weiter Ausdehnung war das Gelände durch die vielfach vorgenommenen Sprengungen und durch die Abfuhr von Sand umgestürzt und (s. Skizze 1) durchwühlt, durch die allerorts wahllos angeschlossenen Nachgrabungen war die Einheitlichkeit des Bildes noch mehr gestört. Man konnte infolgedessen wohl noch mit Gelegenheitsfunden rechnen, die Hoffnung aber, das einheitliche Bild einer Siedelung oder Grabanlage aufzudecken, mußte außerordentlich gering erscheinen. Auch von den bisher gemachten Funden war nur noch wenig vorhanden, meist waren die gefundenen und als wertvoll erachteten Gegenstände als Andenken nach Hause geschickt, das übrige achtlos beiseite geworfen oder verlegt. Gegenstände, wie sie die dem A.-O.-K. vorgelegten photographischen Aufnahmen zeigten, fanden sich nicht mehr vor, angeblich waren sie von dem Finder, einem Unteroffizier, nach Magdeburg an das Museum geschickt. Das in der gleichen Anlage photographisch wiedergegebene menschliche Skelett erwies sich bei näherer Betrachtung als zusammengesetzt aus Skeletteilen verschiedener Individuen, und leider waren auch die so wichtigen ausgegrabenen Schädel nicht mehr zur Stelle.

Trotz alledem wollte ich eine genauere Festlegung der Ansiedelnng nicht unversucht lassen, zumal mir von seiten der in Gr.-Platon liegenden Formation möglichste Unterstützung in Aussicht gestellt wurde.

Da mir zu diesem Zwecke nur ein kurzer Urlaub — 5 Tage — gegeben werden konnte und die verfügbaren Arbeitskräfte sehr gering waren, so mußte ich mich auf die notwendigsten Untersuchungen beschränken. Sie wurden vom 5. bis 10. Juli 1916 vorgenommen.

Lokalität des Fundortes. Das in Frage kommende Gelände lag auf der rechten Seite des Flüßchens Platone, gegenüber dem Schloßpark, etwa 300 m von dem noch jetzt in Gebrauch stehenden lettischen Friedhof entfernt.



Die Platone zieht sich in Windungen um den Schloßpark herum, gerade an der rechten Seite meist von ziemlich steil abfallenden Abhängen begleitet; an so einen Abhang grenzte der Fundort, bis vor Kriegsansbruch ein beackertes Feld oder Weide. Ein größerer Teil des Abhanges wurde noch durch alte russische Schützenstellungen eingenommen, in der Mitte des jetzigen Brachfeldes fand sich eine etwa 50 m lange und 35 m breite unregelmäßig abgebaute Mulde, teilweise erfüllt von eingestürzten Rasenstücken und Lehmmassen, die Stelle der früheren Sprengungen; in diese Mulde führt ein Fuhrweg, welcher der Abfuhr des Sandes gedient hatte. An das bearbeitete Gelände schloß sich nach Norden und Nordosten zu ein größeres Brachfeld an, ebenfalls zum Fluß stark abfallend und an diesem mit russischen Schützenstellungen durchsetzt. Nach Westen und Südwesten wurde das Gelände durch einen Fuhrweg von dem nächsten Acker abgegrenzt, und nach Süden und Südosten zu erstreckten sich Wiesen, teils bis zum lettischen Friedhof, teils bis zum Fluß. (Skizze 1.)

In Frage kam nun, die Umgrenzung der früheren Siedelung bzw. Grabanlage nach Möglichkeit festzustellen. Bei der Begehung des Geländes fanden sich schon verschiedene Gegenstände frei in dem umgeworfenen Sand oder in der Nähe der russischen Schützenstellungen, wie Überreste der verschiedensten Skeletteile, verschiedene von den Findern achtlos weggeworfene Lanzenspitzen, sowie kleinste Überreste von Bronzeketten und eine Bronzenadel. Eine nähere Erkundigung bei der Formation, besonders bei den Unteroffizieren und Mannschaften, welche Nachgrabungen angestellt hatten, ergab dann das folgende Bild und Ergebnis der bisher angestellten Forschungen.

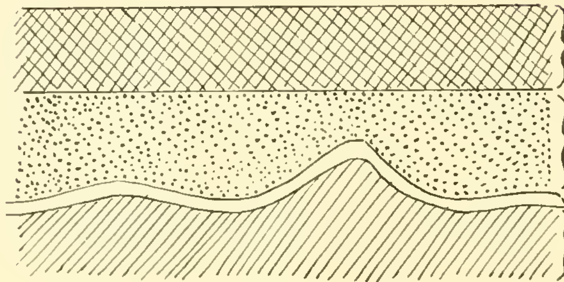
Nach jeder Sprengung oder Sandabfuhr wurde das Terrain nach herausgeschleuderten Fundstücken von den interessierten Leuten (Unter-

offizieren und Mannschaften) abgesucht; an den Sprengrändern wurde teilweise nachgegraben und nachgeschürft, besonders wenn sich eine Brand- oder Verwesungsschicht zeigte, in dieser sollen dann die meisten Funde gemacht worden sein. Von einem Unteroffizier sind dann auch mehrere planmäßige Nachgrabungen angestellt worden, und zwar nach Osten, nach dem Abhange zu. Hier sollen sich dann Grabanlagen, 12 bis 16 an der Zahl in einer Reihe, vorgefunden haben, welche meist nur einzelne nicht vergangene Knochenteile und fast stets Eisenwaffen und Bronzesachen enthielten. Stets lagen die Funde auf dem anstehenden Lehm, etwa 1/2 bis 3/4 m unter der Erdoberfläche, meist fand sich eine Verwesungsschicht von ungleichmäßiger Ausdehnung; ein vollständig erhaltenes Skelett wurde niemals aufgedeckt, nur zweimal ein gut erhaltener Schädel. Teilweise konnte man noch aus der Lage der Knochenteile zueinander die Schützenstellungen gemacht worden, doch meist nur Knochenstücke und Scherben. Auf Grund dieser Angaben ließ sich das jetzt etwas veränderte Terrain einigermaßen verwerten. Es fanden sich 2 m vom Abhang entfernt noch die deutlichen Grabungen der angeblich 12 bis 16 Reihengräber, an diese schlossen sich nach Nordosten zu die russischen Schützenstände am Abhange an, welche teilweise nochmals nach Funden durchwühlt waren; vor letzterem und bis ziemlich nördlich und westlich an das eigentliche Spreng- und Sandabfuhrterrain waren noch die mehr oder minder tiefen, teilweise wieder zugeworfenen Versuchsgräben zu sehen, welche ebenfalls der Auffindung von Gegenständen dienen sollten (s. Skizze 1).

Bei den nun selbst angestellten Grabungen ergab sich meistens folgendes Bild: Nach Entfernung der Humuserde stieß man auf einen gelbrötlichen Sand, welcher sich in verschieden

Skizze II.

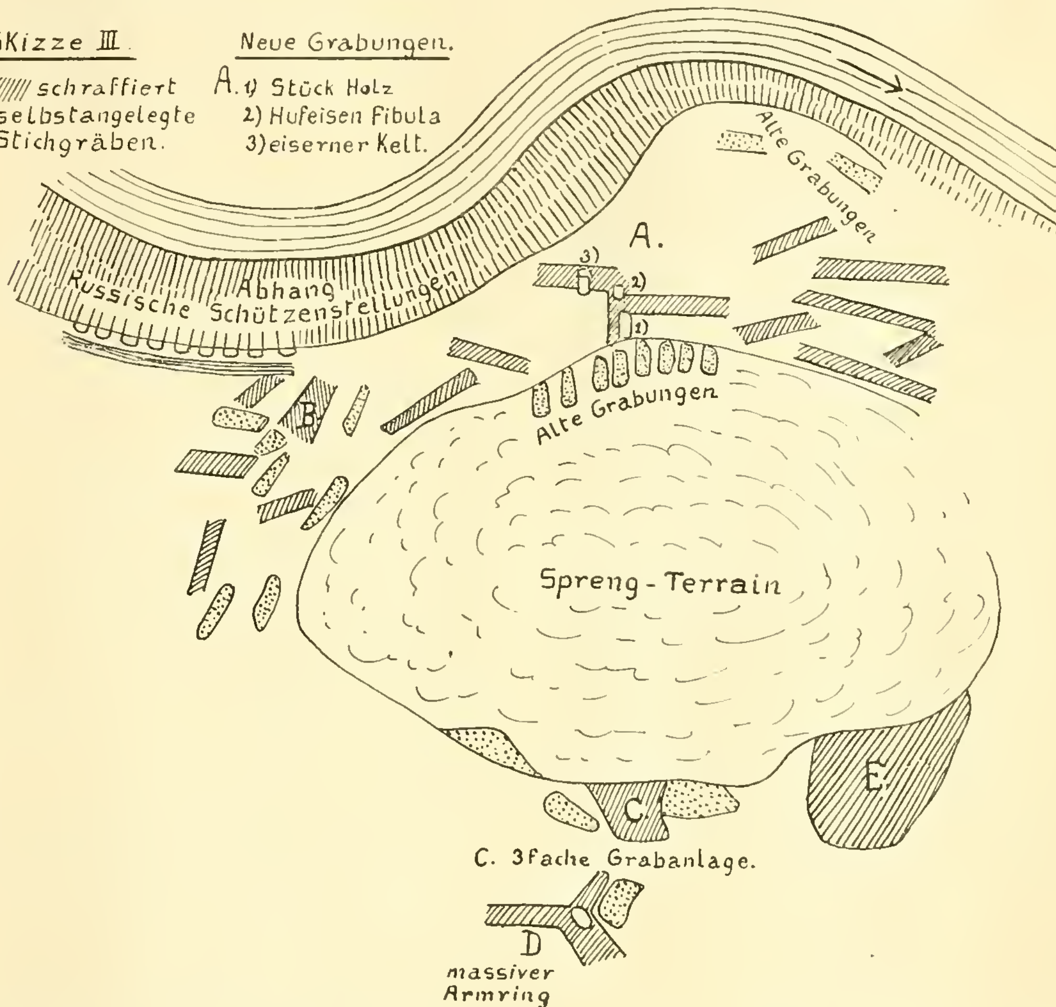
Querschnitt durch einen Versuchsgraben.



ursprüngliche Lagerung der Leiche erkennen, doch habe keine Einheitlichkeit bestanden, sehr oft hätten bei der einen Leiche die Schädelreste nach Nordosten, bei der benachbarten dagegen nach Südwesten gelegen; an der Schulter fanden sich meist zwei Lanzenspitzen, eine Hacke und ein Sichelmesser, in der Gegend der Brust Bronzenadeln und zuweilen ein eisernes Schwert oder Messer. Diese oben erwähnten 12 bis 16 Reihengräber lagen durchschnittlich in 1 m Entfernung voneinander, so daß die Lage der nächsten Bestattung von vornherein schon hätte festgestellt werden können. An anderen Stellen hätten sich solche regelmäßigen Grabanlagen nicht gefunden, meist nur wenige Einzelfunde, oft in einer Verwesungsschicht und zuweilen in verschiedener Höhe und Lage zueinander; manchmal hätten sich auch Überreste von Tongefäßen in Scherben, sowie einzelne Brandkohle oder direkt Brandherde gezeigt. Einzelfunde seien auch in der herausgeworfenen Erde bei den russischen

dicker Lage (20 bis 40 cm hoch) bis zum anstehenden (s. Skizze 2) Boden, stets fester Lehm, fortsetzte; zuweilen war der Sand etwas kiesig. Der anstehende Lehm bildete strichweise nicht eine ebene Fläche, sondern zeigte eine unregelmäßige wellige Ausdehnung, so daß man manchmal schon nach 40 cm von der Oberfläche entfernt, auf diesen Lehm stieß (s. Skizze 2). Meist an der Grenze zwischen Sand und Lehm fand sich nun zuweilen eine graue oder bräunlich gefärbte Schicht von durchschnittlich 3, manchmal 10 cm Stärke, welche vielfach unregelmäßig höher oder tiefer ging, zuweilen sich verlor und zuweilen stärker zutage trat; manchmal ließ sich diese Zone wie ein schmales unregelmäßiges Band genau verfolgen, hatte eine Flächenausdehnung von zuweilen 35 bis 40 cm und eine Höhe von 2 bis 8 cm; strichweise fanden sich nur Spuren. War diese Zone von grauer oder grauschwarzer Farbe, so ließen sich in dieser Schicht einzelne Überbleibsel von Kohle und Asche fest-

stellen; zeigte die Zone mehr bräunliche Färbung, so fehlten meist Kohlenteilchen. Im Verlaufe dieser angegebenen Schicht wurden die meisten Gegenstände gefunden, sei es, daß sie direkt in dieser Schicht lagen, sei es in nächster Nähe seitwärts oder, was am häufigsten vorkam, darunter, direkt auf dem Lehm. An zwei verschiedenen Stellen fanden sich große Brandherde mit verkohlten Holzstücken; über diese



wird unten berichtet werden. Ich gehe nun zu den einzelnen Grabungen bezw. Funden über.

Die meiste Aussicht auf Erfolg schien eine Nachgrabung parallel zu den sogenannten Reihengräbern zu haben, nach dem Abhange zu. Hier war noch freies, nicht durchwühltes Terrain bis zu 3 m Breite. Es wurden deshalb in diesem Gelände parallel und senkrecht zu den schon ausgeworfenen Gräben mehrere (etwa vier parallel und sechs senkrecht) Versuchsgräben gezogen, welche sämtlich bis auf den anstehenden Lehm und darüber hinaus gingen. Der Erfolg entsprach aber nicht den Erwartungen. Nur in den beiden ersten Versuchsgräben fanden sich meist im Verlauf einer schmalen Brandschicht, etwa 40 cm tief, ein flaches, 25 cm langes, 8 cm breites, nicht angekohltes, aber halb vermodertes Holz (s. Tafel IV, Einzelfund, und Tafel V) und vielleicht $1/2$ m davon eine Bronze-Fibula erhalten. Es handelt sich hierbei um eine Hufeisen-Fibula mit bandartig aufgerollten Enden, Längsdurchmesser 6,2 cm, Querdurchmesser $5^1/_2$ cm, ohne Verzierungen, glatt viereckig (s. Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896, Tafel XIX, Fig. 8, und Ausgrabungen auf dem Landgute Zeemalden durch Karl Boy, Tafel V, Fig. 4). Weiter links davon, aber bedeutend höher liegend, also ziemlich flach unter der Erde, ein eiserner Kelt von 26,5 cm Länge mit schmaler Schneide und runder Tülle (s. Katalog der Ausstellung Riga 1896, Tafel XXII, Fig. 1). Knochenüberreste fanden sich hier überhaupt nicht, sondern

nur einige Überbleibsel von Kohle und Asche. (Nach unbestimmten Angaben soll vor Jahren hier am Abhange entlang ein Fahrweg gegangen sein; vielleicht erklärt dies durch zufällige frühere Umgrabungen das Fehlen weiterer Fundgegenstände und die jetzige Lage der noch vorhandenen.) In den übrigen Stichgräben fand sich wohl hier und da eine geringe Brandschicht mit einigen kleinen Kohlenteilchen und auch einige Überreste von Scherben, aber keine Knochenstücke oder sonstigen Gegenstände, in den dem Abhange zunächst liegenden Stichgräben fand sich überhaupt nichts. (Skizze III.)

Weitere Grabungen wurden zwischen dem Abhange in nächster Nähe der russischen Schützenstellungen (s. Skizze III B) und dem Sprengterrain vorgenommen; bei weiterem Ausbau dieser Grabungen kam man aber schon in frühere Versuchsgräben hinein, so daß die Resultate unvollständig waren. Verhältnismäßig unberührt war an dieser Stelle folgende Grabanlage. Auf dem Lehm aufliegend fanden sich nebeneinander liegend zwei gut erhaltene eiserne Lanzenspitzen von 25 cm Länge (s. Tafel V) mit Holzresten des Schaftes; rechts von diesen, Teil eines Schädeldaches, daran anschließend obere Hälfte des linken Oberarmes, einige Halswirbel, die zwei ersten Rippen, in Fortsetzung dieser in Richtung von Osten nach Westen liegenden Teile fanden sich ein gut erhaltener linker Oberschenkel und Unterschenkel und einzelne Fußwurzelknochen; das untere Ende des Schienbeines umfaßte noch ein eiserner Sporn, Querdurchmesser 7 cm (s. Tafel IV, Fundplatz C 3) sonstige Spuren fehlten.

Es wurden nun einige Versuchsgräben auf der anderen Seite des Sprengterrains zwischen diesem und dem Fahrwege angelegt. (Skizze 3 C.) Nach verschiedenen ergebnislosen Versuchen im Anschluß an alte Nachgrabungen stieß man auf eine größere Verwesungsschicht dicht oberhalb des anstehenden Lehms, welche unregelmäßig in Höhe und Ausdehnung, anscheinend drei verschiedenen, aber doch direkt ineinander übergehenden Grabanlagen angehörte. Es fand sich am meisten rechts Grabanlage I.

1. Etwas abseits eine Bronzespirale in einfacher Windung, 3½ cm Durchmesser, einen kleinen Knochen enthaltend, der aber sehr rasch zerfiel. (Kinderarmring?)

2. Ein mit Eisenrost und Grünspan überzogener Gegenstand aus einzelnen kleinsten Bronzeringen bestehend (s. Tafel III, Fundplatz I und Kasten I) die anscheinend aufgereiht sind (vielleicht auf Draht).

3. Überreste eines eisernen Sporens?

4. Zwei eiserne Sichelmesser, Holzgriff etwas erhalten.

5. Ein eingedrücktes Schädeldach auf der Hälfte eines Unterkiefers aufliegend; daran anschließend Reste von Halswirbeln, meistens alles grünlich überzogen, Wirbel und Unterkiefer von Resten einer Bronzekette bedeckt.

6. Eine eiserne Hacke und darunter

7. ein Scherbenstück ohne Besonderheiten.

Alle Knochen, besonders Schädelbein, waren sehr weich; anscheinende Lage der Bestattung von Nordwest zu Südost.

Links daran anstoßend, vielleicht 40 cm entfernt, Grabanlage II (s. Tafel III, Fundplatz II, Kasten II) Schädelreste nicht vorhanden, im übrigen

1. Schlüsselbein, erste Rippe, Reste von Wirbeln und Unterkiefer.

2. Letzterer mit umschlungener und zusammengebackener Ringkette aus Bronze, aus einzelnen kleinen Bronzeringchen bestehend.

3. Zwei Fingerringe mit dem Fingerknochen darin, beide aus Bronze. Der eine von sieben Spiralen, die einzelne Spirale in der Mitte vertieft, Durchmesser 2 cm; der andere Durchmesser 1½ cm, aus sechs Windungen bestehend, die einzelne Windung mit Einkerbungen.

4. Teile eines Lederbesatzes? ½ cm breit mit halbkugeligen hohlen Bronzeknöpfchen.

5. Eine größere Anzahl kleinerer Tonperlen (durchlöchert) und eine Bronze- oder Silberperle. Zwei Tonperlen fanden sich noch an einer feinen Schnur aufgereiht.

6. Teile einer Ringkette mit röhrenförmigem Anhängsel, ebenfalls aus kleinsten Bronzespiralen bestehend.

7. Anhängsel oder Beschlag aus Silberblech ohne Ösen in der Form einer halben Scheibe, an den Rändern mit strichförmigen Erhebungen, desgleichen durch solche in zwei Felder geteilt, die je einen größeren Augenpunkt zeigen.

Die Ringketten (2. und 6.) sowie die Tonperlen und das Silberblech lagen mit den Knochenüberresten zusammen und gehörten wahrscheinlich zu einem oder mehreren Schmuckgegenständen; Gewebereste ließen sich nicht mehr sicher nachweisen.

Am meisten links, aber vielleicht etwas weniger tief unter der Erdoberfläche lag Grabstätte III (s. Tafel III, Fundplatz III und Kasten III), welche sich hauptsächlich durch eine größere Partie grober Tonscherben kennzeichnete; letztere schienen zusammen ein größeres Gefäß oder Platte gebildet zu haben, denn sie lagen dicht beieinander. Die Scherben bestehen aus grobkörnigem, erdigem Ton mit einzelnen Quarz-

einschlüssen; die Farbe ist schwärzlich (gebrannt), grau bis rötlich; die Innenfläche ist geglättet, im übrigen sind es sehr roh geformte und gebrannte Scherben. Diese lagen etwas höher als die übrigen Gegenstände, an denen sich vorfanden (s. Katalog Riga 1896, Tafel XIII, Fig. 16):

a) Zwei Bronzenadeln. Die erste eine einfache Ringnadel mit Öse und noch darin befindlichem kleinen Ring, 12 1/2 cm lang, die zweite eine Kreuznadel mit drei runden, abgesetzten Knöpfen und an Stelle des vierten, am Schaft eine Öse für Anhängsel; diese Nadel ist 14 cm lang. Dicht bei diesen Nadeln lag der Rest einer etwas verschlungenen Kette mit einer ziemlich 5 cm langen Ringspirale.

b) Ein Anhängsel, aus einem halbmondförmigen Kettenträger bestehend, der selbst wieder an drei Ösen von drei kleinen Bronzeketten gehalten wurde, diese drei Ketten laufen ebenfalls in einer Öse zusammen.

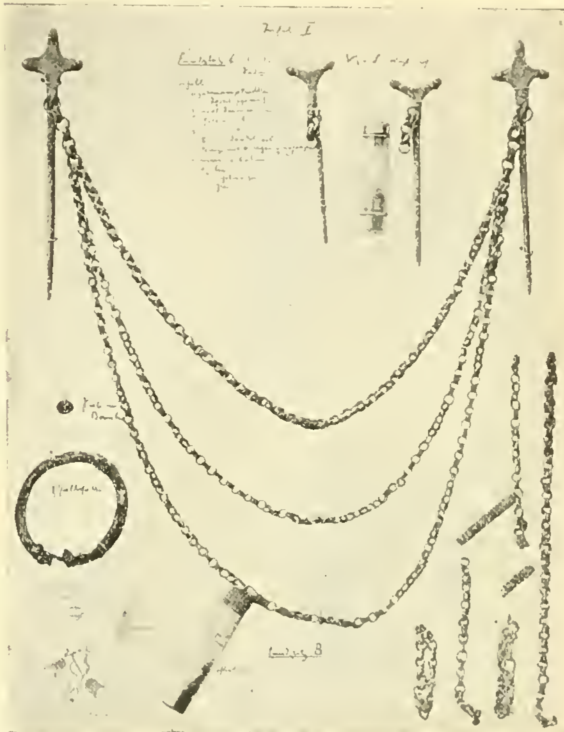
c) Ein Sichelmesser mit daneben liegender Pfeilspitze.

d) Eine Hacke aus Eisen.

Auch diese zwei Grabanlagen hatten die Richtung Nordwest zu Südost. Im Verlaufe der weiteren Grabungen kam man wieder in schon durchgewühltes Gelände. Das gleiche war der Fall bei einer Bestattungsanlage, welche 3 m nordwestlich zu den drei oben beschriebenen, also nach dem Wege zu, der den Acker von dem Sandterrain trennt, lag. Im weiteren Verfolg einer alten Nachgrabung fand sich dicht beieinander auf dem anstehenden Lehm aufliegend:

1. Ein massiver Armring, welcher die von ihm umschlossenen Teile der Unterarmknochen vor Verwesung geschützt hatte; es handelt sich hierbei um die oberen Enden der rechten Unterarmknochen, welche mit Erde und Sand umgeben, fest in dem Armringe steckten. Da die Öffnung des Armringes selbst aber für einen Oberarm zu eng ist, so muß man wohl annehmen, daß der Ring nach der Bestattung vom Handgelenk nach oben, dem Ellenbogengelenk zu, verrutscht ist und so die oberen Teile später umschloß und schützte; eigenartigerweise fand sich aber in der vom Armring umschlossenen Sanderde noch das knöcherne Endglied des kleinen Fingers. Der Armring selbst zeigte einen Durchmesser von 9 cm, eine Höhe von 5 1/2 cm; die Weite der Öffnung beträgt ebenfalls 5 1/2 cm; die Hauptmasse des Ringes bildet ein 1 1/2 cm hoher hohler Grat. Dieser zeigt die einzigen Verzierungen, nämlich auf seinen beiden Flächen strichförmige Reihen von vier Augenpunkten, welche senkrecht zur Höhe des Grates verlaufen und 2 1/2 cm voneinander entfernt sind, so daß auf jeder Seite anscheinend acht dieser Verzierungen vorhanden waren. Die beiden Ränder des Armringes sind scharf und etwas unregelmäßig ausgebrochen; der Armring ist nicht ganz geschlossen, sondern zeigt einen sehr schmalen Spalt, so daß sich die Enden berühren, wahrscheinlich zum besseren Überstreifen des Ringes (s. Tafel III, Fundplatz IV, und Katalog der Ausstellung Riga 1896, Tafel XX, Fig. 1).

Dicht bei diesem Armringe lagen zwei große Kreuznadeln, die eine 16, die andere 17 cm lang mit Kreisornamenten auf jedem Blatt und in



der Mitte, ein silberner Beschlag fehlt (s. Katalog Riga 1896, Tafel XIII, Fig. 19). Die eine Nadel trug an einer Öse einen halbmondförmigen Kettenträger (s. Katalog Riga 1896, Tafel XIV, Fig. 1). Im übrigen fanden sich in einer leichten Verwesungsschicht nur Überreste von vermorschten Knochen.

Verhältnismäßig unberührt durch Grabungen war das südlich hiervon etwa 4 m entfernt liegende Gelände (s. Skizze III E). Es fanden sich hier nebeneinander verschiedene Bestattungsanlagen, welche meist aber nur eine Verwesungsschicht mit wenigen Knochen, aber ohne Beigaben, aufwiesen: die Knochen, Teile des Schädels, Wirbel und Extremitäten, waren fast alle sehr morsch und zerfielen sofort. Bemerkenswert

sind drei Bestattungen, von denen zwei hintereinander, die dritte neben der größeren lag.

Bestattung I (s. Tafel I, Fundplatz A). Kopf nach Süden, Schädel zusammengedrückt, am Kopf einzelne Halswirbel, neben diesen je eine Bronzenadel mit einzelnen Überresten von Ketten und Spiralen, an der linken Schulter ein Sichelmesser und eine Pfeilspitze. Die Nadeln sind Dreiecknadeln von 11 cm Länge; die beiden Knöpfe sind gut abgesetzt. Die Nadeln waren wohl früher durch Kettengehänge miteinander verbunden. Die noch vorhandenen Bronzespiralen enthalten Stoffreste.



In Verlängerung dieser Leiche nach Südosten zu, aber mit dem Schädel nach Südwesten zu liegend, fand sich die reichhaltigste Bestattung (s. photographische Aufnahme).

Bestattung II (s. Tafel I und II, Fundplatz B). Auf dem anstehenden Lehm, der etwas unregelmäßige Oberfläche zeigte, lag eine graubraune Verwesungsschicht von 2 bis 5 cm Höhe, in welcher die Funde eingebettet waren.

1. Am meisten nach Süden zu lagen zwei große Armspiralen aus Bronze; zwischen ihnen

2. zwei Bronzenadeln mit dreifachem, langem Kettengehänge. Mit diesen zusammen eine Anzahl kleiner Ketten und Spiralen. Darüber nach dem Schädel zu

3. ein Bronze-Hohlring mit haftenden Geweberesten, neben diesen

4. eine Perle von Bernstein, Durchmesser ziemlich 1 cm durchlöchert. Mit dieser zusammen lagen Überreste oberer Rippen und nördlich hiervon fand sich der Teil eines Schädeldaches, ziemlich morsch. Seitlich lagen

6. und 7. rechts eine Eisenhacke und ein Sichelmesser aus Eisen, dicht beieinander;

8. links in Verlängerung des Hohlringes nach unten eine Pfeilspitze (oder Pfriem).

Die beiden Bronze-Armspiralen sind von gleicher Größe und Ausführung; beide enthielten noch die oberen Zweidrittel der dazugehörigen Unterarmknochen. Die Armringe selbst bestehen aus neun Windungen, von denen die beiden ersten Spiralen, und zwar beider Enden, strichförmige Verzierungen zeigen; sie gehen nach $1\frac{1}{2}$ Windungen mit einem gewissen Absatz in die etwas breiteren, mittleren Spiralen über; diese sind glatt (s. Katalog Riga 1896, Tafel XVI, Fig. 6). An einzelnen Spiralen kleben noch äußerlich Stoffreste. Die beiden Bronzenadeln sind Kreuznadeln mit gut abgesetzten Knöpfen, Länge 15 bis 16 cm. Der rautenförmige Mittelbezirk des Nadelkopfes war mit einem Silberblech belegt; das erhaltene Silberblech weist in der Mitte einen Augenpunkt und am Rande strichförmige Erhebungen auf. An Stelle des unteren Knopfes befindet sich am Schaft eine ziemlich starke Öse; von dieser geht eine aus sechs Doppelringen bestehende Kette aus, in deren letztem Ringe sich die Enden der drei langen Ketten des Gehänges vereinigen. Die oberste Kette ist etwa 40 cm lang, hat etwas stärkere Ringe als die beiden unteren, welche 50 bzw. 60 cm lang sind.

Mit diesem Schmuckgehänge lag noch eine Reihe von kleineren Ketten und Anhängern, teils aus Kettchen, teils aus röhrenförmigen Bronzespiralen bestehend, zusammen; die röhrenförmigen Bronzespiralen enthielten teilweise noch schnurartige Gewebereste. Wahrscheinlich handelt es sich bei ihnen auch um Schmuckgegenstände, Besatz von Geweben oder dergleichen.

Der Bronze-Hohlring ähnelt in auffallender Weise dem im Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896 auf Tafel XIV, Fig. 13 wiedergegebenen ringförmigen Trinkhornbeschlag aus Bronze. Er besteht aus Bronzeblech, das an der Oberfläche glatt und abgerundet, innen rinnenförmig, Reste von Leder oder irgend einer anderen festeren Substanz enthält. Nach meiner Ansicht dürfte

es sich vielleicht um den oberen Teil eines Pfeilköchers handeln, obwohl die in seiner Verlängerung liegende Pfeilspitze nicht als Beweis angeführt werden soll. Der Durchmesser der Öffnung des Hohlringes beträgt 6 cm. Die erwähnte Pfeilspitze ist 10 cm lang und am unteren Teile noch mit Holzresten bekleidet. Die vorgefundene Eisenhacke ist verhältnismäßig kurz, 13 cm lang, ohne Besonderheiten. Das bei ihr liegende Sichelmesser ist auch ein kleineres Exemplar, 17 cm lang; der in den Holzgriff eingelassen gewesene Eisenschaft war noch von Holzresten umgeben.

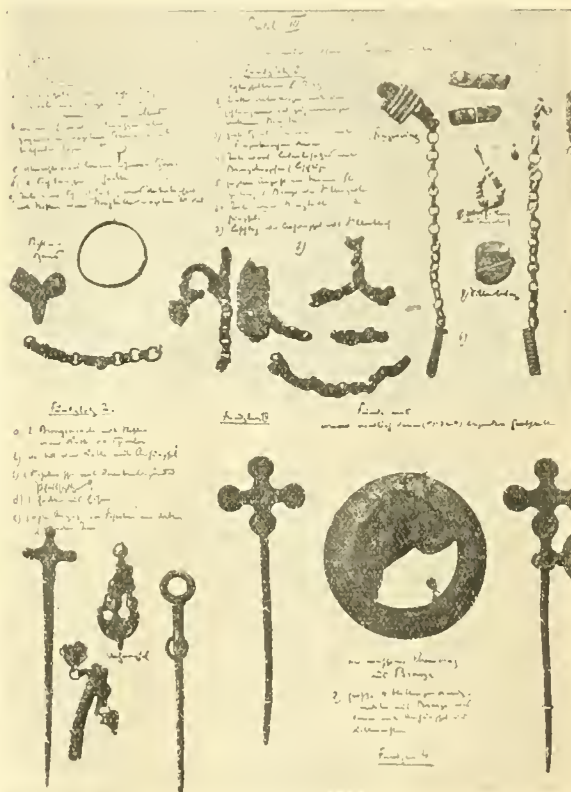
Weitere Beigaben, Knochenreste oder sonstiger Anhalt fanden sich nicht bei dieser reichen Bestattung. Rechts von ihr und ziemlich parallel, nur etwa $^1/_2$ m entfernt, fanden sich aber noch einige Gegenstände, die aber wohl einer besonderen Grabanlage zuzuteilen sind (s. Tafel II, Fundplatz C).

1. Ein kleiner Bronze-Spiralring, aus $4^1/_2$ Windungen bestehend, Durchmesser der Öffnung 4 cm. Die erste Spirale zeigt parallele Strichelung. Der Armring umfaßte zwei sehr morsche und schmale Röhrenknochen (Teile), von denen der eine nicht zu erhalten war.
2. Eine 10 cm lange Ringnadel aus Bronze mit Öse und Resten einer kleinen Bronzekette.
3. Teil eines anscheinend geraden Messers.
4. Ein kleines Scherbenstück aus rotem Ton.

Knochenreste waren nicht mehr festzustellen, dagegen fanden sich etwa $^3/_4$ m davon vermorschte Teile eines Schädels. Überhaupt fanden sich verhältnismäßig oft Überreste von Schädeln, manchmal von verschiedenen Individuen nahe zusammenliegend, ohne Beigaben, s. o.

Etwas Interesse bietet noch eine Bestattung, welche in diesem Gelände angeschnitten wurde, aber auch kein vollständiges Bild ergibt, da Skeletteile sich nur sehr spärlich vorfanden. Im Verlaufe einer Verwesungsschicht fand sich:

1. Ein Spiral-Armring aus Bronze, welcher in Erde umschlossen noch Teile der Unterarmknochen, sowie drei Handwurzelknochen (große und kleine Vielecksbeine) enthielt; an einzelnen Windungen hafteten noch Gewebereste fest. Der Ring umfaßt 11 Windungen, von denen an jedem Ende die beiden ersten ziemlich schmal sind, flache Einkerbungen zeigen und mit einem Absatz in die viel breiteren Mittelwindungen übergehen; diese zeigen ein rautenförmiges Muster (Strichelung).
2. (S. Tafel IV, Fundplatz 9.) Eine Ringnadel aus Bronze von 13 cm Länge mit Öse und kleinem Kettchen.
3. (Dazu Kästchen mit den Resten gezeichnet Fundplatz D und Überreste eines Schädeldaches.) Reste von Gewebestoff (scheinbar mit Haaren oder Fellresten zusammengebacken) mit bronzenen Spiralen oder Ketten durchsetzt. Das Ganze lag einer morschen Schädeldecke auf. Vielleicht handelt es sich um eine Kappe aus Spiralen, wie sie im Katalog der Ausstellung Riga 1896, Tafel XI, gezeichnet ist.
4. (S. Tafel V.) Zwei Lanzenspitzen, dicht beieinander liegend, beide noch mit Holzresten des Lanzenschaftes. Die eine Lanzenspitze ist 32 cm lang, das Blatt selbst 17 cm lang und außerordentlich breit, 5 cm breit; die andere Lanzenspitze ist 26 cm lang und hat ein Blatt von 15 cm Länge und $3^1/_2$ cm Breite.



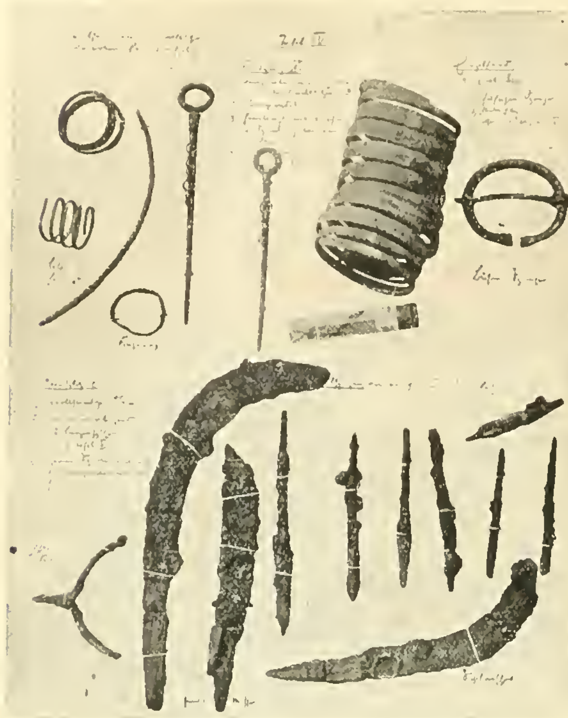
Im Anschluß hieran können die eisernen Gegenstände, besonders Waffen, Erwähnung finden, welche sich fast bei jeder Bestattung fanden und zwar in reichlicher Anzahl.

Zu einer vollständigen Bestattung schienen zu gehören:

2 Lanzenspitzen, dicht beieinander gelegt,
1 Pfeilspitze,
1 oder mehrere Hacken und
1 oder 2 Sichelmesser.

Nur einmal fand sich ein Hohlkelt, der oben beschrieben ist.

Die Lanzenspitzen zeigen fast alle eine eiserne Tülle, in welcher der Holzschaft steckte; nur



einmal bei der breiten und besonders langen Lanzenspitze umgab der Holzschaft den Dorn der Lanze.

Die Pfeilspitzen waren ebenfalls mit dem Dorn im Schaft befestigt. Die eigentliche Spitze scheint eine Länge von 5 bis 9 cm gehabt zu haben.

Drei Beile zeigen den Typus des Schmalbeiles, zwei sind groß und kräftig (18 und 16 cm lang), die Schneide 6 bzw. $4^1/_2$ cm breit, bei ihnen ist der Stiel in einem großen Schaftloch befestigt gewesen. Das dritte ist klein (Miniatur-Schmalbeil), 12 cm lang, Schneide 3 cm und muß eine andere Befestigung des Stieles gehabt haben.

Die Beilhacken sind von verschiedener Größe (12 bis 20 cm lang, Schneide meist abgerundet und 5 bis 7 cm breit), sie haben fast alle ein großes Schaftloch, in welchem der Stiel befestigt war, nur eine Hacke hat mit dem spitzen Ende in dem Schaftloch des hölzernen Stieles gesteckt.

Die Messer zeigten fast sämtlich (auch die vorgefundenen Reste) den Typus des Sichelmessers, nur eins weist die gerade Form mit 11 cm langer Schneide auf.

Sonstige Gegenstände aus Eisen waren nicht festzustellen.

Zu erwähnen wären nun noch die bei der ersten Besichtigung auf dem Gelände gefundenen, frei umherliegenden Gegenstände, sowie die Funde, welche durch Angehörige der Formation gemacht wurden, wie sie inden photographischen Aufnahmen noch vorliegen. Es sind vorhanden (s. Tafel IV, Einzelfunde):

1. Kinder-Armring aus Bronze, unvollständig, noch vier Windungen vorhanden, Durchmesser 3,2 cm.

2. Fingerring aus Bronzespiralen, Weite 2,5 cm, 4 Windungen.

3. Fingerring, massiv, offen, Breite 1 cm.

4. Rest eines Halsringes aus Bronze, dieser Teil anscheinend mit Haken (s. Katalog der Ausstellung Riga 1896, Tafel XV, Fig. 6).

5. Eine 15 cm lange Ringnadel mit Kettchen.

Von den Funden der photographischen Aufnahmen interessieren vielleicht besonders:

1. Eine Kreuznadel aus vier Blättern, durch eine Kette mit einer Ringnadel verbunden; an der Kreuznadel noch ein Kettengehänge (siehe Katalog der Ausstellung Riga 1896, Tafel XIII, Fig. 14).

2. Eine Kreuznadel wie 1. mit Kettenträger und langer, daran hängender Kette.

3. Wahrscheinlich Teil einer Armbrust-Fibula, anscheinend der Bügel (s. Bericht über Ausgrabungen auf dem Kronsgute Zeemalden von Karl Boy, Grab 11, Nr. 1, und Katalog der Ausstellung Riga 1896, Tafel VI, Fig. 3).

Nachzutragen sind noch zwei Fundstellen, welche durch große Brandschichten auffielen. Die eine befand sich dicht bei den russischen Schützenstellungen, etwa $1^1/_2$ m parallel zu ihnen. Sie begann dicht unter der Humuserde und ging in die Sandschicht über; neben reichlichen Kohleteilchen und Ascheresten fanden sich vielfach Tonscherben aus grobkörnigem, mit Quarzteilchen vermischtem Lehm. Besonders mächtig war die zweite Brandschicht direkt am Abhang selbst (also unter den russischen Schützenstellungen). Hier war die Brandschicht weit ausgedehnt, umfaßte viel Holzkohle und große Stücke gebrannten Holzes neben vielfachen Tonscherben; es fanden sich auch Überreste menschlicher Knochen, darunter auch ein gut erhaltener Unterkiefer, der aber oberflächlich in der aus der Schützenstellung herausgeworfenen Sandaufhäufung lag, wie auch Überreste von Schädeldecken usw. Nach Aussagen von Angehörigen der Formation sollen auch hier sich einzelne Bronzegegenstände vorgefunden haben. Nähere Nachgrabungen waren erfolglos, wie auch weiter-

hin auf dem anschließenden nach Westen zu sich erstreckenden Brachfelde durch Stichgräben nichts mehr festgestellt werden konnte. Die Sandschicht war hier meist sehr flach, man stieß unter der Humusschicht fast stets gleich auf den hoch anstehenden Lehm.

Zusammenfassung.

Überblickt man die durch die Ausgrabungen gehobenen Funde und die Art der festgestellten Beisetzung, so kommt man zu dem Schluß, daß sich der Begräbnisplatz bei dem Gute Gr.-Platon als ein Skelettgräberfeld der sogenannten zweiten baltischen Eisenzeit und zwar wahrscheinlich des X. Jahrhunderts erweist. Hierfür spricht nicht allein die für diese Zeit besonders charakteristische Hufeisenfibel, sondern auch alle übrigen gefundenen Gegenstände, besonders die aus Bronze (Kreuznadel, Ringnadel, Armbandspiralen), sie alle weisen in die jüngere Periode der Eisenzeit. In seinen Formen und Funden reiht sich das Skelettgräberfeld von Gr.-Platon den schon aufgedeckten Gräberfeldern von Mesothen, Zeemalden, Alt-Rhaden an, und da diese Fundstätten des Kreises Bauske in nächster Nähe von Gr.-Platon liegen, so ist auch anzunehmen, daß das Volk, welches hier seine Toten beisetzte, desselben Stammes war, mit Wahrscheinlichkeit lettischen Stammes. Das Gräberfeld von Gr.-Platon stellt einen verhältnismäßig reichhaltigen Fundplatz dar; wäre nicht durch die vielfachen Sprengungen und die ohne jede Sachkenntnis wahllos nur zur Gewinnung von Erinnerungsgegenständen vorgenommenen Nachgrabungen das einheitliche Bild der Anlage so stark beeinträchtigt, so konnte Gr. Platon mit an erster Stelle unter den Fundorten dieser Zeit stehen. Aber auch so haben sich die fünftägigen Nachgrabungen als erfolgreich erwiesen; neben der eigentlichen Feststellung der Gräberanlage selbst brachten sie einzelne Funde, welche in ihrer Art (Armbandspiralen, massiver Armring, Bronze-



nadeln, Schmalbeile) bisher nicht allzuhäufig in gleichen Grabanlagen gefunden wurden.

Weitere Nachgrabungen an Ort und Stelle mögen wohl noch zur Hebung von Gelegenheitsfunden führen, ein größeres Ergebnis ist jedoch wohl kaum zu erwarten.

Sämtliche Fundstücke sind dem Museum in Mitau überwiesen.

Literaturbesprechungen.

Ed. Hahn: Von der Hacke zum Pflug. [Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Bd. 127.] Leipzig, Quelle & Meyer, 1914.

Das Büchlein erschien wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges; so ist es wie vieles andere zunächst liegen geblieben, um hoffentlich nach dem Kriege um so eifriger gelesen zu werden. Die Anschauungen des Verfassers, die er in dem Buche niedergelegt — man achte auf den Abschnitt „Ausblick" —, verdienen es, von den weitesten Kreisen, für die es bestimmt ist, durchdacht und angenommen zu werden. Die Nationalökonomen haben sie längst ihren Vorlesungen und Ausführungen zugrunde gelegt; die Geographen und einige Ethnologen wollen sie noch nicht anerkennen; einigen sind die Hahnschen Theorien und Hypothesen vom Wagen, Hacke, Pflug, Rind, Milch, Erfindung der Arbeit usw. zu „geistreich", um wahr zu sein. Sie fußen, wie z. B. der Aufsatz von John Loewenthal (Zeitschr. f. Ethn. 1916, 1, S 11) zeigt, auf anderen Lehren oder glauben, welche an ihre Stelle setzen zu können, die „psychologisch einfacher und ethnologisch weniger beanstandbar" sind. Mit sehr zweifelhaftem Erfolg; denn die skizzenhaften, mit vielen Literaturzitaten dort vorgetragenen Ausführungen, die den Hahnschen Anschauungen widersprechen sollen, darf

*

man ruhig beiseite legen. Darin scheint mir, „sind in Sachen des Boden- und Ackerbaues nunmehr alle Hauptfragen" [S. 11—17, auf 6 Seiten!] doch nicht geklärt. Solange Loewenthal sich seine eingehendere Behandlung vorbehält, wollen wir Ethnologen froh sein, daß wir Hahn und seine Bücher haben.

Allgemein verständlich, flott und nicht so verzwickt wie seine Hauptwerke geschrieben sind, gibt Hahn in seinem neuesten Büchlein einen leicht eingehenden Abriß der Wirtschaftsgeschichte des Menschen, ihrer wirtschaftlichen Anfänge, der Anfänge des Landbaues, der Entstehung des Pflugbaues, der Viehzucht usw., und hämmert so denen — sonderbarerweise gibt es noch solche —, welche die Listsche Dreistufentheorie noch immer als die wichtige anerkennen, wonach der Mensch erst Jäger, dann Hirt, dann Ackerbauer geworden ist, die Haltlosigkeit dieser Ansichten ein. Die Ergebnisse seiner langjährigen, tiefgründigen Forschungen auf dem Gebiete der geschichtlichen und geographischen Wirtschaftskunde werden hier in angenehmer Kürze zusammengefaßt, so daß jeder sich leicht mit den Theorien des Verfassers bekannt machen und befreunden kann, die ein wichtiges Gebiet in der Ethnologie so umgestalteten, daß man von einer Neugründung sprechen darf. Das Büchlein ist Wilhelm Wundt gewidmet, der in seinen völkerpsychologischen Werken die Hahnschen Anschauungen als gefesteten wissenschaftlichen Besitz aufgenommen hat.

P. Hambruch-Hamburg.

Die Märchen der Weltliteratur. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Im Vorwort zu seinem Büchlein „Das Märchen. Ein Versuch" (Leipzig, Quelle & Meyer, 1911) schreibt von der Leyen: „Das Märchen ist ein unentbehrlicher Helfer, der tief in die Dichtung und in das geistige, religiöse und sittliche Werden der Menschheit hineinleuchtet." Diese Bedeutung des Märchens ist in den letzten 15 Jahren immer mehr von den berufenen Forschern in der Kulturgeschichte des Menschen erkannt worden. War die Märchenforschung bis dahin mehr oder minder ein Sonderarbeitsgebiet der Philologen und der Historiker, so beteiligte sich seitdem auch der Ethnologe eifrig daran, einmal neue Märchenstoffe herbeizubringen, dann, um ihnen die ethnischen, volkskundlichen Grundlagen zu verschaffen, ohne die die Märchenforschung in der Luft hängen bleibt. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, welche Verdienste sich um diese „Grundlagen" — von den vielen seien nur wenige genannt — z. B. Andrew Lang, Frazer, Andree, Ehrenreich u. a., erwarben. Sie begründeten die anthropologisch-ethnische Erklärungsweise der Märchen und taten dar, daß Märchen und Sagen überall einheimische Niederschläge ältester Kulturreste sind. Ihre Anschauungen sind willig und völlig von den Ethnologen aufgenommen, denen gerade die vergleichende Märchenforschung zu einem hauptsächlichen Werkzeug wird, um bei der Würdigung des Entstehens, Werdens und Vergehens der verschiedenen Kulturen auf der Erde und bei den einzelnen Völkern, diesen ihre Stellung in der Menschenfamilie anzuweisen. — Die Märchenliteratur ist in den letzten 40 Jahren unheimlich angewachsen; ein Einzelner wird sie knapp übersehen, noch weniger beherrschen können, so daß nur ein sich Beschränkungen auflegendes Studium ihrer Sonderfragen, sie fördern kann. Die Literatur gibt darüber hinreichende Ausweise. Doch wird man sich freuen, hin und wieder, Einzel- und Sammelwerken zu begegnen, welche die vielen Sonderfragen zusammenfassen und ihre Ergebnisse vor allem durch unbeeinflußte, nicht bearbeitete Belege und Beweisstücke aus dem Märchenschatz der Völker festigen. Dahin gehört auch die Jenaer Sammlung, in der bisher folgende Bändchen zu einem billigen Preise (3 ℳ) veröffentlicht wurden: Zaunert: Musäus, Volksmärchen der Deutschen, 2 Bde.; von der Leyen: Kinder- und Hausmärchen von Grimm, 2 Bde.; Zaunert: Deutsche Märchen seit Grimm; Wisser: Plattdeutsche Volksmärchen; Löwis of Menar: Russische Volksmärchen; Wilhelm: Chinesische Volksmärchen; Ströbe: Nordische Märchen. 1. Dänemark, Schweden. 2. Norwegen, 2 Bde.; Leskien: Balkan-Märchen. — Die Sammlung ist auf ungefähr 25 Bände berechnet.

In erster Linie wendet sich die Sammlung an die große deutsche Lesewelt, aber auch der Ethnologe wird sie mit großer Freude in die Hand nehmen, spiegeln doch diese Märchen in schönster Weise den Kulturzustand, ihr Auf und Ab, der Völker wieder, die sie erzählen. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes; eine Einleitung geht den eigentlichen Märchen vorauf; darin werden die besonderen, namentlich volkskundlichen Eigentümlichkeiten der Märchenarten des betreffenden Volksstammes geschildert, während im Anhang Quellennachweise und Anmerkungen für jedes einzelne Märchen literarisch, kritisch und erklärend wertvolle Zusätze enthalten. Ethnologisch besonders wertvoll sind die Chinesischen Volksmärchen, die nicht nach gedruckten Quellen, sondern nach mündlicher Überlieferung veröffentlicht werden. Auch die anderen Bände enthalten viel neues bisher noch nicht gedrucktes Material, das dem Märchenforscher und Volkskundler recht zu statten kommt. Die Ausstattung ist vortrefflich; jeder Märchenband hat einen besonderen Buchschmuck erhalten, dessen Motive der Volkskunst des jeweiligen Landes entlehnt sind.

P. Hambruch-Hamburg.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen
sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 15. November 1916.

Fortsetzung siehe auf der 4. Seite des Umschlages.

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVII. Jahrg. Nr. 10/12. Jährlich 12 Nummern. Okt./Dez. 1916.

Inhalt:

Archäologie und Indogermanenproblem.

Von Sigmund Feist.

Seit einigen Jahren kann man kaum eine Schrift prähistorischen Inhalts lesen, ohne alsbald auf Stellen zu stoßen, in denen Namen wie Indogermanen, Nordindogermanen, Südindogermanen, Arier, Illyrier, Germanen, Kelten, ja selbst solche von Teilstämmen, wie Semnonen, Veneter, Helvetier, mit archäologischen Funden und Aufstellungen in Zusammenhang gebracht werden. Man braucht gar nicht einmal Arbeiten von Kossinna, Wilke und anderen Anhängern dieser Schule in die Hand zu nehmen, die mit den genannten sprachlichen und geschichtlichen Begriffen geradezu Mißbrauch treiben, um sich an einer unzulässigen Verquickung archäologischer und sprachlicher Tatsachen zu stoßen. Selbst ein so durchaus wissenschaftliches Werk wie das Reallexikon der germanischen Altertumskunde, dessen dritter Band soeben fertig geworden ist, hält sich nicht frei von diesen Verstößen. So findet sich in dem von dem jüngst verstorbenen A. Schliz behandelten Artikel: „Rassefragen" zunächst die ganz zutreffende Ansicht ausgesprochen, daß der Begriff „Staat" sich auf die politische, der des „Volkes" auf die Sitten und Sprachwissenschaft, der der „Rasse" auf bestimmte körperliche und geistige Eigenschaften bezieht, welche ihre Träger von der übrigen Menschheit unterscheiden. Im Deutschen Reiche z. B. wohne ein Volk mit indogermanischer Sprache wie in einer Reihe von Staaten Europas und Asiens, seine Rassezugehörigkeit wäre erst zu untersuchen. Die Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachkreis habe zunächst mit der Rasse, der ein Volk angehört, oder den Rassen, die innerhalb eines Volkes vertreten sind, nichts zu tun. Daß verschiedene Rassen zur Bildung der indogermanischen Völker beigetragen haben, lehre ihre oberflächliche anthropologische Betrachtung. Jede einzelne Völkergruppe besitze bestimmte geistige Eigenschaften, die sie von anderen Gruppen unterscheide. Es frage sich nur, ob dieser Unterschied in der Zusammensetzung der verschiedenen Rassenbestandteile begründet ist, aus denen sie bestehen. (Damit verwirft Schliz also wieder die vorher ausgesprochene Ansicht, daß eine Rasse bestimmte geistige Eigenschaften besitze.) Im weiteren Verlauf seiner Darlegungen untersucht A. Schliz nun die Rassenbestandteile, aus denen sich die einzelnen europäischen Völker zusammensetzen, speziell die nordische Rasse und ihre ver-

*

schiedenen Komponenten. Da hören wir nun, daß die Rasse der Bandkeramik aus dem gleichen Stammeselement wie die Megalithrasse (Nordlandrasse mit Tiefstichkeramik) zusammengesetzt sei, und daß kein Grund gegen die Annahme vorhanden sei, daß alle diese Stämme eine gemeinsame Ursprache, die indogermanische, gesprochen haben sollen. „Nordindogermanen“ seien die Angehörigen der Megalithrasse im Nordwesten, „Westindogermanen“ diejenigen der Grenelle- und alpinen Rasse, Südindogermanen die Völker der Bandkeramik im Südosten. Außer Betracht müßten Nichtindogermanen bleiben wie Iberer oder Finnen, die außereuropäischen Zentren entstammen, oder die Ligurer und Etrusker, deren Zugehörigkeit zu einem europäischen Urstamm nicht zu erweisen sei.

Man erkennt auf den ersten Blick, daß hier, entgegen dem anfangs ausgesprochenen Prinzip, sprachliche und anthropologische Tatsachen vermengt worden sind. Ein paar Seiten weiter aber wendet sich A. Schliz von der Sicherheit, mit der er die neolithischen Kulturkreise auf einzelne (der heutigen Sprachwissenschaft übrigens unbekannte) Unterabteilungen des indogermanischen Urvolkes zu verteilen weiß, wieder ab, wenn er bei der Betrachtung der Hügelgräber der alten Bronzezeit in Bayern und der schwäbischen Alp meint, das darin sich findende Rassengemisch sei zweifellos indogermanisch gewesen — woher weiß das Schliz übrigens? —, nichts aber berechtige uns, diese Mischbevölkerung Kelten oder Germanen zu nennen. Gegen Kossinnas inzwischen übrigens wieder aufgegebenes Lieblingskind, die Karpodaken, verhält sich Schliz ebenfalls recht kritisch, weiß aber andererseits, daß Südindogermanen aus Illyrien zur Hallstattzeit Süddeutschland in Besitz genommen haben und bis nach Schlesien vorgedrungen sind.

Ich bin mit Absicht auf den jüngst erschienenen Artikel von A. Schliz so ausführlich eingegangen, um an diesem Beispiel zu zeigen, welch heillose Verwirrung entstehen kann, wenn in anthropologischen oder archäologischen Darlegungen kritiklose und unbewiesene Aufstellungen über die Zugehörigkeit uns übrigens oft nur dem Namen nach bekannter vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Sprachkreise zu bestimmten Rassen oder prähistorischen Kulturgruppen gegeben werden. Der Hauptfehler liegt meines Erachtens darin, daß viele Prähistoriker, die mit sprachlichen und historischen Begriffen arbeiten, sich über die in diesen Namen enthaltene Realität nicht klar genug sind. Es sei mir daher gestattet, hier einige dieser Begriffe auf ihren Inhalt hin zu prüfen.

Was besagt uns der Name „Indogermanen“, mit dem die Archäologen aller Schattierungen so gern operieren? Wir müssen uns zunächst vor Augen halten, daß der Begriff „indogermanisches Stammvolk“ nur eine Abstraktion aus sprachlichen Rückschlüssen ist. Wir kennen eine Anzahl indogermanischer Sprachen zum Teil aus älterer, zum Teil aus jüngerer Zeit. Während das Indische und Griechische uns seit dem Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. bekannt sind, treten das Lateinische oder Persische erst viel später in unseren Gesichtskreis. Alle anderen indogermanischen Sprachen sind überhaupt erst aus der Zeit nach Christi Geburt überliefert. Rückschließend aus den genannten indogermanischen Sprachen gewinnen wir die gemeinsame Stammsprache, das Indogermanische, über dessen Lautgestalt vor 40 Jahren noch andere Ansichten herrschten wie jetzt, und es ist möglich, daß die Forschung in künftigen Tagen wieder zu Ergebnissen gelangen wird, die von den heutigen abweichen. Indes ist ja kein Zweifel möglich, daß die gemeinsame Stammutter, die indogermanische Ursprache, einmal vorhanden gewesen sein muß. Ob das aber im Jahre 2000 oder 2500 oder gar 3000 v. Chr. gewesen ist, darüber hat die Forschung bis jetzt nichts Sicheres ermittelt. Unbestreitbar ist, daß die indogermanische Stammsprache auch einen Träger besessen haben muß, der sich ihrer bedient hat. Wir nennen ihn das indogermanische Stammvolk, oder kurz die „Indogermanen“. Von diesem Urvolk ist uns keinerlei geschichtliche Kunde erhalten. Keine Quelle sagt uns, wie sie sich genannt haben, wo sie gewohnt haben, wie ihre Ausbreitung über Asien und Europa erfolgt ist, und wann das Stammvolk sein Geschick erfüllt und vom Schauplatz verschwunden ist. Was wir über die Kultur der Indogermanen zu wissen glauben, ist mittels Rückschlüssen aus dem für die Ursprache ermittelten Wortschatz gewonnen worden und eigentlich nicht viel mehr, als wir bei einem Volk der Außenzone der alten Welt in jener frühen Zeit ohnehin voraussetzen können. Ferner ist nicht zu vergessen, daß, wie die Ansichten über das Aussehen der Stammsprache im Laufe der Zeit wechselten, so auch die Vorstellungen, die man sich von ihrem Wortvorrat gemacht hat, nicht zu allen Zeiten die gleichen gewesen sind. Eine schärfere Handhabung der aufgestellten Lautgesetze ließ manche Etymologie älterer Zeit als verfehlt erscheinen, während andererseits neuer Sprachstoff aus

wieder aufgefundenen indogermanischen Sprachen (Tocharisch, Nordarisch, Sogdisch usw.) oder aus der schärferen Sichtung des Wortvorrats bereits früher bekannter Sprachen hinzugekommen ist. Im einzelnen kann ich auf diese Dinge an dieser Stelle nicht näher eingehen; ich verweise für den Leser, der sich darüber eingehender zu unterrichten wünscht, auf meine vor zwei Jahren erschienene Studie „Indogermanen und Germanen", Halle, Max Niemeyer oder auf mein umfänglicheres Werk „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen", Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913.

Halten wir also fest, daß der Begriff „Indogermanen" keinen derart realen Inhalt hat wie die Begriffe Griechen, Römer, Germanen, Gallier usw., Völker, über die wir uns aus vorhandenen geschichtlichen Quellen mehr oder minder eingehend unterrichten können. Während ferner bei den historischen indogermanischen Völkern die Wohnsitze bekannt sind und wir auch über ihre äußere Erscheinung einigermaßen informiert sind, wissen wir bei dem indogermanischen Stammvolk weder, wo es gewohnt hat, noch wie es ausgesehen hat. Alle Versuche, den Ausstrahlungspunkt der indogermanischen Sprachbewegung, die sogenannte „Urheimat" genauer zu umgrenzen, müssen als gescheitert betrachtet werden. Meiner Überzeugung nach ist sie weit eher in Zentralasien als in Nordeuropa zu suchen. Zu welcher Rasse aber das Urvolk gehört hat, und ob es überhaupt eine einheitliche Rasse besessen hat, ist vollkommen dunkel. Alles, was wir sagen können ist, daß die Indogermanen, weil ihre Heimat in einem nördlich gelegenen Lande zu suchen ist, vermutlich zu dem dort überwiegenden hellfarbigen Typus gehört haben. Die älteste Überlieferung übrigens, die wir über das Aussehen eines indogermanischen Volkes haben, ist eine Notiz auf einer Siegessäule Tiglatpilesers IV von Assyrien aus dem 8. Jahrh. v. Chr., die von den „dunklen" Medern spricht. Offenbar also sahen die Vorfahren der Bewohner Irans schon ebenso aus wie die heutigen Perser.

Aus den bisherigen Darlegungen ergibt sich, daß unsere Vorstellungen von dem Kulturbesitz, der äußeren Erscheinung und den Ursitzen der Indogermanen nur äußerst vage sind. Wie kommt es nun, daß trotzdem ein bestimmter Forscherkreis so bestimmte Angaben über alle diese Punkte zu machen weiß? Die Antwort auf diese Frage lautet: Man hat sich, gestützt auf einige unbestimmte Andeutungen bei klassischen Schriftstellern, eine aprioristische und dogmatische Vorstellung von der äußeren Erscheinung eines „Ariers" gemacht, über die man jede Diskussion ablehnt. Das tun nicht nur z. B. Kossinna[1]) und seine Anhänger, sondern auch Sprachforscher von Namen, wie Hoops, Hirt, Streitberg usw., die unentwegt an der Überzeugung von dem nordischen Typus des Urvolks festhalten. Darauf gestützt wird dessen Kultur als identisch mit der der nordischen Steinzeit aufgefaßt und dargestellt. Dieses Verfahren führt konsequent fortgesetzt zu recht erheiternden Folgerungen. So besuchte ich vor einigen Jahren die prähistorische Abteilung eines Provinzialmuseums, die von einem sympathischen, leider allzu früh auf tragische Weise hinweggerafften jüngeren Gelehrten aus der Kossinnaschen Schule geleitet wurde. Er rubrizierte alles Ernstes in seiner Abteilung die frühesten Funde der jüngeren Steinzeit unter dem Kennzeichen „indogermanische Zeit". Andere Denkmäler figurierten als germanische, ostgermanische, westgermanische, karpodakische usw. Natürlich werden bei dem urteilslosen Publikum durch ein solches Verfahren ganz irrige Vorstellungen wachgerufen. Der informierte Gelehrte weiß freilich, daß es nicht einmal bei historisch beglaubigten Völkern möglich ist, ihre Hinterlassenschaft mit Sicherheit festzustellen, sowie uns die Inschriften im Stich lassen. Ihnen allein verdanken wir es, daß wir z. B. die etruskischen Nekropolen ethnographisch festlegen können. Aber ist es bis jetzt gelungen, etwa die älteste Hinterlassenschaft der Italiker, der prähistorischen Griechen, der Thraker, Illyrier usw. unzweifelhaft festzustellen? Man bezeichnet die Funde wohl als griechisch, thrakisch, illyrisch usw., weil sie auf dem später von den genannten Völkern eingenommenen Boden gefunden wurden. Aber damit ist über die ursprüngliche Zugehörigkeit eines solchen Fundes zu einem bestimmten Volk eigentlich noch nichts gesagt. Wie haben wir uns die Verhältnisse in prähistorischer Zeit denn eigentlich vorzustellen? Wenn wir, um den Gegenstand an einem konkreten Beispiel zu erläutern, von einer keltischen Herrschaft über Mitteleuropa um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. sprechen, so können wir sie durch Ortsnamen und durch die verhältnismäßig

[1]) In einem Aufsatz: Über den Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten Mannus, Band 1, S 20: Diese vier Dinge, d. h. indogermanische Ursprache, indogermanisches Urvolk, kleinerer Urraum als Urheimat und nordischer Typus der Indogermanen, sind heute für mich indiskutabel.

einheitliche Hinterlassenschaft in Gräbern bestimmter Gebiete wohl nachweisen. Aber diese Vorherrschaft des keltischen Elements besagt doch nicht, daß nun alle vorangegangenen Bevölkerungsschichten spurlos verschwunden sind. Wir haben uns das Verhältnis der Kelten zu den von ihnen unterworfenen Stämmen nicht anders zu denken als das der Germanen zu den unterworfenen Romanen oder der Türken zu den Völkerschaften des von ihnen noch bis vor kurzem beherrschten Gebietes in Europa. Es handelt sich bei allen diesen Herrschervölkern nur um eine dünne Oberschicht, unter der das autochthone Element fortlebt und zumeist auch seine eigene Sprache behält. So hat sich z. B. trotz der Kelten- und Römerherrschaft nach dem Zeugnis des Livius das Rätische in den Alpen bis in das erste christliche Jahrhundert erhalten. Noch die klassische Zeit Griechenlands hatte die lebhafte Erinnerung an die anderssprachigen Pelasger und Karer inmitten der Hellenen erhalten. Welches Sprachengewirr herrschte nicht im alten Perserreich, ganz ebenso wie das heutige Rußland eine bunte Musterkarte von Sprachen in sich schließt. Wenn also aus prähistorischer Zeit ein Volksname aus irgend einer Gegend überliefert ist, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß das unter ihm zu verstehende Element das einzig vorhandene in einer bestimmten Gegend gewesen ist. Es ist also durchaus verfehlt, Gräber, die sich auf griechischem, illyrischem, thrakischem usw. Sprachgebiet finden, nun einfach als solche der betreffenden Sprachgemeinschaft zu betrachten und von thrakischer Bandkeramik, vom geometrischen Stil der ältesten Griechen, von der Bandkeramik der Illyrier u. dgl. m. zu sprechen. Sobald uns die Inschriften auf prähistorischen Funden fehlen, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, welches die Sprache des Kulturkreises war, aus dessen Bezirk die Funde herrühren. Die prähistorischen Kulturkreise sind für uns so lange anonym, als wir keine historische Kunde aus den betreffenden Gegenden besitzen, und selbst wenn das der Fall ist, können wir sie nicht einem bestimmten Sprachkreise zuschreiben, wenn sich nicht mit ihnen zusammen sprachliche Denkmäler finden.

Wollten wir das indogermanische Urvolk aber durchaus archäologisch erfassen, so müßte die einzig zulässige Methode folgende sein: Rückwärts schließend zunächst zu ermitteln, welches die kulturelle Hinterlassenschaft der indogermanischen Stämme in ihren ältesten Sitzen ist, an der Hand der Funde den Weg ihrer Wanderungen verfolgen und den Punkt ermitteln, wo die Richtungen der Wanderzüge konzentrisch zusammenlaufen. Dort könnte man dann mit einiger Sicherheit den Ausgangspunkt der indogermanischen Sprach- und Kulturbewegung annehmen, und die kulturelle Hinterlassenschaft des Urvolks, vielleicht auch seinen Rassentypus aus etwaigen Skelettfunden ermitteln. Aber von diesem Ziel sind wir noch unendlich weit entfernt, und es ist mehr wie fraglich, ob es der archäologischen Forschung jemals gelingen wird, es zu erreichen. Denn selbst in viel jüngeren Perioden ist es außerordentlich schwer, Völker archäologisch zu erfassen. Was weiß man z. B. über die Hinterlassenschaft der Goten an der Ostsee und am Schwarzen Meer zu sagen? Und doch kann man die Richtung ihrer Wanderung und die Zeit ihres Aufenthalts in den genannten Gegenden mit einiger Sicherheit angeben. Wäre man imstande, ein alemannisches, fränkisches oder bayerisches Grab nach der Hinterlassenschaft zu unterscheiden, wenn es nicht auf dem von den genannten Stämmen eingenommenen Boden gefunden würde?

Aber wenn es selbst gelungen wäre, die archäologische Hinterlassenschaft des indogermanischen Urvolks unter Befolgung einer exakten, rückwärts schreitenden und wissenschaftlich einwandfreien Methode, wie sie die Sprachwissenschaft von Anfang an befolgt hat, zu ermitteln, so müßten wir uns dennoch darüber klar sein, daß wir damit nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem kulturellen Leben des Urvolks gewonnen hätten, da nur das wenigste seines materiellen Kulturbesitzes in die Gräber gekommen sein wird, und sein Geistesleben aus den Funden überhaupt nicht wieder ermittelt werden kann. Damit und mit der Feststellung des Rassentypus wäre es eine mißliche Sache, wenn das indogermanische Urvolk, was wahrscheinlich ist, nicht Bestattung, sondern Leichenverbrennung und -aussetzung geübt hätte.

Um das Gesagte an einem Beispiel zu erläutern, wollen wir uns denken, daß das Lateinische bereits in vorgeschichtlicher Zeit ausgestorben und keine Kunde von dem Land und Volk der Römer überliefert sei. Wir wären dann in die Notwendigkeit versetzt, die lateinische Sprache und die römische Kultur aus dem gemeinsamen Wortschatz der romanischen Sprachen zu erschließen. Würden wir überhaupt ein klares Bild von dem Aussehen des Lateinischen, seinem Wortvorrat, seinen Flexionsformen und seiner Syntax erhalten? Wieviel von alledem ist nicht spurlos in allen romanischen Sprachen untergegangen? Von dem

hohen Stand der römischen Kultur bekämen wir überhaupt keine Vorstellung, da die Völker romanischer Sprache von dem selbst in der Provinz noch sehr ansehnlichen Stand der Lebensführung nach den Stürmen der Völkerwanderung in verhältnismäßig kurzer Zeit tief herabgesunken sind und erst in unseren Tagen wieder die einstige Höhe erklommen haben. Es ist nicht unmöglich, daß die Verhältnisse bei einem einst und irgendwo einmal bestandenen Imperium indogermanicum ähnlich lagen und daß die Sprachen und Kulturen der Völker indogermanischer Zunge nur ein mattes Abbild des einstigen Glanzes geben, zumal hier der zeitliche Abstand weit größer als zwischen Rom und dem ersten Auftreten der Romanen ist. Aber ebensogut kann man annehmen, daß das Urvolk keinen höheren Kulturstand als viele seiner späteren Nachkommen besessen hat und Asien sowie Europa in der Art von Hunnen, Awaren, Mongolen, Türken usw. mit wilden Horden überschwemmt und die Vorbewohner unterworfen hat. Eine sichere Entscheidung über diese Fragen hat sich bis jetzt und wird sich wohl nie treffen lassen.

Aus dem bis jetzt Ausgeführten ergibt sich somit, daß wir nicht in der Lage sind, den Begriff „Indogermanen" mit einem auf einigermaßen sicherer und dauernder Basis stehenden realen Inhalt auszuführen. Es muß dabei bleiben, daß er nur eine Abstraktion aus sprachlichen Tatsachen darstellt. Nicht viel besser steht es um die Versuche, Unterabteilungen des indogermanischen Urvolks aufzustellen. Die vor 50 Jahren versuchte Einteilung in Nord- und Südindogermanen ist von der Sprachwissenschaft wieder aufgegeben worden, da sie sich als nicht haltbar erwies. Sie führt nur in Schriften prähistorischen Inhalts ein kümmerliches Nachleben. Die Sprachwissenschaft pflegt die indogermanische Stammsprache in die Gruppen der Kentum- und Satemsprachen einzuteilen, d. h. Sprachen, in denen die indogermanischen Palatallaute als solche erhalten und in Sprachen, in denen sie in Zischlaute gewandelt sind (man vergleiche lat. centum „100" mit altind. śatam). Zu den Satemsprachen gehören das Arische (Indo-iranische), das Slawische, Baltische, Thrakische, Phrygische, Armenische und Albanische; zu den Kentumsprachen die übrigen. Somit ergab sich in großen Zügen eine ostwestliche Gliederung der indogermanischen Dialekte, die lange unbestrittene Geltung hatte. Nun aber wurde vor einigen Jahren eine bisher unbekannte indogermanische Sprache, die etwa bis zum Jahre 1000 n. Chr. in Zentralasien gelebt hatte, in Turkestan wieder entdeckt: das Tocharische. Dieses stellt sich auffälligerweise in die Gruppe der sonst nur in Europa vertretenen Kentumsprachen, wirft demnach die ost-westliche Gliederung auch wieder über den Haufen. Die Sprachforscher stehen also aufs neue vor der Frage, ob es möglich ist, in der Lagerung der Dialekte des Indogermanischen deutliche Schichtungen abheben zu können oder nicht. Jedenfalls tut man gut daran, sich hier abwartend zu verhalten.

Wenn uns das indogermanische Urvolk nicht aus historischen Quellen bekannt ist, so haben wir dagegen Kunde von zahlreichen indogermanischen Völkern seit dem Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr., die uns somit in mehr oder minder großem Umfang gegenständlich werden: die Inder, Perser, Griechen, Römer, Gallier, Germanen usw. Es ist nun vielfach der Versuch gemacht worden, diese historischen indogermanischen Völker in die indogermanische Urzeit zurückzuverlegen und anzunehmen, daß das Urvolk gleichfalls schon in diese Teilstämme zerfallen ist. Hier liegt eine doppelte Ungenauigkeit zugrunde. Zunächst wissen wir nicht, wie viele von den Stämmen des Urvolks spurlos und ohne Kunde von ihrem einstigen Dasein für uns zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sind; zweitens können wir nicht sagen, ob die Verbände, die in geschichtlicher Zeit auftreten, auch in vorgeschichtlicher Zeit vorhanden waren oder ob nicht andere Gruppierungen vorlagen. Man denke nur daran, wie schnell sich bei den Germanen die Stämme, die zu Cäsars und Tacitus' Zeiten uns genannt werden, in die aus den Zeiten der Völkerwanderung uns bekannten größeren Verbände der Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern aufgelöst haben, ohne daß es uns möglich wäre, die Zusammensetzung und sogar teilweise die Herkunft dieser größeren Verbände nachweisen zu können. Wenn schon in historischer Zeit und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum so tiefgreifende Umwandlungen bei Völkern stattfinden können, wie will man da für die fernen prähistorischen Zeiten mit Sicherheit ermitteln, ob die geschichtlich beglaubigten Völker indogermanischer Sprache auch schon in prähistorischer Zeit ihr Sonderdasein geführt haben? Sehen wir doch vielfach, daß ein indogermanisches Volk sich über das andere lagert, dessen Sprache vollkommen verdrängt und durch die eigene ersetzt. So hat das Lateinische das Gallische und Illyrische, das Griechische das Thrakische und Mazedonische, das Deutsche in

historischer Zeit zahlreiche slawische Dialekte und das Preußische aufgesogen. Es spielt sich also auf größeren Gebieten der gleiche Vorgang ab, den wir in engeren Grenzen beobachten, wenn das Lateinische die anderen italischen Dialekte, die griechische Gemeinsprache (Koine) das Ionische, Attische, Dorische usw. verdrängt hat. Auch zahlreiche Schwankungen in der Ausdehnung eines Sprachgebietes lassen sich beobachten. So, wenn das Slawische nach der Völkerwanderungszeit bis zur Elbe vorgedrungen ist, um vom späteren Mittelalter an wieder vom Deutschen über die Oder und weiter zurückgedrängt zu werden.

Die gleichen Verhältnisse nun, die wir in geschichtlicher Zeit beobachten, müssen wir auch für die vorgeschichtliche Periode für möglich ansehen. Freilich kann uns für diese Vorgänge keine Kunde überliefert sein. Aber durch die Entdeckung bisher unbekannter indogermanischer Sprachen in Zentralasien (Tocharisch, Sogdisch, Nordarisch), die sich bis tief in die Mongolei hinein im frühen Mittelalter ausgedehnt haben, um später von den Türksprachen verdrängt zu werden und spurlos von der Erde zu verschwinden, haben wir gelernt, wie sehr sich die sprachlichen Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte verschieben können. Deshalb müssen wir mit Rückschlüssen aus der geschichtlichen Zeit auf die Lagerung und Zahl der Dialekte der indogermanischen Stammsprache sehr zurückhaltend sein, um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Die gleiche Zurückhaltung ist geboten, wenn man mit Teilstämmen, die uns aus historischer Zeit bekannt sind, operieren will. Wohl können wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein Grab, das auf sächsischem, fränkischem oder bayerischem Gebiet aus der Zeit nach der Völkerwanderung aufgefunden wird, in der Tat einen Angehörigen dieser Stämme enthält. Bei Gräbern, die aus der Latènezeit stammen und Beigaben enthalten, die dem keltischen Kulturkreis entstammen, dürfen wir den Bestatteten wohl unbedenklich als Kelten ansprechen, obwohl natürlich keine Schwierigkeit besteht, daß sich auch Angehörige von Stämmen mit anderen Sprachen das keltische Kulturgut angeeignet haben können. Aber sobald wir weiter zurück in die Hallstatt-, Bronze- oder gar Steinzeit kommen, verlieren wir jeden Anhaltspunkt, um die Angehörigen eines bestimmten Kulturkreises ethnographisch festzustellen. Freilich kann man sagen, ob ein Skelett einem Angehörigen der dolichokephalen nordischen Rasse oder der mesokephalen Grenelle-Rasse zuzusprechen ist; aber wie die Angehörigen dieser Rassen oder anderer prähistorischer Kulturen sprachlich einzuordnen sind, wird uns auf immer ein Rätsel bleiben. Gewiß wäre es recht verlockend, die sogenannte Lausitzer Kultur, die sich von Oberitalien über Mähren und Ungarn bis nach Schlesien ausdehnte, mit Kossinna den Illyriern zuzuweisen, durch die er seine früheren Karpodaken ersetzt hat. Aber es bleibt zu bedenken, daß wir von Illyriern erst seit der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends wissen[1]), während die Lausitzer Kultur in die ältere Bronzezeit gesetzt wird, also mindestens 500 Jahre älter als das historische Vorkommen des Namens der Illyrier ist. Für eine einstige weitere Ausdehnung der Illyrier spricht ja allerdings die auffällige Übereinstimmung zwischen dem Namen der Veneter an der Nordküste der Adria und dem deutschen Namen für die Slawen = Wenden. Es scheint also, als ob auch einmal Veneter östlich von den Germanen gewohnt hätten. Freilich finden sich auch Veneter bei Cäsar in der Bretagne, wo sie unzweifelhaft eine Völkerschaft mit keltischer Sprache sind. Somit bleibt der Name der Veneter eines der vielen Rätsel, die uns die Namen prähistorischer Völker oder auch solcher aus historischer Zeit aufgeben, wenn sie an ganz verschiedenen Stellen auftreten: Iberer kennen wir z. B. im Kaukasus und in Spanien, Marser in Latium und auf dem rechten Ufer des Niederrheins; den Völkernamen der Russen, der den nordischen Warägern von den Finnen gegeben wurde und erst später auf das heute so genannte Volk überging, treffen wir in der Form Ros oder Rūs bei byzantinischen und arabischen Schriftstellern des 10. Jahrhunderts für einen skythischen Volksstamm im Südosten Rußlands. Diese Beispiele ließen sich noch vermehren. Die Namen besagen in der Regel recht wenig über das Volk, das die Alten unter ihnen verstanden, wenn nicht genauere geschichtliche Quellen uns über die Lebensgewohnheiten und die Sprache des betreffenden Volkes zur Verfügung stehen. Zudem haftet ein Name häufig an einer bestimmten Gegend und geht dann leicht, wenn die Bevölkerung wechselt, auf das neue Element über, das die Stelle des älteren eingenommen hat. Man denke z. B. an die eben besprochenen Wenden oder an das, was wir heute unter Preußen verstehen und was der Name vor 500 Jahren bedeutete.

[1]) Vgl. Herodot I, S. 196; IV, S. 49; IX, S. 43, wo übrigens nichts über die Vergangenheit, die Sprache und die Ausdehnung der Illyrier zu finden ist.

Aus allen diesen Gründen erscheint es ganz aussichtslos, Namen von erst in historischer Zeit auftretenden Völkern in die prähistorische Zeit zurückzuverlegen und z. B. mit Schuchhardt die etwa aus der Zeit um 800 v. Chr. stammenden, bei Eberswalde in der Mark aufgefundenen Goldgefäße als Hausschatz eines Fürsten der Semnonen zu bezeichnen. Mißlich ist es auch, mit Dr. Viollier die in Gräbern der Schweiz seit der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. vertretene Latènekultur dem Stamm der Helvetier zuzuschreiben, obwohl uns Caesar berichtet, daß diese Völkerschaft erst vor kurzem unter dem Druck der Germanen den Rhein zu überschreiten begonnen habe. Wie wollen wir wissen, ob dieser Übertritt auch schon in so früher Zeit bereits stattgefunden hat und ob es überhaupt in jener weiter zurückliegenden Zeit schon Helvetier im späteren Sinn gegeben hat? Sind etwa die Schweizer um 1000 n. Chr. noch Helvetier gewesen? Ob die erst bei Tacitus genannten Semnonen schon 1000 Jahre früher da gewohnt haben, wer will das also mit Sicherheit behaupten? Und wenn auch die Semnonen bereits in jener Zeit in Brandenburg ansässig gewesen wären, hätten wir immer noch kein Recht, sie als Germanen zu bezeichnen, denn wir wissen durchaus nicht, welche Sprache damals in der Mark Brandenburg vorherrschend war, und ob es um 800 v. Chr. überhaupt schon Germanen in dem uns geläufigen sprachlichen Sinn gab.

Meiner Ansicht nach, die ich in der oben genannten Studie „Indogermanen und Germanen“ entwickelt habe, ist das aber nicht mit Sicherheit anzunehmen. Aus sprachlichen Gründen, zumal aus dem Phänomen der Lautverschiebung und mit Rücksicht auf den erheblichen Bruchteil nicht indogermanischer Herkunft des germanischen Wortschatzes habe ich an der genannten Stelle ausgeführt, daß die Germanen vor dem Beginn der keltischen Herrschaft über Mitteleuropa von einem indogermanisierten mitteleuropäischen Volke die indogermanische Mundart übernommen haben, die wir als germanisch zu bezeichnen gewohnt sind. Die Prägermanen, worunter ich die Germanen vor der Übernahme der indogermanischen Mundart verstehe, besaßen eine der ureuropäischen Sprachen, von denen uns keine Reste, ja nicht einmal die Kunde von ihrem einstigen Vorhandensein überliefert ist. Wir müssen sie aus ihren Nachwirkungen in der germanischen Sprache (Lautverschiebung, Wortschatz, Wortbetonung) erschließen, ebenso wie wir eine vorindogermanische Kultur aus den Spuren des bei den Germanen (ebenso wie bei den Iberern und Basken) nachzuweisenden Mutterrechts entnehmen. Die Versuchung liegt nahe, das indogermanische Volk, das den Germanen seine Sprache vermittelte, in den Trägern der bis in die heutigen Provinzen Schlesien und Posen nachgewiesenen Lausitzer Kultur (Illyrier nach Kossinna) zu finden. Indes vermeidet man besser diese noch sehr unsichere archäologische Kombination und bescheidet sich mit einem vorläufigen non liquet. An und für sich kann die Annahme, daß die Prägermanen ihre Sprache gegen eine indogermanische Mundart aufgegeben haben, nicht auffällig erscheinen, da wir denselben Hergang des Sprachenwechsels auch in historischer Zeit beobachten, wenn die hochdeutsche Schriftsprache das Niederdeutsche teilweise ganz verdrängt hat und weiterhin zu verdrängen den Anschein hat, ebenso wie das Friesische dem Plattdeutschen weicht. Wir können in der Mark Brandenburg z. B. innerhalb eines Zeitraumes von nicht viel mehr als 1000 Jahren einen mehrfachen Sprachenwechsel feststellen: Germanisch bis etwa 500 n. Chr., Slawisch von 500 bis etwa 1300, Niederdeutsch von 1400 bis 1600, von da ab überwiegend Hochdeutsch.

Um nun wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen, wie will man bei einem derart schnellen Sprachenwechsel in historischer Zeit für eine prähistorische Epoche von nahezu 1000 Jahren annehmen, daß die Bevölkerung stets germanisch geblieben sei, wenn man mit Schuchhardt die Semnonen rund 1000 Jahre zurück verlegt? Man sieht, in welche Schwierigkeiten man gerät, wenn man archäologische Ergebnisse ohne weiteres mit sprachlichen Verhältnissen einer viel späteren Zeit zu kombinieren versucht. Ist es nicht viel richtiger und im Interesse der Wissenschaft förderlicher, wenn wir uns damit begnügen, die prähistorischen Kulturen in ethnographischer und sprachlicher Hinsicht so lange als anonym anzusehen, als wir keine historische Kunde von ihren Trägern besitzen? Ist dieses Verfahren aber in Mittel- und Nordeuropa schon für die Zeit vor der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends das richtigere, um wieviel mehr muß es Geltung haben für jene noch fernere Vorzeit, in der das einheitliche indogermanische Stammvolk angesetzt wird. Es muß nach den vorstehenden Ausführungen für eine nach strengen Methoden arbeitende Wissenschaft, wie es die prähistorische ja auch sein will, als ganz aussichtslos erscheinen, das Indogermanenproblem archäologisch zu erfassen. Was bisher von

gewissen Prähistorikern über das indogermanische Stammvolk, über seine körperlichen und geistigen Eigenschaften, über seinen Kulturbesitz und seine religiösen Anschauungen vorgebracht worden ist, unterscheidet sich in nichts von den Mythen, mit denen die alten Völker ihren Ursprung aufzuhellen versuchten. Unsere behauptete Abstammung von den Ariern kann ruhig in eine Linie gestellt werden mit der von den römischen Großen im 2. Jahrhundert v. Chr. aufgenommenen Fabel von ihrer Herkunft von flüchtigen Trojanern. Dieser Mythus hatte merkwürdigerweise ein langes Nachleben, da er von den Franken übernommen wurde, die nun ihrerseits ihren Ursprung auf die Trojaner zurückführten. Hoffen wir, daß der Mythus von den Ariern, wie er gegenwärtig im Schwange ist, bald wieder einer vernünftigeren und wissenschaftlicheren Auffassung von der Vergangenheit der europäischen Völker Platz machen wird.

Zur Frage der willkürlichen Beeinflussung der kindlichen Schädelform.

Von Prof. A. J. P. v. d. Broek, Utrecht.

Im 36. Bande dieser Zeitschrift veröffentlichte Walcher einen Aufsatz „über die Entstehung von Brachy- und Dolichokephalie durch willkürliche Beeinflussung des kindlichen Schädels“. Ausgehend von der bekannten Tatsache, daß der kindliche Schädel, auch der normale, deformierbar ist, hat er neugeborene Kinder sozusagen in ihrer Lagerung auf dem Kopfkissen fixiert und dadurch nicht unerhebliche Veränderungen in der Schädelform erzeugt; Brachykephalie bei Rückenlagerung, bei Seitenlagerung dagegen Dolichokephalie.

Die Resultate sind, nach Walchers Meinung auch für die Anthropologie nicht ohne Bedeutung, denn er kommt zum Schlusse, daß beim Zustandekommen der Kopfform „eine gewisse Heredität mitspielt“, daß sie „aber in der Hauptsache auch in der mit der Zeit erworbenen Eigenschaft besteht, lieber auf der Seite oder lieber auf dem Rücken zu liegen, oder in der Sitte von gewissen Volksstämmen, z. B. der schwäbisch-alemannischen Bevölkerung, ihre Kinder im weichen Wickelkissen auf den Rücken zu legen, oder der Engländer, die Seitenlage auf hartem Kopfpolster zu bevorzugen (l. c. S. 44)“. Walcher endet seinen Aufsatz mit der Bemerkung, „daß ein großes weites Feld noch unerforscht vor uns liegt, aber ich hoffe damit den ersten Spatenstich getan zu haben, und bitte die Kollegen, das gleiche Feld auch in Angriff zu nehmen, das, neben reichen Früchten auf geburtshilflich-pädiatrischem Gebiete, für die Anthropologie ungeahnte (manchem vielleicht unwillkommene) Ernten verspricht“ (l. c. S. 45).

Der genannte Forscher hat seine Beobachtungen und Experimente fortgesetzt, und zwar hauptsächlich an eineiigen Zwillingen und berichtet über seine Ergebnisse nochmals in der Münch. med. Wochenschr. (1911). Er faßt seine Resultate jetzt positiver und kommt zum Ergebnisse „daß der im ersten Lebensjahre durch äußere Einflüsse erworbene Index sich für das ganze Leben zu erhalten scheint“ (l. c. S. 136), und daß es wohl kaum anzunehmen ist, daß für die Zukunft der Typus des (durch die Lagerung deformierten) Schädels sich noch einmal so verändern könnte, daß er den Schädeln der übrigen Familie gleichkäme; damit wäre aber nachgewiesen, daß es unstatthaft ist, von dolichokephalen und brachykephalen Rassen zu sprechen. Mögen andere Maße des Schädels Rassenkennzeichen sein, der Längenbreitenindex ist es nicht!“

Der Aufforderung Walchers, junge Kinder während längerer Zeit zu beobachten, bin ich in gewissem Sinne nachgekommen.

Eine reiche Ernte kann ich zwar nicht bieten, jedoch nur ein einziges Hälmchen; und dann sogar nur eines, das gewissermaßen frei in der Natur aufgewachsen ist und nicht vom Experimentalfelde stammt. Doch kann es vielleicht in Zusammenhang mit der von Walcher ventilierten Frage einigen Wert haben.

Es betrifft nämlich die Beobachtung meiner eigenen, jetzt drei Jahre alten, Zwillinge.

Am 9. Oktober 1913 wurden wir erfreut mit der Geburt zweieiiger Zwillinge; ein Junge und ein Mädchen. Beide, à terme geborene, normale, obwohl bei der Geburt nicht sehr schwere Kinder sind vollständig gesund; sie haben, was hervorzuheben ist, keine einzige Erscheinung von Rachitis gehabt. Der Zahndurchbruch begann etwas spät, verlief jedoch vollkommen normal; die Kinder standen mit 10 Monaten und liefen mit 11 Monaten.

Am zweiten Geburtstage war die große Fontanelle geschlossen. Das Gewicht war mit zwei Monaten gleich dem Gewichte normaler Kinder und ist es seither geblieben. Von der Geburt sei folgendes erwähnt. Das Mädchen wurde zuerst geboren in erster Kopflage; der Junge eine halbe Stunde später, ebenfalls in Kopflage, letzterer eigentlich ohne Geburtsmechanismus.

Das sofort ins Auge springende Merkmal war die sehr verschiedene Kopfform. Das Mädchen war ausgesprochen brachykephal, der Junge dagegen stark dolichokephal. Am zweiten Tage bestimmte ich den Kopfindex und fand für das Mädchen 82,2, für den Jungen nur 72,4.

Die Kinder kamen in gleich gestaltete Wiegen; die Kopfkissen waren einander gleich. Diese waren mit Kapok (Früchtedunen) gefüllt und konnten weder als sehr weich, noch als hart bezeichnet werden, der Kopf erzeugte im Kissen einen deutlichen Eindruck.

Vom ersten Tage an war es vollkommen klar, daß der Junge immer Seitenlage, das Mädchen immer Rückenlage annahm. Anfangs war es vielleicht die Schwere des langen eiförmigen Kopfes, welche die Seitenlage verursachte; später hat er immer selbständig diese Lage eingenommen und er tut es auch heute noch immer. Dasselbe gilt für die Rückenlage des Mädchens. Wiederholt habe ich es versucht, eine andere Lage zu erzielen (allerdings ohne exzessiv weiche oder harte Kissen), es ist mir immer mißlungen. Ich habe sie selbstverständlich tagtäglich beobachtet. Ich denke, daß sie zu denjenigen Kindern gehören, von denen Walcher sagt, daß sie „eine unbesiegbare Neigung zeigen, auch bei unbequemer Unterlage und trotz aller Listen stets den Kopf auf die Seite bzw. auf den Hinterkopf zu legen“ (l. c. S. 135). Von ihren Wiegen bzw. Bettchen war ihre Lage wenigstens unabhängig; die Seiten der Wiegen waren undurchsichtig; die Bettchen dagegen haben Drahtgitterwände.

Nun war ich, in Zusammenhang mit Walchers Aufsätzen, sehr neugierig, wie sich die Kopfindices beider Kinder verhalten würden und habe ich diese an bestimmten Zeiten aufgenommen mit dem folgenden Resultate.

In einem Alter von vier Monaten bestimmte ich den Kopfindex des Jungen auf 71, des Mädchens auf 86,3. Hier konnte also bestimmt an einen Einfluß der Lagerung auf die Kopfform gedacht werden, die Erscheinung stimmte mit den Angaben von Walcher und kam, wenigstens für den Jungen, nicht mit den Angaben von Tschepourkovsky überein, nach dem der Kopfindex vom ersten Monat an regelmäßig zunimmt. (Großrussen).

Später jedoch änderte sich das Bild. Obwohl, wie gesagt, der Junge die seitliche Kopflage hartnäckig innehielt, stieg der Kopfindex nichtsdestoweniger allmählich an.

Im Alter von einem Jahre ist der Kopfindex bei ihm 75 (Länge 148, Breite 112); bei dem Mädchen ist er 83 (Länge 143, Breite 119). Es ist nicht denkbar, daß diese große Veränderung in der Kopfform einzig von der Entwickelung der Kaumuskulatur abhängig ist, auch die Form des Schädels muß sich geändert haben.

Später hat sich die Kopfform nicht mehr so stark geändert, denn jetzt, im Alter von drei Jahren ist der Längen-Breitenindex des Kopfes beim Jungen 77,1 (Länge 166, Breite 128), beim Mädchen beträgt er 82,4 (Länge 168, Breite 138).

Zusammenfassend finden wir somit: bei einem Kinde mit konstanter Seitenlage des Kopfes auf einem nicht sehr weichen Kissen nach einer geringen Zunahme der Dolichokephalie in den ersten Monaten eine allmähliche Zunahme des Kopfindexes bis zum dritten Lebensjahre; und bei einem brachykephal geborenen Kinde, in Rückenlage auf einem ähnlichen Kissen liegend, eine allmähliche, obwohl geringere Abnahme des Kopfindexes.

Beide Erscheinungen widersprechen den Erwartungen, welche man auf Grund der Auseinandersetzungen Walchers haben konnte, und zeigen, daß das erbliche Moment doch anscheinend eine bedeutendere Rolle spielt, als es Walcher sich vorstellt.

Bei den beschriebenen Kindern war es nicht die Lagerung, welche die Kopfform bestimmte, sondern die Kopfform, welche anfänglich die Lagerung bestimmte, eine Lagerung, welche dann später gewohnheitsmäßig oder der Bequemlichkeit halber innegehalten wurde.

Diese Beobachtung hat mich dann auch zur Frage geführt, ob Walcher bei seinen anthropologischen Auseinandersetzungen nicht Ursache und Wirkung verwechselt hat und dadurch zu solchen, für die messende Anthropologie so „wehmütigen“ Auffassungen gekommen ist.

Erstens muß bemerkt werden, daß Walcher nicht das Recht hat zu sagen, „daß der im ersten Lebensjahre durch äußere Einflüsse erworbene Index sich für das ganze Leben zu erhalten scheint“, denn es ist bekannt, daß durch das Längenwachstum des Kopfes der Längen-Breitenindex zwischen dem 6. und 20. Lebensjahre bis zu $3^1/_2$ Einheiten abnimmt. Jedoch abgesehen davon, daß die bedingenden Momente

für die Form des erwachsenen Kopfes nicht nur in den äußeren Einflüssen im ersten Lebensjahre liegen, dringt sich doch unmittelbar die Frage auf, ob Völker, bei denen die Köpfe zur Dolichokephalie neigen, eben nicht ihre Kinder auf der Seite werden liegen lassen, weil diese Lagerung von den Kindern selbständig eingenommen wird. Sind die deutschen Wickelkissen und die englischen harten Kissen nicht viel eher eine Folge der Kopfform als deren Ursache?

Und was für Kulturvölker womöglich gilt, wird in nicht geringerem Maße für die Naturvölker, und diese sind im allgemeinen viel mehr als Rassentypen zu betrachten, Geltung haben. Walcher mag recht haben, daß hier noch ein großes Gebiet offen liegt, er hat aber noch nicht gezeigt, daß man das Recht hat, der Dolicho- und Brachykephalie jede anthropologische Bedeutung abzusprechen. Hoffentlich wird bei künftigen anthropologischen bzw. ethnologischen Untersuchungen auch bei Naturvölkern der Kinderlage und der Schädelform während des Wachstumes größere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Neue Paläolithfunde in Norddeutschland.

Von E. Werth.

Die durch ihre Wechsellagerung mit echten Glazialablagerungen für die Urchronologie des Menschen hochwichtigen, Paläolithe führenden Elster-Pleißeschotter von Markkleeberg legten die Vermutung nahe, daß auch an anderen Stellen in den gleichaltrigen, während der vorletzten Eiszeit in umfangreichem Konnex miteinander gestandenen „altdiluvialen fluvioglazialen“ Schottern im Elster-Pleiße- und Muldetal Spuren des paläolithischen Menschen nachweisbar sein würden. Vorläufige daraufhin gerichtete, flüchtige Untersuchungen einer ganzen Reihe von Aufschlüssen der fraglichen Schotterstufe ermöglichten in der Tat schon jetzt den Nachweis einer weiteren Verbreitung des Menschen in dem bezeichneten Gebiete im Vorlande des Eises der vorletzten diluvialen Glazialperiode (Riß-Eiszeit). Einen schönen Hochschaber (Kielschaber), wie solche auch in Markkleeberg gefunden worden sind, fand ich in der Schottergrube westlich von Cröbern, die uns so klar über die Lagerungsverhältnisse des Decklößes zu den Schottern und dem Geschiebelehm Aufschluß gibt (vgl. E. Werth, Das Diluvium von Leipzig und die Paläolithfundstätte von Markkleeberg. Zeitschr. d. D. geol. Ges. 67, 26 ff., 1915). Diese d_1-Schotter der Sächsischen geologischen Landesaufnahme sind bis Altenburg aufwärts zu verfolgen, wo ich reichlich Feuersteine führenden und daher sicher hierher zu rechnenden Kiesen eine Moustierspitze entnehmen konnte. Von der Gegend von Grimma aus haben die d_1-Schotter des Muldetales über Otterwisch, Rohrbach usw. eine Verbindung mit denen des Pleißetales, ziehen sich andererseits aber auch im heutigen Muldetale abwärts bis Wurzen und weiterhin. Hier, wenig oberhalb Wurzen, fand ich in den zugehörigen Schotteraufschlüssen eine große, roh geschlagene Klinge mit zwei sorgfältig retuschierten Schaberkerben (encoche). Schließlich lieferte mir noch der Geschiebelehm, in den die Markkleeberger Schotter nach der Plateauhöhe (östlich) zu übergehen, in der Grube hinter der Schule in Markkleeberg eine Spitze vom Typus La Micoque. So wenig diese paar Funde auch an sich bedeuten mögen, so zeigen sie doch, daß der paläolithische Mensch der vorletzten Eiszeit auch in Deutschland eine viel allgemeinere Verbreitung gehabt hat, als bisher angenommen wurde.

Daß auch während der letzten Eiszeit der Mensch bei uns nicht gefehlt hat, glaube ich aus einer kleinen Serie von Instrumenten des Aurignac-Typus (Blattspitzen, Klingenschaber, Klingenkratzer, Rundschaber und Hochschaber) schließen zu dürfen, die ich in der Gemarkung Dahlem bei Berlin zum Teil bei Gelegenheit größerer Erdarbeiten aufgefunden habe. Es handelt sich hier um Geschiebesande und -lehme des letzten Inlandeises mit reichlichen nordischen Gesteinseinschlüssen, Feuersteinen und vom Gletscher geschliffenen und gekritzten Geschieben, auf dem Grenzgebiete zwischen dem östlichen, lehmigen und dem westlichen, sandigen Teile der Teltow-Grundmoränenfläche. Die Artefakte befinden sich hier natürlich nicht auf primärer Lagerstätte, sondern haben einen mehr oder weniger langen Transport im Gletscherschutt durchgemacht, was teilweise auch aus der Abrollung der Stücke hervorgeht. Wir finden sonst die Instrumente des Aurignacien vornehmlich in dem mit den Gletscherablagerungen der letzten Eiszeit gleichaltrigen (jüngeren) Löß. Wir können sie mithin in dem vom letzten Eise bedeckt gewesenen Gebiete (Norddeutsches Glazialseengebiet) nicht anders

als im Gletscherschutte selbst begraben erwarten. Die Aurignactypen im jüngsten Geschiebeglazial Norddeutschlands zeigen aber, daß der Aurignacmensch bei uns gelebt hat, und geben uns die Überzeugung, daß systematische Nachforschungen nach seinen Kultur- und Knochenresten im jüngeren Löß Norddeutschlands, wo er in Sachsen z. B. bis 10 m Mächtigkeit erreicht, nicht ohne Erfolg bleiben werden.

Das alte Märchen von dem Fehlen des paläolithischen Menschen in dem nordeuropäischen Inlandeisgebiete dürfte endgültig überwunden sein. Und damit dürften gerade solche Gebiete wie Norddeutschland, wo die Gletscherablagerungen die einzig mögliche Grundlage für die chronologische Fixierung der Kultur- und Skelettreste des diluvialen Menschen gewähren, endlich mehr Beachtung erfahren und eine bevorzugte Forschungsstätte auf dem wichtigen Gebiete der ältesten Urgeschichte der Menschheit werden. Es wäre wünschenswert, daß sich dieser Einsicht auch öffentliche Mittel und staatliche Stellen nicht länger verschließen möchten.

Hausers Micoquien.

Von E. Werth.

La Micoque bei Les Eyzies in der Dordogne war **Hausers** erste Ausgrabungsstation in Frankreich. Zu ihr ist er im Laufe langer Jahre immer wieder zurückgekehrt, weil ihm diese Station mit den eigenartigen typologischen Verhältnissen ein Rätsel zu bergen schien. Und bald erkannte er, daß sich in La Micoque ein in der üblichen Typologie des Paläolithikums bisher noch nicht vorhandener Formenkreis offenbart. Schon 1907 hat Hauser in Köln über die merkwürdigen Typen von La Micoque Bericht erstattet. In dem heute vorliegenden Buche „Über eine neue Chronologie des mittleren Paläolithikums im Vézèretal, speziell mit Bezug auf meine Ausgrabungen auf La Micoque“ (Leipzig 1916) gelangt er nun auf Grund mehr als zehnjähriger Grabungen und Sonderstudien zur Aufstellung eines „Micoquien“.

Es ist **Hausers** großes Verdienst, unbeirrt von den landläufigen Vorstellungen über die typologische Gliederung des Paläolithikums, aus den Ergebnissen der bisher umfangreichsten an einer paläolithischen Station geleisteten wissenschaftlichen Ausgrabungstätigkeit den Schluß gezogen zu haben, zu dem allein ihn das in seinem Umfange fast unübersehbare Fundmaterial zwang. Die Station von La Micoque liefert bekanntlich Formen, die an die Typen des Acheuléen erinnern neben solchen, die denen des Moustérien oder solchen des Aurignacien ähnlich sehen. So wurde das Micoquien bald als Acheuléen, bald als Moustérien, bald als oberes Moustérien behandelt, je nachdem diese oder jene Stücke als atypisch oder „banal“ für die Beurteilung des Formenkreises außer acht gelassen wurden. Die erstmalige volle Berücksichtigung sämtlicher Formen und Werkzeugtypen durch Dr. Hauser machte eine Einreihung der Gesamtindustrie von La Micoque in das Mortilletsche System unmöglich und führte zur Aufstellung des neuen Micoquien.

Der durch Textfiguren, Profile, Pläne und prächtige Farbendrucktafeln in hervorragender Weise dem Verständnisse näher gerückte Text des Werkes bringt im einleitenden Kapitel einen Überblick über die Geologie, Paläoklimatologie und Paläontologie des Vézèretales, der mit einer sehr bemerkenswerten Faunenliste der archäologischen Epochen schließt, die für weitergehende chronologische Parallelisierungen von allergrößter Bedeutung ist. Der nun folgende, zehn Seiten umfassende Abschnitt über quartäre Siedelungsverhältnisse in der Dordogne ist reich an interessanten Ausblicken und wichtigen Anregungen auf einem bisher noch kaum beachteten Forschungsgebiete. Ausführlich werden sodann die Geschichte und die Technik der Ausgrabungen auf La Micoque behandelt. Die aus reicher Erfahrung eingegebene sorgfältige Hausersche Ausgrabungsmethode kann als vorbildlich für die Praxis des Diluvialforschers gelten. An ihrer Hand lernen wir in der vorliegenden Studie das komplizierte Profil von La Micoque bis in alle Einzelheiten kennen.

Das bemerkenswerteste Resultat dieser minuziösen Profilaufnahme ist die Feststellung eines absolut homogenen Charakters von Artefakt und Fauna durch alle Schichten hindurch. Vor allem kommt die Micoquekeilspitze in absolut gleicher Formentwickelung in hohen und tiefen Horizonten vor. Dies ist für Hauser das ausschlaggebende Moment für die neue Chronologie von La Micoque gewesen.

Unter den Fossileinschlüssen der über 6 m mächtigen Schichtenfolge von La Micoque sind

durch ihr summarisches Übergewicht vor allem die Reste eines Pferdes bemerkenswert. Nach Studer gehört das Pferd von La Micoque einer großen Form an, die im Durchschnitt die Art von Solutré an Schwere übertrifft. Im ganzen fand sich bis jetzt in La Micoque folgende Fauna: Equus caballus, Bison priscus, Elephas antiquus, Cervus elaphus, Ursus spelaeus, Rhinoceros Merckii, Hippopotamus major. Es ist also eine auf eine Interglazialperiode weisende Tiergemeinschaft. Zur chronologischen Fixierung der Industrie von La Micoque ist jedoch diese Feststellung allein nicht ausreichend. Es bedarf dazu einer Einzelprüfung des Kulturinventars.

„Das Gesamtbild der Industrie von La Micoque zeigt zweifellos einen merkwürdig gemischten Charakter.“ Wir haben da zunächst verschiedene Formen von „Faustkeilen“; vor allem die elegant gearbeitete „Micoque-Keilspitze“. Es ist aber gleich zu bemerken, daß diese Micoquespitze nicht etwa als Leitform für das Micoquien gelten kann, denn sie fehlt an anderen Micoquienstationen und wird durch Faustkeile anderer Formen und Ausführung vertreten. Ferner finden wir in La Micoque Diskusformen, Moustierspitzen, Bohrer, Kratzer, Schaber oder Schäler in Rechteck- und Dreieckform, mit konvexer oder konkaver Arbeitskante, Kielschaber und eine mannigfache Kleinindustrie. Die Feststellung dieses gemischten Werkzeugcharakters bei voller archäologischer Einheitlichkeit aller Horizonte von La Micoque ist von allergrößter Tragweite. Die Tatsache, daß in einer einheitlichen paläolithischen Ablagerung Instrumente, die an das Acheuléen erinnern, mit solchen, die man für sich allein dem Moustérien oder gar dem Aurignacien zuweisen würde, regellos vergesellschaftet auftreten, ist geeignet, das französische, rein typologische System des Paläolithikums ernstlich zu erschüttern und endlich den Wunsch nach einer gesicherteren chronologischen Grundlage für die Diluvialarchäologie laut werden zu lassen. Daß selbst gewisse Formen von La Micoque von bekannten Forschern für „Archäolithen“ oder „Eolithen“ gehalten wurden, ist sehr bemerkenswert.

Hauser fand in La Micoque neben 60 Proz. Sondertypen 25 Proz. aurignacienähnliche, 10 Proz. moustérienähnliche und 5 Proz. acheuléenähnliche Stücke. Nach ihm haben bei sämtlichen Instrumenten des Micoqueformenkreises die Schneideflächen zwei übereinanderliegende Reihen von Retuschierungen, wie solche sonst erst aus dem Aurignacien bekannt waren. Der in der Bearbeitungsweise hervortretende Aurignac-Charakter zahlreicher Instrumente von La Micoque führt neben der interglazialen Begleitfauna dazu, die eigenartige Kultur zwischen das bisherige Alt- und Jungpaläolithikum und geologisch in die letzte Interglazialperiode einzureihen. Diese von Hauser in der beigefügten diluvialchronologischen Tabelle klar dargelegte Fixierung macht seine Ausführungen gegen die Wiegerssche Auffassung des Micoquien als warmes Moustérien der letzten Interglazialperiode nicht recht verständlich. Der Schwerpunkt zwischen den Auffassungen von Wiegers und Hauser liegt doch darin, daß ersterer das klassische Moustérien der Micoquekultur zeitlich folgen läßt, während dasselbe bei Hauser, sich dem Acheuléen anschließend, vorhergeht.

In einer Fußnote am Schluß der markanten Arbeit wird kurz einer Reihe von deutschen und schweizerischen Fundstätten gedacht, deren Artefakte nach Hauser seinem neuen Micoquien zuzuweisen sind. Möge das Buch, dessen gediegener Inhalt, wie gesagt, unter anderem dem französischen Paläolithschema einen schweren Stoß versetzt, auch fernerhin zu Forschungen über den Eiszeitmenschen in Deutschland anregen, in dem Lande, in dem die eiszeitlichen Gletscherablagerungen allein eine sichere chronologische Fixierung seiner Kultur- und Knochenreste ermöglichen.

Der Urtypus der Schmalhacke.

Von Dr. C. Mehlis, Prof. a. D. u. Konservator i. E.

Mit zwei Abbildungen.

Unter „Schuhleistenkeil“, Lochaxt, Schmalhacke, Bodenhacke werden in der prähistorischen Archäologie und in der Ethnologie geschliffene, schmale, dicknackige bis dünnnackige Steinhacken verstanden, deren untere Laufbahn in gerader oder etwas nach oben, vorn und hinten aufgebogener Linie verläuft und deren Kamm eine elliptische, nach oben ausgebogene Linie aufweist (vgl. Fig. 2: eine Schmalhacke aus der nördlichen Vorderpfalz,

Länge 13,4 cm, Breite 2,5 cm, Höhe 3,5 cm; vgl. Mehlis, Die sogenannten Schuhleistenkeile der neolithischen Zeit, im Zentralblatt für Anthropologie 1901, 3. Heft, S.-A., S. 3, Nr. 11 u. S. 4 bis 5).

Wie der Verfasser in der eben angeführten Spezialuntersuchung, sowie in einer im Jahre 1888 veröffentlichten Arbeit — „Hacke und Beil am Mittelrhein zur Steinzeit", aus „Mitteilungen der Pollichia", S.-A., S. 5 bis 10 — nachgewiesen hat, dienten diese Schmalhacken nicht zur Holzbearbeitung, wie Ingenieur Thomas annahm (vgl. Mehlis, Die Schuhleistenkeile, S.-A., S. 1), wozu sie wegen der zu stumpfen Angriffsfläche nicht geeignet sind (vgl. a. a. O. S. 5), sondern, wie jetzt die meisten Archäologen nach dem Vorgange des Verfassers annehmen [1]), zur Bearbeitung des Bodens — als Bodenhacke. Auf den Samoainseln diente ein ähnliches Werkzeug zu diesem Zwecke (vgl. Mehlis, Der Grabfund von Kirchheim a. d. Eck, S. 18 bis 19, mit Abbildung des Originals, Fig. 1).

Vergesellschaftet finden sich diese geschliffenen Bodenhacken nach der in meiner „Ligurerfrage" [2]) gegebenen Übersicht von den Höhlen Liguriens an durch die Dauphiné, das Elsaß, die Pfalz, Rheinhessen bis zum Taunus und weiter rheinab mit den Funden der Bandkeramik.

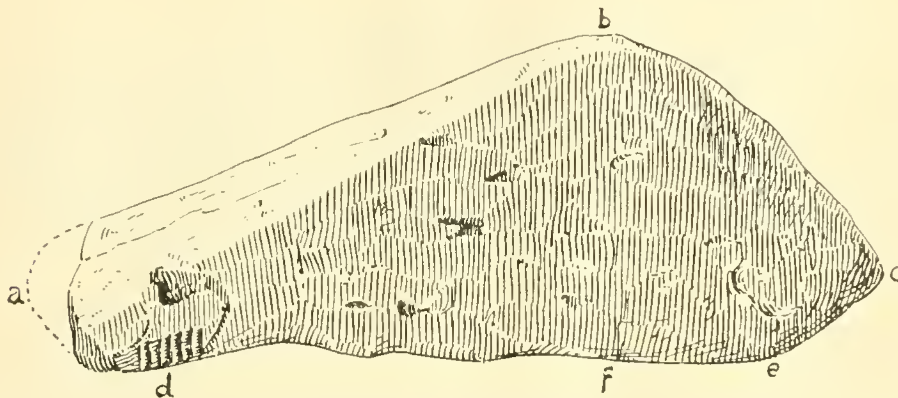
Zweifellos sind diese Bodenbearbeitungswerkzeuge mit dem Betriebe eines rohen Hackbaues, und zwar auf Lößboden in Verbindung zu setzen [1]).

Allein diese zweckvollendeten Artefakte springen nicht wie Pallas Athene „fix und fertig" aus dem Haupte des Kroniden; sie müssen eine Vorgeschichte, eine Genesis durchgemacht haben, ein Gedanke, dem meines Wissens bisher noch niemand näher getreten ist.

Ein Zufallsfund, den der Verfasser Ende September 1916 zu Neustadt a. d. H. machte, führte auf diese Spur.

Unmittelbar nordwestlich von Neustadt a. d. H. liegt in etwa 220 m Seehöhe die isolierte Muschelkalkinsel, „Vogelgesang" oder „Vogelsang" genannt. Hier fand der Verfasser schon vor einem halben Menschenalter aus lagerhaftem Hornstein geschlagene rohe Messerchen und Pfeilspitzen auf von unbekanntem Alter [2]), ferner drei bandkeramische Werkzeuge, das Hinterteil einer Schmalhacke, eine Breithacke und einen Meißel. Beim Durchschreiten des dortigen „Kübelweges" stieß der Verfasser mitten im Wege auf ein sonderbares Artefakt (vgl. Fig. 1). Die Farbe ist grauweiß. Das Gestein besteht aus festem,

Fig. 1.



Paläolithische Schmalhacke vom „Vogelgesang" bei Neustadt a. d. Hart.

[1]) Auch Hermann Hirt und Schötensack schließen sich meiner Ansicht an; vgl. Hirt, Die Indogermanen, Bd. 1, S. 350 und Verhandl. der Berl. anthr. Gesellsch. 1897, S. 493.

[2]) 2. Abteilung, S.-A., S. 28.

[1]) Den Löß als Bodenart führt wiederholt A. Schliz an; vgl. Die Sammlungen des hist. Museums zu Heilbronn, S. 23 und sonst mehrfach.

[2]) Über diese Muschelkalkinsel vgl. Laubmann in den Jahresberichten der Pollichia, 25. bis 27. Jahrgang, S. 83 bis 84; C. W. von Gümbel: Geologie von Bayern, 2. Bd., S. 1015 u. 1040. — Die oben erwähnten Hornsteinartefakte bildeten insofern ein Stratum, als sie in der Nähe der dortigen Hornsteinbank lagen, die den höchsten Teil des Kammes am „Vogelgesang" vor ihrer Zerstörung — um 1900 — gebildet hat und weiter höher eine Reihe von römischen Pfeilspitzen festgestellt wurde. Der von Neustadt nach Haardt früher über die Höhe führende alte Weg ist ein Römerweg; unmittelbar nach Osten stand eine römische Specula.

dichtem kristallinischen Muschelkalk, den eine grauweiße Verwitterungsrinde bis auf einige verletzte Stellen umzieht und der an manchen Stellen in Hornstein übergeht.

Länge	11,3 cm
Größte Höhe	4,6 „
Breite	3—4,1 „

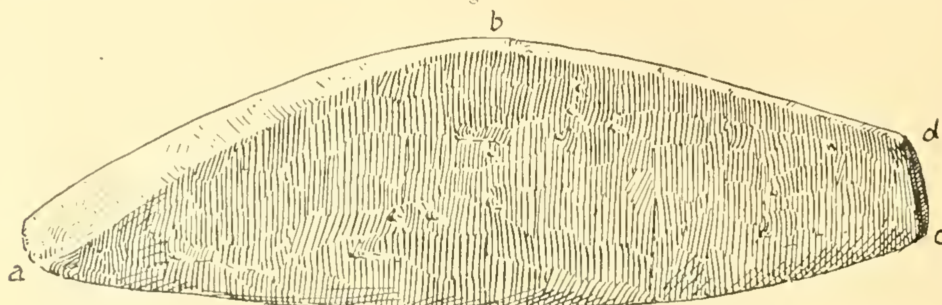
Da nun an der Schneide ein Defekt vorhanden ist, so mag die ursprüngliche Länge 12 bis 13 cm betragen haben. Das Stück ist nicht geschliffen, wohl aber sorgfältig behauen, so daß weder an der Unterseite, noch an den Seitenflächen eine größere Unebenheit störend vortritt. Die zur Schneide auf 8 cm Länge abfallende Vorderfläche verbreitert sich von der hohen „Schulter" an bis zu 3 cm nach vorn, während nach rückwärts zum „Haupte" zu nur eine abgerundete Kante besteht. Die beiden Seitenwangen fallen

Erdscholle oder des Gesteines geeignet und „gemacht". Das Haupt ist hier — *c* bis *e*, wie dort *c* bis *e*, abgeschrägt, damit die aus Holz und Bast bestehende Bindung [1]) besseren Halt finden konnte.

Was die Dimensionen des Neustadter Stückes anbelangt, so stimmen sie in der Länge mit den vom Verfasser — Schuhleistenkeile der neolithischen Zeit, S. 3 — untersuchten neolithischen Schmalhacken Nr. 11, 12, 13, 14 überein; in der Breite mit 7, 8, 11, 16, 17; in der Höhe mit 9. Die Maße bei der Neustadter Bodenhacke korrespondieren also im allgemeinen mit denen der neolithischen Werkzeuge, jedoch ein völlig identisches Artefakt ist unter letzteren nicht.

Auch diese Tatsache bringt mit der Behauung, der rohen Ausführung zum Ausdruck, daß wir in der Neustadter Schmalhacke den

Fig. 2.



Neolithische Schmalhacke aus der Vorderpfalz.

fast senkrecht nach unten zu ab. Die Laufbahn, welche die Basis bildet, ist nach hinten zu auf 2,5 cm Länge abgeschrägt, nach vorn zu horizontal gestaltet, mit Spuren von Abnutzung, die bis *f* reichen. Nahe der Schneide — bei *d* — sind 7 scharfe Kerben sichtbar; nach meiner Ansicht Spuren der Bearbeitung, die mit einem scharfen, pickelartigen „Faustkeil" erfolgt sein muß. Die Formgebung war eine bewußte, sonst hätte der Lapicida sich wohl „verhauen". Er wußte, worum es sich bei dem arte factum instrumentum handelte, um ein Werkzeug, das zum Aufreißen eines harten und widerspenstigen Urbodens dienen sollte.

Deshalb entsprechen auch die Umrisse und Flächen in technischer Bewertung hier genau der neolithischen Bodenhacke dort. Man vergleiche unbefangen Fig. 1 mit Fig. 2, und man wird zu demselben Ergebnis gelangen.

Hier wie dort die Arbeitsflächen *a* bis *b* und *a* bis *c*; jene zum Eindrücken in den Boden, die an der Stirn — bei *c* — ihren die Kraft retardierenden Widerstand und Gegendruck fand, diese zum Aufgreifen und zur Entfernung der

Urtypus der späteren geschliffenen und technisch verfeinerten Bodenhacke der Bandkeramiker, d. h. der ligurischen Steinzeitbevölkerung der Rhône- und Rheinlandschaften vor uns haben. Als geeignetste Zeit und bester Kulturabschnitt bietet sich für diesen Urtypus das Campignyen dar [2]).

Daß sowohl am Donnersberg, wie gleich unterhalb obiger Fundstelle von Neustadt a. d. Hart zwei Campignystationen vorhanden sind, hat der Verfasser erst jüngst an dieser Stelle [3]) nachgewiesen. Der obige Befund vertieft noch diesen primitiven Kulturkreis.

[1]) Vgl. das Samoaexemplar: Grabfund von Kirchheim a. d. Eck, S. 78; hier Holzfassung und Kokosschnurumwickelung.

[2]) Vgl. Literatur bei Mehlis, Eine neolithische Station (Campignyen) vom Donnersberg, 1916, S.-A., S. 5; dazu kommt noch A. Schliz, a. a. O., S. 20. Die Campigny-Menschen kannten bereits Getreide (Hirse) und dessen Verwendung.

[3]) Vgl. Korrespondenzblatt d. D. Gesell. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1916, Nr. 7 bis 9; Mesolithische Stationen vom Donnersberg und aus der Vorderpfalz.

Und wenn der Verfasser[1]) früher den Nachweis erbrachte, daß die Zone der Bandkeramik in Mitteleuropa mit der Ausbreitung der Ligurer, den Angehörigen der Rasse des homo mediterraneus[2]), vom Rande der Pyrenäen bis zum mons Cetius und der Wien = Vienna, zusammenfällt, deren Hauptinstrument für ihren rohen Hackbau die Schmalhacke oder Barock, genannt der Schuhleistenkeil, war, so liegt der Schluß nahe, daß die nachweisbar älteste Ausstrahlung dieser Urbevölkerung der Mittelmeerländer, die in der Campignykultur Oberitaliens, Nordfrankreichs, West- und Norddeutschlands, vorliegt, den Urligurern angehört und somit auch der „Urtypus der Schmalhacke“.

[1]) Vgl. Die Ligurerfrage, II, S. 28.

[2]) A. Schulten, Numantia I, kam in letzter Zeit unabhängig von des Verfassers „Ligurerfrage“ zum selben Resultat.

Von den Steingeräten der Völkerschaften in Sachsen-Thüringen.

Von Bärthold-Halberstadt.

Mit 13 Abbildungen.

Die steinzeitlichen Gefäße mit ihren Verzierungen sind in vieljährigem Forschen immer feiner unterschieden und in ihrer Verbreitung festgestellt, zuletzt von Schumacher „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung“, Bonn 1916, mit der Mahnung, nun auch die Werkzeuge mehr zu berücksichtigen. Bisher ist auch nur der „Schuhleistenkeil“ der südlicheren, das Beil aus Wiedaer Schiefer der nördlicheren Völkerschaft und der vielkantige Hammer den Leuten mit den Amphoren als eigentümlich zuerkannt, und doch vollendet sich in den Waffen und Werkzeugen die durchgreifende Verschiedenheit der Kulturen. Es wird daher allmählich festzustellen sein, was ausschließlicher Besitz der einzelnen Völkerschaften war, und was sie gemeinsam mit anderen gebrauchten.

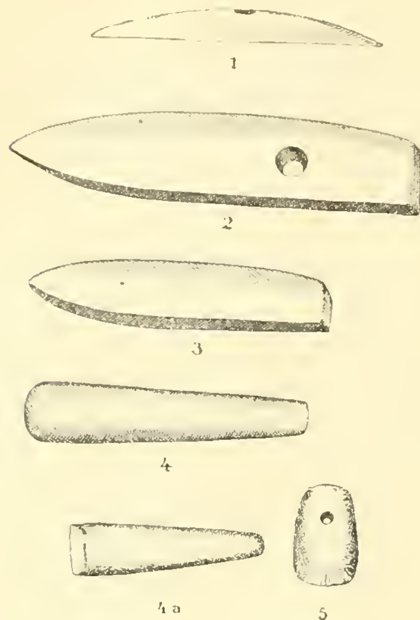
Durch ihre Größe und höchst geschmackvolle Form zieht in Sachsen-Thüringen eine sehr langgestreckte Axt die Blicke auf sich (Fig. 2). Es ist eine Axt, denn Schneide und Schaftloch haben die gleiche Richtung, während bei der Hacke die Richtungen beider sich kreuzen. — Aus Spuren der Verschnürung an der Axt im Leubinger Fürstengrabe schloß Höfer, daß sie zwischen Wangen durch einen Pflock befestigt hackenförmig geschaftet war. Das würde indes für den ursprünglichen Gebrauch nichts entscheiden, denn in der Bronzezeit war sie offenbar ein Fundstück; die Meister dieser Form hatten wohl schon geraume Zeit den eingewanderten Germanen das Land völlig überlassen.

Wie bei den gleichgeformten Meißeln, den Schuhleistenkeilen, wird die Schneide von einer stark gewölbten und einer ganz flachen Seite gebildet, so daß sie eigenartig gebogen ist. Bei der ersten Beschreibung der Gräber vom Hinkelstein (Archiv f. Anthropol. 1868) meinte Lindenschmit, die flache Seite sei durch stärkeren Gebrauch abgeschliffen. Die Absichtlichkeit der Form wurde bezweifelt, weil die Zweckmäßigkeit nicht ersichtlich war.

Besonders elegant sieht die Axt aus, wenn die flache Seite verschmälert ist und damit die beiden durchlochten Seiten etwas gewölbt sind. In der Regel besteht sie aus Diabas, Diorit oder schwarzem Kieselschiefer, also zähem und hartem Gestein, das auch schöne Politur annimmt. Sie ist wie der Schuhleistenkeil ein Werk der südlicheren Völkerschaft — Krause und Schötensack vermerkten ihr Fehlen schon in der Altmark — und sie beweist auch denselben starken Sinn für Maß und Form wie diese ganze Kultur. Unter 16 Stück der großen Form haben 3 eine Länge von 29 cm, 9 die Länge von 31 bis 33 cm und 4 andere sind schätzungsweise ebensolang. Das ist sicherlich nicht Zufall, sondern Absicht, zumal die Schwankungen von Verkürzung durch Nachschleifen kommen können oder davon, daß jeder das Maß von sich selbst nahm, denn es ist, wie Kauffmann bemerkt, die Länge des Oberarms, aber auch — und das ist ein bequemeres Maß — die innere Länge des Unterarms mit der Faust, und es ist das bis zur Annahme des Meters so weit verbreitete Maß „der Fuß“, 32,5 cm. Die größte bekannte Axt in der Sammlung Schröder in Hainichen mißt 42 cm, das ist die äußere Länge des Unterarms mit dem Daumen bei einem Mann von etwa 1,75 m; die kleinsten haben nur reichlich Fingerlänge, so daß die größte Axt gerade viermal so lang wie die

kleinste ist. Ähnlich Fig. 3, denn auch die hochgewölbten Meißel steigen in der Länge von 6 bis 40 cm.

Diese Äxte zeigen meist keine Gebrauchsspuren, ihre glänzende Glätte ist vortrefflich erhalten, nur im Schaftloch sind sie nicht selten gebrochen, und dann ist ein neues Loch gebohrt oder doch angefangen. Manche haben frische Bruchstellen und Scharten, sie sind von den ersten Findern zerschlagen, auch vom Pfluge



Werkzeuge der südlicheren Völkerschaft mit Spiral-Mäander und Stichband-Gefäßen.

Abgebildet ist jedesmal das größte Stück aus dem Harzgau oder aus Gatersleben im Nachbargau. nur Abb. 2 ist — dank freundlicher Mitteilung — von Gügleben, S.-Meiningen; hier eingeschaltet, weil ihre Größe mit Abb. 8 übereinstimmt (42 cm), und 4a weil aus zweifelfreiem Gesamtfunde.

1. Doppelaxt von Gatersleben $^1/_8$. 2. Größte hochgewölbte Axt Sammlung Schröder-Hainichen $^1/_8$, zugleich die kleinste Axt von Gatersleben in $^1/_2$ natürlicher Größe. 3. Hochgewölbter Meißel von Gatersleben $^1/_8$; in $^1/_2$ Größe, z. B. S. Franke-Rohrsheim. 4. Flachgewölbter Meißel S. Franke $^1/_8$. 4a Faustmesser von Wolmirstedt $^1/_8$. 5. Flachgewölbte Hacke von Gatersleben $^1/_8$.

beschädigt. Es ist öfter noch zu bemerken, daß sie aus dem Gestein herausgesägt sind eben in der gewollten Länge.

Die Doppelaxt (Fig. 1) schließt sich eng an, ist aber hackenförmig geschaftet, das Bohrloch geht durch die Mitte der gewölbten und der flachen Seite; von da an senkt sich die gewölbte Seite ganz allmählich zur Schneide. Auch bei gleicher Größe wie die Axt — 32 cm und darüber — ist sie niedriger und schmaler; die Wand ist daher schwach und die Schneiden sind dünn ausgezogen. An ernstlichen Gebrauch ist nicht zu denken, sie muß wohl ein Sinnbild gewesen sein wie bei anderen Völkern.

Auch eine der Doppelaxt entsprechende Hammeraxt ist gefunden, aber ganz selten; einzelne wurden nur geformt, weil eine Schneide abgebrochen war.

Neben den hochgewölbten Formen waren auch flachgewölbte Meißel in Gebrauch, die ebenfalls eine Länge von 32 cm erreichten (Fig. 4), vielleicht auf das Nachschleifen berechnet. Die übliche Größe ist rund 15 cm bei einer Breite von 6,5 cm an der Schneide; sie sind ebenfalls schön geformt und geglättet. Viel zahlreicher sind die kleinen, die den Schabern aus Feuerstein entsprechen. An einer Fundstelle, der Gatersleber Warte zwischen Halberstadt und Aschersleben, sind über 70 gefunden, fast der fünfte Teil aller Fundstücke, zusammen mit den nicht gewölbten Schabern beinahe die Hälfte.

Einige solcher Breitmeißel sind durchlocht und also zu Hacken geformt (Fig. 5). So konnten sie gut zur Gartenarbeit dienen, aber für so allgemeinen Gebrauch sind sie viel zu selten; es wird der hölzerne Grabstock angewendet sein.

Um lange Schnitte, z. B. in Leder und Stoff, zu führen, war, wie die Gräber am Hinkelstein zeigten, ein Werkzeug mit gerader, nicht gewölbter Schneide im Gebrauch (Fig. 4a); doch auch mit spitzem Nacken und gerundeter Schneide wie die Jadeitbeile. Bei Wolmirstedt, Bezirk Magdeburg, war es zweimal mit je zwei hochgewölbten Meißeln und einer Axt in der Erde geborgen. Mit abgerundeten Kanten paßt diese Form vortrefflich in die Faust und bedurfte keiner Schäftung; sie scheint aber auch allein von allen Werkzeugen dieser Kultur geeignet, in Holzkeule eingefügt, als Waffe zu dienen — wie Schumacher, Fig. 11 —, doch ist sie nicht zahlreich.

* * *

Die vielen Waffen und Werkzeuge der nördlichen Völkerschaft aus kunstvoll bearbeitetem Feuerstein sind längst als ihr eigentümlich erkannt, auch die nicht so weit verbreiteten, gleichfalls bewundernswert geformten Äxte und Hammeräxte. Aber südlich von Magdeburg nach Thüringen hin werden nur eben noch so viel Dolche und Speerspitzen, Doppeläxte, Hämmer und Beile gefunden, um die Herkunft der Einwanderer zu bezeugen. Die ausgezeichnet gearbeitete Hammeraxt (Fig. 7) ist hier wie in Jütland in Einzelgräbern gefunden, in Kloster Gröningen auch wie dort mit schön geschliffenem Feuersteinbeil und Feuersteinspan, der in diesem

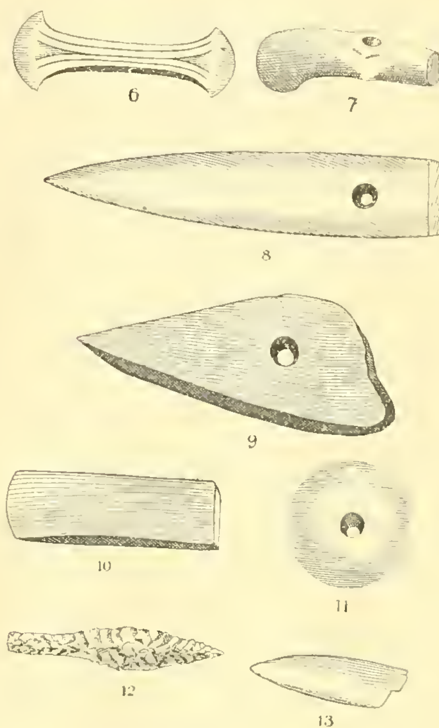
Grabe ganz außergewöhnlich groß war. 21,5 cm lang. Nur die großen Bernsteinscheiben, im Kopenhagener Führer unter Nr. 30, fehlen bis jetzt.

Mitgebracht ist auch die linsenförmige Steinscheibe (Fig. 11), da ihre Heimat durch die große Riesenstube auf Sylt und Gräber in Jütland erwiesen ist. Obschon sie nicht häufig ist, scheint sie noch hier angefertigt zu sein, denn einige schöne Exemplare bestehen aus schwarzem Kieselschiefer, der im Norden nicht vorkommen soll. Bisweilen ist die Schneide ringsum stark abgenutzt — z. B. in Rössen und dem Grabe auf Sylt (Altert. h. Vorzeit 5) —, was mehr auf den Gebrauch als Werkzeug denn als Waffe deutet.

In dem neuen Gebiet vereinfachten die „Urgermanen“ die Gefäße zum Bernburger Stil, die kleinen Beile wurden aus Wiedaer Schiefer, der im Harz ansteht, gefertigt, die mittleren (Fig. 10) behielten die Form des Rechtecks, wurden indes in anderem Gestein stärker gemacht. Die großen Äxte bekamen eine ganz andere Gestalt; sie sind lang und schlank, zuweilen gleich hoch und breit (Fig. 8). Wenn die Kanten, was oft der Fall ist, abgerundet sind, sehen sie den hochgewölbten Äxten so ähnlich, daß an eine Beeinflussung zu denken ist. Sie sind noch länger und schwerer; die oben erwähnte Länge von 42 cm ist hier öfter gemessen, bei Wolmirstedt wurden unter einem großen Stein drei Stück von 45, 37 und 34 cm gefunden und bei Burgscheidungen sogar die riesige Größe von 49 cm, die auch die größesten nordischen Feuersteinbeile noch überbietet.

Diese walzenförmige Axt ist nicht so vollkommen und nicht so genau nach gleichem Muster gearbeitet wie die hochgewölbte; vertiefte Stellen sind geblieben, die Stellung des Schaftloches schwankt, das Bahnende ist gerade abgeschnitten oder gerundet, auch schräg wie bei der folgenden Form, doch wird ihre Eigenart dadurch nicht verwischt. Nachschleifen verkürzte und veränderte insofern, als dann die Schneide nicht mehr so allmählich erreicht wird, sondern scharf keilförmig ist.

Eine Axtform von größerer Breite, die rund $^1/_3$ der Länge beträgt, fällt dadurch auf, daß die Breitseiten nur flüchtig geglättet sind, ebenso das Bahnende und dieses ist — das kennzeichnet die Form — immer schräg. Voß und Stimming beschrieben sie schon von Brandenburg und bemerkten, daß sie nach Süden verbreitet sei. Gleichwohl kann sie nicht den südlicheren Völkerschaften zugeschrieben werden, sie weicht zu weit von der symmetrischen Gestaltung und sorgfältigen Bearbeitung in dieser Kultur ab. Es ist zunächst eine natürliche Form, veranlaßt durch Geschiebestücke schieferiger Gesteine, denen nur eine Schneide anzuschleifen und ein Loch zu bohren war; aber im Gebiet der Bernburger Gefäße erreicht diese Axt eine Länge von 34 cm bei 7 cm Stärke, ist auch öfter allseitig gut geschliffen, so daß sie ein schiefseitiges Dreieck darstellt. Es sind sehr wuchtige Keile, die wohl Baumstämme spalten konnten.



Waffen und Werkzeuge der nördlichen Völkerschaft mit Bernburger Gefäßen.

6. Doppelaxt von Gatersleben $^1/_8$. 7. Hammeraxt von Kloster Gröningen S. Klamroth und Rhoden am Fallstein $^1/_8$. 8. Walzenförmige Axt S. Klamroth $^1/_8$, gleich groß von Gatersleben. 9. Schiefdreieckige Axt S. Ahlfeld-Groß-Quenstedt $^1/_8$. 10. Rechteckiges Beil vom Bocksberg bei Derenburg $^1/_8$. 11. Linsenförmige Scheibe von Nienhagen $^1/_8$. 12. Dolch von Rhoden $^1/_8$, auch S. Franke. 13. Messer von Crottorf $^1/_8$, auch Gröningen, Bocksberg, S. Ahlfeld, S. Franke.

Bei dem schrägen Bahnende wirkte der Schlag des Holzschlegels auf eine Kante, nicht auf die Mitte, die durch das große Schaftloch geschwächt ist.

Ganz neu scheint hier dem Besitzstande ein spitzes Steinmesser eingefügt zu sein, wohl als Ersatz des Feuersteindolches. Nur wenige Stücke von mäßiger Größe sind noch gut erhalten, aber in den Siedelungen auf dem Gertling bei Groß-Quenstedt und dem Bocksberge bei Derenburg haben sorgfältige Sammler Bruchstücke

in größerer Zahl aufgehoben, deren Rücken bis zu 1 cm stark ist, so daß sie den schweren Eisenmessern späterer Zeiten gleichkommen. Außerdem gehören dem nördlichen Gebiete kurze gewichtige Axthämmer an, so hoch und noch höher wie breit, gleich geeignet zu Hieb und Wurf. Das „Faustmesser“, wie sich vielleicht bezeichnender als „Keil“ sagen läßt (Fig. 4a), ist wohl von beiden Völkerschaften gebraucht, im nördlichen Kreise nur etwas kräftiger geformt, ebenso die flachen Schaber, die vierkantigen Meißel und Feuersteinspäne. Nur zu diesen und vielleicht auch kleinen Keilen reichte der einheimische Feuerstein.

Der Besitz der Urgermanen war also reichhaltiger namentlich an Waffen, die im Nachlaß der südlichen Völkerschaft geradezu fehlen. Die Lust am Betätigen der Kraft, die sich im Aufbau von Gräbern aus Felsblöcken von mehreren hundert Zentnern ausspricht, erweist sich auch in der Wucht der Werkzeuge und Waffen.

Zu diesen beiden Kulturen gesellt sich besonders oft in Thüringen noch der kunstvoll geschliffene vielkantige Hammer, der mit dem kleinen Feuersteinbeil die Amphoren begleitet. Andere Waffen und Werkzeuge dieses Volksstammes sind noch nicht nachgewiesen, auch größere Siedelungen ergaben davon nichts (Schlesiens Vorzeit 1916), außer dem dortigen Serpentinhammer. Doch konnte Grössler aus Amphorengräbern bei Burgscheidungen vier Steinbeile bekannt machen, die eigenartig genug sind, um sie dieser Kultur als eigentümlich zuzuerkennen. Vierkantig geschliffen schwellen sie auffallend stark von beiden Enden zur Mitte an, bei einer Länge von 14 cm und halb so breiter Schneide in der Mitte 3,5 cm dick, am Bahnende aber nur 1,5 cm, so daß die Seitenflächen dem Durchschnitt einer Linse nahekommen.

Es bleibt bemerkenswert, daß bei diesem Volksstamm, dessen Amphoren und Becher meist geschmackvoll geformt und verziert sind, dessen vielkantiger Hammer ein Meisterwerk ist, wiederholt ungemein dickwandige Schädel mit sehr starken Augenbrauenwülsten und fliehender Stirn beobachtet sind. In den Mitteilungen aus dem Prov.-Museum Halle 1894, S. 18 und 20, beschrieb Direktor Schmidt zwei solche Schädel aus Hügelgräbern bei Querfurt und v. Weinzierl in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1894 aus einem Grabe mit Amphora und Becher bei Lobositz einen Schädel, der dem vom Neandertal sehr nahe kommt. Hierher kann auch das „Urvolkgrab“ in Mecklenburg mit gleichem Schädel gehören (Beltz, S. 108), da Kugelamphoren dort nicht fehlen. In den meisten beschriebenen Gräbern waren die Gebeine bereits aufgelöst; so ist nicht zu beurteilen, wie häufig diese auffallende Schädelform war.

Die Mischung des Nachlasses zeigt sich recht deutlich an der hier schon oft genannten Warte bei Gatersleben. Dort wurden von Pastor Theune durch 26 Jahre für mich gesammelt aus der südlicheren Kultur: 3 Doppeläxte und eine kleine Hammeraxt, 7 hochgewölbte Äxte, 67 hochgewölbte Meißel, darunter 12 von der zierlichen Zwergform, 14 Breitmeißel (Fig. 4), 73 flachgewölbte Schaber, 2 Hacken (Fig. 5); von der nördlichen Kultur: 5 walzenförmige Äxte, 7 mit schräger Bahn, 12 rechteckige Beile (Fig. 10), 3 kleine spitzovale Hammeräxte und 6 Hammerbeile zum Anbinden. Wohl beiden gemeinsam: 11 Faustmesser (Fig. 4a), 104 flache Schaber, 12 vierkantige Meißel; dann noch 4 vielkantige Hämmer. Auf dem Tie bei Gatersleben sind neben Gefäßen und Werkzeugen der südlicheren Kultur 2 Amphoren, 1 Becher und Feuersteinbeile gefunden.

Reklamationen und sonstige Mitteilungen
sind an die Adresse des Herrn Professor Dr. K. Hagen, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu senden.

Ausgegeben am 10. Januar 1917.